Ex Libr: Ios: Ant: Imhof de
Spielberg Coll: Ecc: S: Petri
Præp: et S: Maurit: Dec: A.V:

S. B
A C c 8.
Gr 5
8632
—1—

J. Hickel S.C.R.A.M.Pict. pinx. *J.E. Manſfeld. Sc. 1783.*

Michael Ignaz Schmidts

Kaiſ. Königl. wirklichen Hofraths, Directors des Kaiſerl. Königl. Hausarchivs, und der Bücher-cenſur Commiſſion-Beyſitzers.

Geſchichte der Deutſchen.

Erſter Band.

Von den älteſten Zeiten bis auf Karln den Großen.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Neue von dem Verfaſſer verbeſſerte, und unter ſeinen Augen veranſtaltete Auflage.

Wien,

Mit von Baumeiſteriſchen Schriften.

1783.

Vorrede
zur erſten Ausgabe.

Meine Abſicht bey dieſem Werke iſt, zu zeigen, wie Deutſchland ſeine dermahligen Sitten, Aufklårung, Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften, hauptſåchlich aber ſeine ſo ſehr ausgezeichnete Staats- und Kirchenverfaſſung bekommen habe; kurz, wie es das geworden ſey, was es wirklich iſt.

 Da

Da die Cultur des Menſchen immer einer der Hauptgegenſtände iſt, worauf der Geſchicht⸗ſchreiber ſein Augenmerk richten muß, dieſe aber in einem nicht geringen Verhältniſſe mit der Cultur des Bodens zu ſtehen pflegt: ſo fange ich von der natürlichen Beſchaffenheit des al⸗ten Deutſchlandes an. Ich ſage, in einem nicht geringen Verhältniſſe; denn, wenn der Fortſchritt ganz gleich wäre, ſo müßte freylich der Chineſer eine weit höhere Stufe unter den geſitteten Nationen einnehmen, als ihm der Europäer gemeiniglich einräumt. Indeſſen bleibt doch ſo viel richtig, daß, wenn jemand von den öden Fluren, und ungeheuren Wal⸗dungen der Iroquoiſen auf einmahl in das auf das fleißigſte angebaute China überſetzt würde, er von ſelbſt den Schluß machen würde, daß andere Menſchen hier wohnen müſſen.

Mit

Mit dem Anbau eines Landes verändert ſich auch nach und nach deſſen Klimá, und dieſe Veränderung zieht wieder eine Menge anderer nach ſich. Es iſt daher allemahl der Mühe werth, wenigſtens durch analogiſche Schlüſſe, das urſprüngliche Klima eines Landes zu beſtimmen.

Ich ſchreite von da fort zu dem Charakter und den Sitten der alten Deutſchen. Unter Sitten und Charakter eines Volks verſtehe ich den Inbegriff der herrſchenden Neigungen und Meinungen deſſelben. So, wie Tacitus von den Deutſchen ſagt, daß die guten Sitten bey ihnen mehr vermögen, als anderwärts die Geſetze: eben ſo kann man überhaupt von allen übrigen Völkern ſagen, daß die Sitten bey ihnen mehr vermögen, als die Geſetze. Eine Nation kann nicht allemahl nach ihren Geſetzen beurtheilt werden, indem dieſe gar oft gerade

das Gegentheil von dem ſind, was ſie ſelber iſt. Beſonders ſind die verbiethenden Geſetze meiſtens Folgen gewiſſer Paroxysme der Staatskörper. Wenn ein oder die andere Krankheit ſich heſtiger, als gewöhnlich, äußert, ſo wird ihr geſchwind mit einem ſolchen Geſetze begegnet, ohne daß man ſich um die Mittel bekümmert, es in Ausübung zu bringen. Kommt das Fieber wieder, geſchwind wieder das nähmliche Geſetz, als wenn ein Kranker dadurch geſund würde, wenn man ihm verbiethet, nicht mehr krank zu ſeyn. Dieſes wird meiſtens ſo lange wiederholet, bis entweder die Krankheit in eine weit ſchlimmere ausartet, oder durch die Gewohnheit erträglich, und zuletzt gar nicht mehr empfunden wird. Auffallende Beyſpiele davon geben uns die erſten Geſetze der verſchiedenen Deutſchen Nationen, und der größte Theil der Capitularien Karls des Großen. Karl ſah es zwar wohl ein, daß man Wirkungen

ohne Urſachen verlangt, wenn man Sitten ſtehen läßt, und Sachen gebiethet, die nicht mit dieſen überein ſtimmen; er legte daher auch Hand an die National-Erziehung; allein, ſeine Nachfolger ſetzten dieſen Plan faſt ganz wieder aus den Augen.

Nur iſt die Frage, in wie weit dem Tacitus, und andern Römiſchen Schriftſtellern Glauben beyzumeſſen ſey, wenn ſie von den Sitten der Deutſchen reden; indem es faſt zur Mode geworden, daß man dem erſten nachredet, er habe vielmehr eine Satyre auf die Römer, als das wahre Gemählde der Deutſchen Sitten liefern wollen. Meines Orts pflichte ich dem Robertſon bey, der des Tacitus Werk von den Sitten der Deutſchen, ſo wie auch die Nachrichten des Cäſar von eben denſelben für die koſtbarſten und lehrreichſten Denkmahle des Alterthums für die gegenwärtigen Bewohner

von Europa anſieht *). Nichts rechtfertiget den großen Staatsmann und Menſchenkenner mehr, als die Geſchichte der heutigen und alten Nationen, die eben ſo weit von dem Stande der Natur entfernt in ähnlichen Umſtänden leben, oder gelebt haben, als die alten Deutſchen. Robertſon hat die Parallele mit den Amerikanern, denen wir den Nahmen der Wilden beylegen, gezogen **). Bey dem Cluver in ſeiner Germania antiqua findet man alles beyſammen, was die alten Völker betrifft. Wie einleuchtend iſt nicht die Aehnlichkeit, ohne daß darum das Ganze aufhöret, eine einzelne und ſich nur ähnliche Nation zu bezeichnen!

Konnte Tacitus nicht auch die nähmliche Abſicht haben, die Sitten der Deutſchen zu ſtudieren und zu entwerfen, als manche Europäer

*) Robertſons Geſchichte der Regierung Kaiſer Karls V. T. I. in der ſechſten Note pag. 261.

**) Ebendaſelbſt S. 266. folgg.

päer, da ſie den Sitten der Wilden ſo fleißig nachſpüren? Mich deucht, daß ein in ſeiner rohen Barbarey aufgewachſener Deutſcher für einen civiliſirten Römer ein eben ſo intereſſanter Anblick ſeyn mußte, als der Wilde, oder jede andere, ihr urſprüngliches Gepräge noch an ſich habende, Nation zu unſern Zeiten für den Philoſophen iſt. Warum ſollte wohl Tacitus ſo genau die Nahmen, Wohnungen, und andere Unterſcheidungszeichen der Deutſchen Nationen, ſo gar was Kleidung, Haar und dergleichen betrifft, aufgeſucht haben, wenn er nicht Geſchichtſchreiber hätte ſeyn wollen? Der allgemeine Nahme der Scythen, oder gleichwohl der Deutſchen, würde ihm viel bequemer geweſen ſeyn, ſeine ſatyriſchen Ausfälle zu maskiren. Uiberhaupt müßte man erſt die beſondern Stellen namhaft machen, die nicht allerdings mit der Wahrheit überein ſtimmen, wenn man ſo etwas behaupten wollte.

Einigen kommen die Deutſchen des Tacitus faſt zu tugendhaſt vor. Allein, dieſe halten ſich nur an einzelne Züge, nicht an das ganze Gemählde. Jeder Stand der Menſchheit hat ſeine Tugenden und ſeine Laſter. Mit den Tugenden geht es, wie mit den Pflanzen: einige kommen beſſer auf gebautem, andere auf ungebautem Boden fort; und nicht alle Laſter können bey gewiſſen Ständen zuſammen treffen, weil ſie nicht alle ihre Nahrung bey denſelben finden. Im Ganzen wird doch ſo ziemlich das Gleichgewicht gehalten.

So viel bleibt allemahl richtig, daß Tacitus nicht für die Deutſchen, ſondern für die Römer ſchrieb. Nichts würde dieſen Römer mehr befremden, als daß ſein Buch von den Sitten der Deutſchen nun von eben dieſer Nation geleſen, beurtheilt, commentirt, mit Noten und Diſſertationen verſehen, und manchmahl

er=

erläutert, manchmahl unkenntlich gemacht wird. Noch mehr würde er ſich wundern, daß an dem barbariſchen Viſurgis, (der Weſer), deſſen Nahmen nur zu ſchreiben, dem erſten Römer ſo viele Mühe mag gekoſtet haben, noch ein Theil ſeiner Werke, die ſeine Landesleute haben zu Grunde gehen laſſen, iſt gerettet worden *).

Dieſes voraus geſetzt, iſt freylich nichts anders zu denken, als daß Tacitus die Seite der Deutſchen Sitten, die am meiſten von den Römiſchen abwich, heraus zu wenden, und in ein hellers Licht zu ſetzen ſich bemüht habe. Er mußte auch Deutſchen Gewohnheiten und Geſinnungen Römiſche Nahmen geben, das iſt, die Nahmen derjenigen Dinge, die den Deutſchen

*) Die fünf erſten Bücher der Annalen des Tacitus ſind in dem Kloſter Corvey an der Weſer gefunden, und von da nach Rom zur Zeit des Papſtes Leo X. gebracht worden. Monument. Paderborn. pag. 121. ſeq.

ſchen Sitten bey den Römern am ähnlichſten waren, entlehnen, um ſie damit zu bezeichnen, wie es auch noch unſere Reiſebeſchreiber und Geographen thun, und thun müſſen, wenn ſie verſtändlich werden wollen. Dieſes muß uns behutſam machen, um dasjenige, was der Römer mit einem Römiſchen Nahmen ausdrückt, nicht allemahl ganz nach Römiſcher Art und Weiſe zu denken. Freylich, um einen Wilden oder Barbaren ganz zu mahlen, wie er iſt, müßte einer ſelbſt in dieſem Stande ſeyn; und dann würde er am wenigſten das, was er fühlt und empfindet, mit Worten ausdrücken können.

Mit dem Charakter und den Sitten hängen Künſte, Wiſſenſchaften und Handlung auf das engſte zuſammen. Wer die letztern kennt, wie weit ſie bey einer Nation gekommen, kann auch den Schluß auf die erſtern machen. Jede Nation hat gewiſſe Lieblingswiſſenſchaften ge-

habt,

habt, auf die ſie ſich vorzüglich gelegt, und gewiſſe Künſte, in denen es ihr gelungen, ſich vor andern hervor zu thun; und, je nachdem ſie entweder mehr in ſich eingeſchloſſen, oder durch Handlung mit andern Nationen in mehr oder wenigerm Umgang geſtanden, haben ſich auch ihre Begriffe und Neigungen verändert. Man kann alſo dieß nicht außer Acht laſſen, wenn man die erſtern vollkommen will kennen lernen.

Endlich war eine Nation im Ganzen tugendhaft oder laſterhaft, glücklich oder unglücklich, nachdem ihre Geſetze, Staatsverfaſſung, und Religion beſchaffen geweſen. Die Meiſten begnügen ſich damit, die wechſelsweiſe Gewalt der Regenten und Stände auszumeſſen, ohne ſich zu bekümmern, in was für einer Lage ſich das Volk dabey befunden. Ob aber dieſes der letzte Zweck der Geſchichte ſey, daran zweifle ich

ſehr. Es iſt zwar angenehm, und einiger Maſſen auch lehrreich, eine Nation zu beobachten, wie ſie von ihrem einfachen und rohen Zuſtande nach und nach zu einem zuſammen geſetzten und feinern empor geſtiegen; wie ſie angefangen Geſetze zu machen, oder vielmehr ihre bereits vorhandenen Gewohnheiten ſchriftlich zu entwerfen; wie aus dieſen Geſetzen wieder neue, und endlich die heutigen hervor gewachſen ſind; was für Veränderungen die geſetzgebende Macht ſelbſt gelitten, und durch was für Hände ſie paſſirt iſt. In der Deutſchen Geſchichte beſonders biethet der Zuſammenſtoß der kaiſerlichen und ſtändiſchen Macht ein abwechſelndes Schauſpiel dar. Allein, wenn nicht zugleich Rückſicht auf die National-Glückſeligkeit genommen wird, ſo ſcheint mir doch der Nutzen nicht ſo gar groß zu ſeyn. Die Begriffe, die man zu verſchiedenen Zeiten mit dem Worte Volk verbunden hat, verdienen ſchon einige Aufmerkſamkeit;

ſamkeit; wann es nähmlich ein Ehrennahme, wann ein gleichgültiger, und zuletzt gar ein Schimpfnahme war.

In Deutſchland war die Staatsverfaſſung und National-Glückſeligkeit zu allen Zeiten auf das engſte mit der Militär-Verfaſſung verknüpft. Nun ſind wir bey der dritten. Anfangs war ſie National-Miliz, hernach Feudal- oder Lehn-Miliz, zuletzt Sold-Miliz. Mich deucht, der berühmte Robertſon unterſcheide die beyden erſtern nicht zur Genüge. Das Feudal-Syſtem ward zwar bald nach dem Einmarſche der Deutſchen in auswärtige Provinzen in ihren neuen Eroberungen, und hernach in Deutſchland ſelbſt eingeführt; allein, nur als eine Nebenſache. Erſt am Ende der Regierung der Sächſiſchen Kaiſer gewann es in Deutſchland die Oberhand. Einige gutherzige Seelen wünſchen nun die erſte, nähmlich die

National-Miliz, vermöge deren jeder Bürger und Güterbeſitzer Soldat war, wieder zurück. Allein, ich rathe ihnen, erſt zu leſen, was ich am Ende der Regierung Karls des Großen bemerkt habe. Alles drehet ſich in einem ewigen Zirkel herum. Die mit dem Gegenwärtigen mißvergnügten Menſchen wünſchen eine Aenderung; und, wenn dieſe da iſt, fühlen ſie die Unvollkommenheit derſelben, und wünſchen entweder das alte Syſtem wieder zurück, oder machen eine neue Aenderung, die wieder ihre gute, aber auch ihre ſchlimme Seite hat, wie die vorigen.

Dem Robertſon kann ich auch darin nicht Beyfall geben, daß das Lehns-Syſtem zur National-Vertheidigung ſey eingeführt worden. Mir kommt viel wahrſcheinlicher vor, daß die Abſicht von Seiten der Könige war, die National-Freyheit zu Grunde zu richten, oder einzuſchränken, das königliche Anſehen aufrecht

zu erhalten, und zu vermehren, und auf jeden Wink Leute bereit zu haben, die ſich zum Kriege brauchen ließen; eben ſo nähmlich, wie in gewiſſen Staaten Leute in Penſion genommen werden, die die Abſichten der Regierung bey allen Vorfallenheiten unterſtützen müſſen. Was den Krieg ins beſondere betrifft, ſo iſt ganz gewiß, daß Karl der Große das Lehns-Syſtem deßwegen ſo ſehr begünſtiget, weil die freyen Eigenthümer des vielen Kriegens endlich müde wurden, und ſich ſehr ſtreubten, den Dienſt fernerhin ſo, wie ihn Karl forderte, zu leiſten.

Von den älteſten Begebenheiten der Nation habe ich hauptſächlich diejenigen gewählet, die ein Verhältniß auf die Ausländer, beſonders die Römer, haben. Es wäre allerdings merkwürdig, wenn man wüßte, in was für einem Verhältniſſe die verſchiedenen Deutſchen Nationen unter ſich geweſen; woher ihre Feind-

ſchaften und Kriege entſtanden; was ſie für Bündniſſe unter einander gehabt; was ſie für Anſtalten getroffen, um eine oder die andere nicht zu mächtig werden zu laſſen. Allein, man mache einmahl den Verſuch, und ſehe, wie viel ſich noch aus den vorhandenen Nachrichten heraus bringen laſſe. Eben da, wo man feſten Fuß ſetzen will, findet man gemeiniglich, daß der Boden am ſchlüpfrigſten iſt. Und wenn auch dieſes nicht wäre, ſo wird doch allemahl die Seite der Deutſchen Geſchichte die intereſſanteſte bleiben, die mit in die Römiſche eingeflochten iſt. Von den Urſachen des Verfalls des Römiſchen Reichs habe ich nur ſo viel angeführt, als zu meinen Abſichten nöthig war. Hingegen kann die Deutſche Geſchichte nicht hinlänglich überſehen werden, wenn nicht von der ſo genannten Völkerwanderung etwas umſtändlicher gehandelt wird.

Was Robertſon von den groſsen Verheerungen, die bey dieſer Gelegenheit ſind angerichtet worden, beybringt, iſt zwar groſsen Theils nicht ungegründet; allein, dieſer Schriftſteller thut den Deutſchen Unrecht, wenn er alles nur ſo gerade zu auf ihre Rechnung ſchreibt, oder ihnen gar die Abſichten beymiſst, die alten Unterthanen zu vertilgen *). Die Deutſchen hatten bereits von den Römern gelernet, daſs Menſchen eine gangbare Waare, ſo gut als irgend eine andere ſey. Sie ermordeten daher ihre Geſangenen nicht, ſondern ſuchten Geld aus ihnen zu löſen. Als ſie aber ſelbſt den Entſchluſs faſsten, ſich in den eroberten Provinzen nieder zu laſſen: ſo waren ſie nicht ſo ſehr von geſundem Menſchenverſtande entblöſset, daſs ſie nicht hätten wiſſen ſollen, daſs ſie nun entweder ſelbſt arbeiten müſsten, welches ſie aber auf das äuſserſte ſcheuten, oder daſs ſie Menſchen haben müſs-

*) L. c. pag. 260.

ten, die anſtatt ihrer arbeiteten. Man leſe die Briefe des Caſſiodor, und ſehe, was der Oſtgothiſche König Theodorich für Sorge für Italien getragen. Der Griechiſche Geſchichtſchreiber Procop ſagt ſelbſt, er habe weder einen der alten Unterthanen beleidiget, noch gelitten, daß einer ſey beleidiget worden, nur daß er die Güter, die des Odoaker Soldaten zuvor inne gehabt, unter die Seinigen ausgetheilt habe *). Italien erholte ſich ungemein unter ſeiner Regierung. Sein nachheriges Unglück kam nicht von den Gothen, ſondern von dem achtzehnjährigen Kriege, den Juſtinian mit den Gothen geführt hat. Daß während deſſelben die Gothen etwas anders mit den alten Inwohnern umgegangen, kam von der Untreue und Undankbarkeit der letztern gegen ihre alten Wohlthäter. Sonſt ſagt Procopius ſelbſt, Juſtinian ſey die Urſache an dem Untergange von Italien, haupt-

ſächlich

*) Hiſtor. Gothor. L. I. p. 142. apud GROTIUM Script. Hiſt. Goth.

ſächlich wegen der harten Gelderpreſſungen, die die Griechen ſo gleich einführten, ſo bald ſie feſten Fuß in Italien geſetzt hatten *).

Wenn auch die Vandalen ſich anfangs etwas hart gegen die alten Inwohner aufgeführt, ſo iſt es ihnen doch nie eingefallen, ſie zu vertilgen. Robertſon ſchätzt die ſtreitbaren Männer, zur Zeit, da ſie Afrika eroberten auf 30000, ich habe ſie nur auf 20000 angeſetzt. Uiberhaupt kann man die Zahl nicht ſo genau wiſſen, weil Weiber und Kinder in der Hauptzahl mit begriffen ſind. Eben dieſe Vandalen haben in einer Zeit von etwa hundert Jahren ſich ſo ſehr vermehrt, daß, nach dem Zeugniſſe des Procop, ihrer damahls bis 80000 waren, die die Waffen tragen konnten, als Juſtinian den Krieg mit ihnen angefangen; der Mohren hingegen, oder der alten Inwohner, waren faſt

 unzäh=

*) Excerpta ex hiſtor. arcana PROCOP. ibid. pag. 526. ſeq.

unzählige, von denen bis 5 Millionen, bey Gelegenheit dieſes Krieges, zu Grunde gegangen. Wie können alſo die Vandalen dieſe vertilgt, oder nur den Gedanken dazu gehabt haben? Procop gibt uns eben ſo, wie von Italien, die Urſachen der nachmahligen Entvölkerung von Afrika an, nähmlich die übermäßigen Tribute des Juſtinian, die Verfolgung der Arianer, und die Empörungen der Soldaten, die ihren Sold nicht erhalten *).

Das gute Zeugniß, das Oroſius den Burgundern, die einen Theil von Gallien, und den Vandalen, Sueven, und Alanen, die Spanien in Beſitz genommen, beylegt, habe ich in der Geſchichte ſelbſt angeführt. Von den Franken läßt ſich ohnehin dergleichen Nichts ſagen; und die Verwüſtung von Britannien kam erſt von den langwierigen Verſuchen her, die die Brit-

*) PROCOP. Hiſtor. arcan. apud GROTIVM p. 526.

ten nach der Hand machten, ſich von der Säch-ſiſchen Herrſchaft wieder zu befreyen.

Unter denen Reichen, die die Deutſchen in Europa geſtiftet, iſt keines merkwürdiger, theils an ſich, theils für Deütſchland, als das Fränkiſche; indem die Franken von Gallien aus auch Deutſchland beherrſcht, und ihr ganzes Staats- und Kirchen-Syſtem, wie ſie es in Gallien angenommen, in Deutſchland eingeführt haben. Wenn man demnach auf den Urſprung und die erſten Gründe der Deutſchen Verfaſſung zurück gehen will, ſo muß man nothwendig die Fränkiſche ſtudiren. Nichts gibt uns einen ſtärkern Beweis davon, als die Urkunden der Deutſchen Regenten, die unſtreitig eine der Hauptquellen der Deutſchen Geſchichte, an ſich aber mit den Urkunden der erſten Fränkiſchen Könige faſt gleichlautend ſind. Da die ſo genannten Formeln des Markulf den allgemeinen Zuſchnitt der Fränkiſchen,

ſo wie auch der Deutſchen älteſten Urkunden enthalten, ſo werde ich von Zeit zu Zeit anmerken, wie und was für eine Veränderung nach und nach in dem Styl derſelben vorgegangen. Ein aufmerkſamer Beobachter wird noch in Karls IV. Urkunden den Urſtoff, welchen Markulf hergegeben, finden.

Bey den Lebensbeſchreibungen der Regenten kommt es darauf an, ob ihre Handlungen viel oder wenig Einfluß auf das Schickſal von Deutſchland gehabt haben. In den ältern Zeiten ſind die Begebenheiten der Nation und der Kaiſer auf das engſte mit einander verbunden geweſen; und wenn die Nation, als Nation betrachtet, etwas unternommen hat, ſo iſt ſie von den Kaiſern meiſtens in Bewegung geſetzt worden. Es hat auch eine Zeit in Deutſchland gegeben, wo die Regenten zu unmächtig waren, dieſer ſchweren und unbehilflichen Maſſe Leben

und

und Bewegung beyzubringen. Eben dort hören aber auch die Begebenheiten der Nation, als Nation betrachtet, faſt gänzlich auf. Einzelne Theile waren zwar thätig genug; aber ſelten kommt eine Handlung vor, an der die ganze Nation Theil genommen hat. Dort ein Schloß aufgebaut, dort eines niedergeriſſen, dort das Gebieth des Nachbars geplündert und verheeret, dort ein kleines Gefecht geliefert, bald etwas gekauft, bald den Nachbarn mit Gewalt abgenommen, und im Ganzen immer wenig Veränderung. Dergleichen ins Unendliche gleichſam auf einem ſo weitſchichtigen Schauplatze, wie Deutſchland war, vervielfältigte Handlungen erregen Ekel, wenn ſie alle, oder nur die meiſten davon, ſollen erzählet werden.

Kurz, es gab eine Zeit, wo die Nation zwar in ſich mächtig, aber von außen ſchwach und ohne Ehre war, weil ihre Kräfte nie zu einem gemeinſamen Zwecke konnten vereiniget wer-

werden, bis durch einen beſondern Zuſammenfluß von günſtigen Umſtänden dasjenige Haus, das wir noch auf dem Kaiſerthron verehren, und welchem Patrioten eine ewige Dauer wünſchen, zu einer ſolchen Macht gelanget iſt, daß durch deſſen Unterſtützung das gleichſam in ſich ſelbſt hinein geſunkene Deutſchland das Haupt wieder empor heben konnte, und bey Auswärtigen wieder einiges Anſehen bekam; wodurch auch die Geſchichte von Deutſchland ſelbſt wieder anfängt intereſſanter zu werden.

Ich bin daher keineswegs der Meinung, daß die Geſchichte in dem nähmlichen Verhältniſſe, als ſie ſich unſern Zeiten nähert, auch an Bänden, und Weitſchweifigkeit zunehmen müſſe. Ich hoffe vielmehr, das Nützlichſte und Angenehmſte der folgenden Zeiten in vier oder fünf Bänden zuſammen zu faſſen, wenn anders dieſe Arbeit den gehofften Beyfall finden wird.

Erinnerung

Erinnerung
zu dieſer neuen Auflage.

Der von dem Publikum dieſem Werke auch wider die Erwartung des Verfaſſers gegebene Beyfall legt dieſem die Pflicht auf, für eine, ſo viel möglich, correcte Ausga-

be

be zu ſorgen. Da nun ſolches, wofern es nicht unter ſeinen Augen geſchieht, nicht zu erwarten iſt, und man ohnehin die auf die erſte Ausgabe gefolgten Winkel- und Nachdrücke ganz ohne ſein Wiſſen gemacht, ſo daß er nicht einmahl im Stande war, die nöthigen Verbeſſerungen anzubringen: ſo hat er ſich gleichſam genöthiget geſehen, gegenwärtige Auflage dahier zu veranſtalten. Daß hie und da Verbeſſerungen zu machen ſind, wird wohl niemand in Zweifel ziehen, der die Weitſchichtigkeit des Planes und die Beſchaffenheit des Geſchichtsſtudiums kennt. Doch werden ſolche

mehr

mehr die letzten als erſten Theile angehen.

Um die Beſitzer der erſten Ausgabe ſchadlos zu halten, wird man ſie allenfalls in einem Supplement beſonders abdrucken laſſen.

Da die bereits im Druck erſchienene Geſchichte bis an den Schmalkaldiſchen Krieg reichet, der eine Hauptepoche in der neuern Deutſchen Geſchichte machet, wird man nach Herrn Häberlins Beyſpiel dort einen Abſatz machen, und unter

dem Titel: Neuere Geſchichte der Deut=
ſchen, ein neues Werk anfangen, wobey
jedoch das Format der erſten Ausgabe
gänzlich wird beybehalten werden.

Wien 1783. im October.

Der Verfaſſer.

Inhalt
des
erſten Bandes.

Erſtes Buch.

Von den älteſten Zeiten bis auf die Eroberung von Gallien durch den Fränkiſchen König Klodwig.

Erſtes Kapitel.

Seite

Das alte Deutſchland nach ſeiner natürlichen Beſchaffenheit betrachtet. Klima. Produckte. Thiere. Der Menſch. — — 1

Zweytes Kapitel.

Charakter der Deutſchen. Sitten. Wiſſenſchaften. Künſte. Handlung. — — 16

Drittes Kapitel.

Seite

Politiſche Verfaſſung der Deutſchen. Frey= heitsliebe. Juſtiz = Verwaltung. Art Krieg zu führen. Tapferkeit. Erſte Spu= ren des Lehns = Syſtems. Verſchiedenheit der Stände. — — — — — — 34

Viertes Kapitel.

Religion der Deutſchen. — — — — 46

Fünftes Kapitel.

Erſte Bekanntſchaft und Kriege der Deut= ſchen mit den Römern. Die Cimber. Arioviſt. — — — — — — 53

Sechſtes Kapitel.

Die Deutſchen werden in ihrem eigenen Va= terlande von den Römern angegriffen. Feldzüge des Druſus. Sieg der Deut= ſchen über die Römer unter der Anfüh=

Seite
rung des Arminius. Folgen davon.
Feldzüge des Germanicus. — — — 62

Siebentes Kapitel.

Veränderung in Deutſchland. Der Bataviſche und Markmänniſche Krieg mit ihren Folgen. — — — — — — — 88

Achtes Kapitel.

Neue Völker. Franken, Alemannier, Gothen. Ihre Verrichtungen. — — — — 108

Neuntes Kapitel.

Verfall des Römiſchen Reichs. Völkerwanderung. Ankunft der Hunnen in Europa. Folgen davon. Krieg der Gothen mit den Römern. — — — — — — 123

Zehntes Kapitel.

Einbruch des Viſigothiſchen Königs Alarich in Italien. Des Radagaiſus in eben

Seite

daſſelbe. Der Vandalen, Alanen, Sueven in Gallien. Uibergang derſelben in Spanien. Eroberungen der Stadt Rom durch den Alarich. Stiftungen des Burgundiſchen und Gothiſchen Reichs in Gallien, und des Vandaliſchen in Afrika. — 149

Eilftes Kapitel.

Unternehmungen des Attila gegen das Abendländiſche Kaiſerthum. Neue Eroberung der Stadt Rom durch die Vandalen. Gänzlicher Untergang des Römiſchen Reichs in dem Occident. — — — — — — 172

Zwölftes Kapitel.

Sitten und Charakter der Deutſchen in ihren neuen Wohnungen. Staatsverfaſſung. Lehns-Syſtem. Gerichtsverfaſſung. Betragen gegen die alten Unterthanen. Glück und Unglück. — — — — — — — 188

Zwey-

Zweytes Buch.

Von der Errichtung der Fränkiſchen Monarchie bis auf Karln den Großen.

Erſtes Kapitel.

Seite

Charakter der Franken. Beſchaffenheit von Deutſchland und Gallien bey dem Anfange der Regierung Klodwigs. Seine Erobe-rungen. — — — — — — — 214

Zweytes Kapitel.

Klodwigs Söhne. Große Veränderung in Ita-lien. Antheil, den die Franken daran nehmen.— — — — — — — 232

Drittes Kapitel.

Die Söhne Clotars I. Uible Folgen des Lehns-Syſtems. Fredegunde. Brunehild. Ab-nahme des königlichen Anſehens. Rohe Sitten der Nation. — — — — 253

Viertes Kapitel.

Seite

Clotar II. Einſchränkung der königlichen Macht. Dagobert. Sigebert II. Große Macht der Majorum Domus. — — — — — — 270

Fünftes Kapitel.

Karl Martel. Pipin. Abſetzung Childerichs III. 288

Sechſtes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über den Charakter der Franken unter den Merovingiſchen Königen. Wiſſenſchaften. Vergnügungen. Luxus. — 310

Siebentes Kapitel.

Zu- und Abnahme der königlichen Gewalt. Einrichtung des Hofſtattes. Art, Urkunden auszufertigen. Eintheilung des Reichs. Herzoge. Grafen. — — — — 323

Achtes Kapitel.

Saliſche Geſetze. Juſtiz-Verfaſſung. Eintheilung der Güter. Grund des Saliſchen Ge-

ſetzes

Seite
ſetzes von der Ausſchließung der Weiber von der Erbſchaft Saliſcher Güter. Abgaben. Adel. Knechte. — — — 335

Neuntes Kapitel.

Kirchenverfaſſung. Großes Anſehen der Biſchöfe. Quellen deſſelben. Privilegien der Kirche. Aſylum. Immunität. Mönche. Exemptionen. — — — — 351

Zehntes Kapitel.

Verhältniß der königlichen Macht zu der geiſtlichen. Der biſchöflichen zu der päpſtlichen. Steigen des päpſtlichen Anſehens. 372

Eilftes Kapitel.

Sitten, Charakter, Staats- und bürgerliche Verfaſſung der Deutſchen unter den Merovingiſchen Königen. — — — — 392

Zwölftes Kapitel.

Seite

Einführung der chriſtlichen Religion in Deutſchland. Zuſtand derſelben bey der Ankunft des heiligen Bonifacius. Erſte Concilien. Errichtung einiger Biſthümer dieſſeits des Rhein. Vorbereitung zu den falſchen Decretalen. Urſprung unſerer heutigen Reichstäge. — — — — — — — 411

Verzeichniß

der in dem erſten Band der Geſchichte der Deutſchen angeführten Schriften.

Agobardi opera, in magna Bibliotheca Patrum. Pariſiis 1654. Tom. IX. col. 1161.

Aimoini Monachi, lib. V. de Geſtis Francorum. Pariſiis 1603.

Alexandri Natalis, Hiſtoria eccleſiaſtica 1714.

Annales *Fuldenſes*, beym du Cheſne T. II. p. 531.

Laureshamenſes, beym Lambeccius, Commentar. de Bibl. Caeſ. Vindob. Tom. II. p. 366.

Loiſelani, beym Caniſius antiq. lectio. T. III.

Metenſes, beym du Cheſne T. III. p. 262.

l'Art de verifier les Dates. Paris 1770.

Avsonii opera. Pariſiis 1730.

Bellarmini, Roberti, Cardinalis Diſputationum de Controverſiis Chriſtianae fidei Tom. IV. Venetiis 1721.

Binii, Concilia. Coloniæ 1618.

Bonifacii Epiſtolae, edit. Serrario Moguntiæ. 1605.

Bucherii, Aegidii, Belgium Romanum. Leodii 1655.

Caesaris, C. Iulii, de bellis Gallico et civili Pompeiano &c. Commentarii, cura et ſtudio Fran. Oudendorpii 1737.

Cassii Dionis, Romanae Hiſtoriae, edit. Raimari. Hamburgi 1750.

Cenni, Caietani, Monumenta Dominationis Pontificiae. Romae 1760.

Ciampini Vetera Monumenta. Romae 1690.

Clavdiani opera, quae exſtant. Annot. illuſtravit Guilliem. Pyrrho. Pariſiis 1677.

Codex Theodosianvs, cum Comment. Iac. Gothofredi. Lugd. Bat. 1665.

le Cointe, Annales Eccleſ. Francorum. Pariſiis 1665 — 1685.

Corpvs Jvris Germanici Antiqvi Conſilio Io. Gottl. *Heinecii* adornavit Petrus *Georgiſch*. Halae Magdeburgicae 1738.

Diodori Siculi, Bibliotheca hiſtorica. Hanoviae 1604.

Eckart, Joh. Georg. Commentarii de Rebus Franciae orientalis. Wirceburgi 1729.

Flori, L. Annaei, Rerum Romanarum Epitome. Pariſiis 1674.

Fre-

FREDEGARII Chronicon, beym du *Cheſne* SS. Hiſtoriae Franci. Lutetiae Pariſiorum 1636.

FREHER, Corpus Francicae Hiſtoriae veteris & ſinceræ. Hanoviae 1613.

FREHER, de Statura Caroli Magni, beym du *Cheſne* SS. H. F. T. II. p. 230.

Gatterers, Joh. Chr. Einleitung in die ſynchroniſtiſche Univerſal-Hiſtorie. Göttingen 1771.

GESTA FRANCORVM EPITOMATA, beym du *Cheſne* SS. H. F. T. I. p. 690.

GOLDASTI Apologia pro Henrico IV. Imperatore. Hanoviæ 1611.

GREGORII Magni Opera omnia. Pariſiis 1705.

GREGORII Turonenſis Opera. Opera & ſtudio Theod. Ruinart. Pariſiis 1699.

GROTII, Hugonis, Hiſtoria Gothorum, Vandalorum & Longobardorum. Amſtelodami 1655.

GRVTERI, Corpus Inſcriptionum. Amſtelodami 1707.

HANSIZII, Marci, Germania ſacra. Aug. Vindel. 1727.

HARTZHEIMII, Concilia Germaniae. Coloniae Auguſt. 1759.

HEINECII, Ioa. Gottl. Hiſtoria Iuris civilis Romani ac Germanici. Argentorati 1751.

HE-

Herodiani Hiſtoriarum lib. VIII. excud. Henri. Stephanus, 1588.

Herodotus, ex recenſione Gronovii. Lugduni Batavorum 1715.

Historiae Francicae, Scriptores coëtanei. Paris. 1636.

Hobesii, Thom. Leviathan, ſive de materia, forma, et poteſtate civitatis eccleſiaſticae, et civilis. Amſtelodami 1670.

Hontheimii, Ioan. Nicol., Hiſtoria Trevirenſis diplomatica et pragmatica. Aug. Vindel. et Herbipoli 1750.

Horatii Opera cum notis Rich. Bentleii. Amſtelo. 1713.

Idatii Chronicon in Operibus variis Iacobi Sirmondi. T. II. Venetiis 1728.

Irenaei opus contra Haereticos. Baſileae 1571.

Iornandes in SS. Rer. Ital. editis ab Ant. *Muratori* Mediolani 1723.

Ivlivs Capitolinvs in SS. Hiſt. Auguſtae latinis. T. II. Francofurti 1588.

Kalm Beſchreibung der Reiſe nach dem nördlichen Amerika. Leipzig 1754.

Keysleri Antiquitates Septentrionales et Celticae. Hanov. 1720.

Labbei, Philipp. et Gabr. *Coſſartii* Sacroſancta Concilia ad regiam editionem exacta. Lutetiae Pariſiorum 1671.

Lam-

Lampridius in SS. Hiſtoriae Auguſtae latinis. T. II. Francofurti 1588.

Leibnitii, Ioh. Guil., SS. Brunſwicenſium rerum illuſtrationi ſervientes. Hanoviae 1707.

Liber diurnus Romanorum Pontificum, edit. *Garnerio*, Pariſiis 1680.

Livii Titi, Hiſtoriarum libri cum ſupplementis Freinsheimii et notis Duiatii, et Clerici. Venetiis 1714.

Luciani Samoſatenſis Opera. Amſtelodami 1687.

Mabillonii, Ioſ. vetera Analecta. Pariſiis 1723.

Mabillonii Iter Italicum litterarium in *Muſeo Italico*. T. I. P. I. Lutetiae Pariſiorum 1687.

Mamertinus in Iulianum, inter Panegyricos adiunctos C. Plinii Caecilii Epiſtolis et Panegyrico Traiano dicto. Genevae 1671.

Marcelli Amiani Hiſtoria cum notis Gronovii. Lugduni Batavorum 1693.

Marculfi Formulae veteres opera et ſtudio Theod. *Bignonii*. Pariſiis 1665.

Martialis Epigramatum Lib. XV. cum notis Coleſſi. Amſtelodami 1701.

Melae Pomponii de Situ Orbis libri III. Lugd. Batavorum 1722.

Monachus San-Gallensis de Geſtis Caroli Magni ad Carolum calvum. beym *Caniſius* antiq. Lectiones. T. II. p. 57. edit. Baſnagii. Antwerpiae 1725.

Mon-

Montesqviev de l'Eſprit des Loix. Amſterdam. 1749.

Mvratorii Geſchichte von Italien. Leipzig 1745.

Orosii, Pauli, Hiſtoriarum libri VII. Moguntiae 1671.

Otfridii Verſio rhytmica quatuor Evangeliorum. beym *Schilterus* T. I. Ulm. 1727.

Pasqvier Recherches de la France. Paris 1617.

Pavlvs Wernefridvs Diaconvs de Geſtis Longobardorum. beym *Muratori* SS. R. Ital. Tom. I. col. 405.

Plinii, Caii Secundi, Hiſtoriae Mundi cum notis Ioan. Harduini. Pariſiis 1723.

Plinii, C. Caecilii, Epiſtolae et Panegyricus. Oxonii 1703.

Procopii Caeſarienſis Operum Tomi II. Pariſiis 1662 in Hiſtoriæ Byzantinae T. II. P. I.

Rvbei, Hier., Hiſtoriarum Ravenatarum lib. X. Venetiis 1590.

Salmasii Plinianae Exercitationes et Solini polyhiſtor. Traiecti ad Rhenum 1689.

Salviani Maſſilienſis, et *Vincentii* Sirinenſis Opera. Editio tertia. Pariſiis 1684.

Senecae, L. Annaei, Opera, quae exſtant integris Iuſtini Lipſii, et I. Fred. Gronovii Commentariis illuſtrata. Amſtelodami apud Dan. Elzevirium.

Ser-

Serarii, Nicol., Rerum Moguntiacarum lib. V. Francofurti 1722.

Sidonii Apollinaris Opera. Pariſiis 1614.

Solinvs Polihistor. Vide *Salmaſius.*

Strabonis Rerum Geographicarum lib. XVII. Amſtelodami 1707.

Svrivs, Laur., de probatis Sanctorum vitis. Coloniae Agrippinae 1575.

Synesii, Epiſcopi Cyrenſis, Opera, quae exſtant, omnia. Lutetiae Pariſiorum 1632.

Taciti, C. Cornelii, Opera ex recenſione et cum notis Gronovii. Traiecti Batavorum 1721.

Tertvlliani Opera omnia. Pariſiis 1664.

Vegetivs et alii SS. antiqui de re militari. Veſaliae 1670.

Vegetii, Flavii, Mulomedicina opera Ioan. Sambuci. Baſileae 1574.

Velseri, Marci, Opera. Norimbergae 1682.

Velleii Patercvli Hiſtoriae Romanae. Pariſiis 1675.

Venantivs Fortvnatvs beym du *Cheſne* SS. Hiſt. Fran. T. I. p. 460.

Victoris, Sexti Aurelii, Hiſtoriae Romanae Breviarium in Hiſtoriae Romanae SS. latinis minor. T. I. Francof. 1588.

Vir-

Virgilii Maronis opera. Francofurti 1596.

Vopiscus, Flavius, in SS. Hiſt. Auguſt. latinis T. II. Francofurti 1588.

Willibaldi, Ep. Eichſtad., liber de vita Bonifacii Martyris Germ. Apoſtoli, in *Caniſii* Theſauro Monumentorum eccleſ. et hiſtor. Amſtelodami 1725. T. II. p. 233.

Xiphilini, Ioan., excerptae Hiſtoriae e Dione. exc. Henricus Stephanus 1592.

Die
Geſchichte der Deutſchen.

Erſtes Buch.

Von den älteſten Zeiten bis auf die Eroberung von Gallien durch den Fränkiſchen König Klodwig.

Erſtes Kapitel.

Das alte Deutſchland nach ſeiner natürlichen Beſchaffenheit betrachtet, Klima, Producte, Thiere, der Menſch.

Die Griechiſchen und Römiſchen Schriftſteller nannten das zwiſchen dem Rhein, der Nord- und Oſtſee, Sarmatien, und der Donau gelegene Land, Germanien, und ſeine Bewohner Germanen a). Dieſer

a) Zu des Tacitus Zeiten waren wenigſtens dieſe Gränzen von Deutſchland angenommen. Daß aber auch Deutſche Völker außer denſelben, z. B. jenſeits des Rheins in der ſo genann-ten

Dieſer Nahme ward zuerſt den Deutſchen Nationen gegeben, die ſich jenſeits des Rheins niedergelaſſen, und die Gallier aus den Gegenden des Lütticher Landes vertrieben haben. Aus Furcht bezeichneten hernach die Gallier alle übrigen Landesleute dieſer obſiegenden Nationen mit demſelben, und zuletzt ließen ſich ihn die Deutſchen ſelbſt, als einen durch Siege und Ehrfurcht geadelten Nahmen, gefallen b). Ob ſie ſich in ihrer eigenen Sprache ſchon damahls von einem ihrer National-Götter, Theut oder Thuisko mit Nahmen, Deutſche genannt haben: läßt ſich nicht mit Zuverläſſigkeit angeben.

Ihre eigenen und einheimiſchen Nachrichten von dem Urſprunge und den Begebenheiten der Nation waren in Verſen enthalten, die ſie mündlich fortpflanzten. Karl der Große ließ die zu ſeiner Zeit noch übrigen ſammeln; allein, auf uns ſind ſie nicht gekommen. Was wir demnach von ihnen wiſſen, haben wir von den Griechen und Römern, die Deutſchland einſtimmig als ein kaltes, unfreundliches, rauhes, mit Waldungen und Sümpfen angefülltes Land beſchreiben, in welchem ſich nur diejenigen entſchließen könnten zu wohnen, die darin geboren wären c).

Die-

ten Germania prima und ſecunda ſich aufgehalten haben, iſt unſtreitig. In Sarmatien ſelbſt (Pohlen) wohnten mehrere Deutſche Völker, die eine Zuglinie bis an den Pontus Euxinus ausmachten. An dem Pontus Euxinus findet man noch heut zu Tage Uiberbleibſel von der Deutſchen Sprache.

b) TACITVS *de Mor. German.* c. 2.

c) Perpetua illos hiems, triſte caelum premit. SENECA *Lib. de Providentia Dei.* Cap. IV. pag. 321. Terra etſi aliquanto ſpecie differt, in univerſum tamen aut ſyluis horrida, aut paludibus fœda. TACITVS *de Mor. Germ.* c. 5.

Dieſe Meinung war ſo allgemein, daß der Römiſche Conſul Symmachus ſeinem Freunde Auſonius, der die Moſel mit ihren Gegenden in einem eigenen Gedichte beſungen hat, bey Uiberſendung deſſelben zurückſchrieb: Er könnte nicht glauben, was Auſonius ſchönes und großes von der Moſel vorbringe, wenn er nicht wüßte, daß ſein Freund auch nicht einmahl in einem Gedichte die Unwahrheit ſage d). Woraus man leicht ſchließen kann, was ſie von Deutſchland ſelbſt mögen gehalten haben.

Deutſchland mußte freylich den Augen mancher an die Schönheit des Griechiſchen und Italieniſchen Himmels gewohnten Schriftſteller noch unfreundlicher vorkommen, als es an ſich war. Man merkt dem Diodorus Siculus, der in Sicilien lebte, die Verwunderung an, mit der er ſeinen Landesleuten erzählet, daß in Deutſchland und Gallien auch die größten Flüſſe dergeſtalt zufrieren, daß man darüber reiten und fahren könne e). Doch muß es auch ſeinen eigenen Bewohnern nicht allerdings gefallen haben; weil dieſe ſechs ganze Jahrhunderte hindurch mit den Waffen in der Hand andere Wohnungen geſucht, und ſich nicht eher zur Ruhe begeben haben, als bis ſie ſelbige auf den Trümmern des mächtigſten Reiches, das jemahls geweſen, gefunden haben.

Wenn ſich Deutſchland gar nicht mehr gleichet, ſo iſt der Grund davon in dem Anbau deſſelben, und der Ausrottung der vielen Waldungen zu ſuchen; indem ein Land allzeit in dem Verhältniß gegen ein anderes, das unter dem nähmlichen Himmelsſtrich liegt,

d) *Op.* AVSONII pag. XL.

e) *Bibliotheca hiſtor.* L. V. pag. 303.

kälter, feuchter und unfruchtbarer ſeyn wird, als es mehr Waldungen in ſich faßt. Die Bäume geben Schatten, ziehen die Wolken an ſich, verwahren die Feuchtigkeit in ihren Blättern, und alle Aeſte ſind eben ſo viel Fächer, welche die mittlere Gegend der Luft bewegen, woraus nothwendiger Weiſe Regen, Kälte, und zuletzt Sümpfe entſtehen müſſen.

Mit was für ungeheuren Wäldern Deutſchland müſſe angefüllt geweſen ſeyn, kann man ſchon daher zur Genüge abnehmen, daß Cäſar dem Harzwald allein (ſilva hercinia) eine Länge von 60, und eine Breite von 9 Tagreiſen beylegt f), und Plinius ſo gar ſagt, die Eichbäume bedeckten ganz Deutſchland, und vermehrten die ohnehin ſchon große Kälte durch ihren Schatten g). Die Möglichkeit einer ſolchen Veränderung, die mit Deutſchland vorgegangen, läßt ſich ganz leicht begreiffen, wenn man dasjenige dagegen hält, was in den jüngſt verfloſſenen Zeiten ſich mit Nordamerika zugetragen hat.

Zu des Tacitus Zeiten war noch kein einziger Obſtbaum vorhanden. Dieſer Römer ſcheint ſog ar dafür zu halten, daß der Deutſche Boden unfähig ſey,

f) *Comment. de Bello Gallic.* L. 6. c. 25.

g) *Hiſtor. nat.* L. 16. c. 2. das nordliche nähmlich. Was in dieſem der Eichbaum war, iſt in dem mittägigen der Fichten-und Tannenbaum geweſen. Die Römer ſtellten daher, wie MARCVS VELSER *Rer. Aug. Vindel.* L. 4. p. 245. bemerkt, dieſen Theil von Deutſchland auf ihren Münzen durch den Tannenbaum (abies) vor; die Stadt Augsburg aber führte, nach eben deſſelben Bemerkung, ſchon in den älteſten Zeiten, als eine Römiſche Colonie, eine Zirbelnuß, (nux pinifera) als ein Unterſcheidungszeichen von andern Römiſchen Colonien.

ſey, ſie zu tragen h). An Gartengewächſen war Deutſchland eben ſo arm. Unter den wild wachſenden Kräutern und Pflanzen zeichnete ſich eine Art Paſtinaken aus, die dadurch berühmt geworden, weil der Kaiſer Tiber, der ſie kennen gelernt, als er in Deutſchland die Römiſchen Armeen commandirte, ſich alle Jahr einige nach Rom bringen ließ i). Auch gab es vielen wilden Spargel, von dem der nähmliche Tiber ſcherzweiſe zu ſagen pflegte, es wachſe in Deutſchland ein Kraut, das faſt Spargel wäre k). Plinius thut nebſt dieſem noch von Rettichen Meldung, die ſo groß wären, als ein kleines Kind; und ſchließt daher, daß dieſes Gewächs kalten Boden liebe l).

Von Getreidarten waren hauptſächlich der Haber und die Gerſte bekannt. Aus dem erſten bereiteten ſie ein Mus zum Eſſen m); aus der Gerſte brauten

h) Arborum frugiferarum impatiens. *Mor. Germ.* C. 5. Zu des Plinius Zeiten, der etwas vor dem Tacitus gelebt, waren jedoch ſchon Kirſchbäume an den Rhein gepflanzt, von denen dieſer Naturforſcher *Hiſt. nat.* L. 15. c. 30. ſagt, daß die daran wachſenden Kirſchen eine dritte, aus ſchwarz, roth und grün zuſammen geſetzte Farbe hätten; gleichſam als wenn ſie immer anfingen, erſt reif zu werden. Bey dieſer Gelegenheit bemerkt auch Plinius, daß, nachdem Lucullus die Kirſchbäume aus dem Pontus nach Italien gebracht, ſie innerhalb 120 Jahren bis an den Rhein, ja ſogar über das Meer bis nach Britannien gekommen.

i) PLINIVS *Hiſtor. natur.* L. 19. c. 32, 33.

k) Idem L. 19. c. 42. Herbam ibi quandam naſci, ſimillimam aſparago.

l) Idem L. 19. c. 26.

m) Primum omnium frumenti vitium auena eſt, & hordeum in eam degenerat: ſicut ipſa frumenti fit inſtar: quippe cum Germaniæ populi ſerant eam, nec alia pulte viuant. PLIN. *Hiſt. nat.* L. 18. c. 44.

ſie Bier n). Wie wenig ſie ſich aber überhaupt auf den Ackerbau verlegt, werden wir in der Folge hören.

Daß der Deutſche Boden vorzüglich zur Viehzucht bequem geweſen, geſtehen die Römer ſelbſt. Zahlreiche Herden waren auch die einzigen und liebſten Reichthümer der Deutſchen. Das Deutſche Hornvieh ſoll aber, nach dem Zeugniſſe des Tacitus, klein und unanſehnlich geweſen ſeyn o).

Nebſt dem Hornvieh hielten die Deutſchen auch ungemein viel auf Pferde. Dieſe dienten ihnen nicht nur allein zum Krieg und Reiſen, ſondern auch zur Nahrung; indem das Pferdefleiſch eines ihrer köſtlichſten Gerichte war. Der h. Bonifacius befragte ſich bey dem Papſte Gregorius dem dritten, wie er ſich in dieſem Stücke zu verhalten habe. Der Papſt antwortete, er ſolle es keineswegs zugeben, ſondern, ſo viel als möglich, hindern, und den Uibertretern eine gehörige Buße auflegen; denn es wäre unrein und verabſcheuungswürdig p).

Bonifacius konnte aber dieſes Geboth nicht leicht durchſetzen. Er befragte ſich daher noch einmahl bey dem Nachfolger des Gregorius, dem Papſte Zacha-

n) TAC. *de M. G.* c. 23.

o) TAC. *de M. G.* c. 5.

p) *Tom. 6. Conc. Labb. col.* 1468. lit. E. Inter caetera agreſtem caballum aliquantos comedere adiunxiſti, pleroſque et domeſticum. Hoc nequaquam fieri deinceps, ſanctiſſime Frater, ſinas, ſed quibus potueris Chriſto iuuante modis per omnia compeſce, & dignam eis impone poenitentiam: immundum eſt enim atque execrabile.

Zacharias, der das nähmliche beſtätigte, und nebſt dieſem noch Haſen, Biber, Störche und Krähen zu eſſen verboth q). Wir werden in der Folge hören, worauf ſich dieſes Verboth mag gegründet haben.

Der Aberglaube hatte auch vielen Theil an der Hochachtung, welche die Deutſchen für die Pferde hatten; indem ſie dieſelben zum Wahrſagen brauchten. Einige, die aber ganz weiß, und niemahl zur Arbeit gebraucht ſeyn durften, wurden in den heiligen Wäldern, oder Hainen, die den Deutſchen anſtatt der Tempel dienten, dazu ernährt, zu gewiſſen Zeiten aber in einen Wagen, der wegen dieſer Beſtimmung gleichfalls für heilig gehalten wurde, geſpannt, und von dem König, oder Fürſten und Prieſter des Volks begleitet, die aus ihrem Wiehern das Künftige voraus ſagten.

Sonſt verachtet Tacitus die Deutſchen Pferde, wie das Hornvieh. Weder ihre Geſtalt, ſagt er, noch die Geſchwindigkeit will etwas bedeuten r). Cäſar, welcher Deutſche in ſeinen Dienſt genommen, ſo bald er ſie kennen gelernt, theilte unter ſie die Pferde ſeiner eigenen Hauptleute und Reiterey aus; weil er die Deutſchen Pferde nicht für tauglich genug zum

q) Inprimis de Volatilibus, id eſt, graculis & corniculis, atque ciconiis, quae omnino cauendae ſunt ab eſu Chriſtianorum. Etiam et fibri atque lepores, et equi ſiluatici multo amplius euitandi. *Tom. 6. Conc. Labbei* c. 1525. Den Speck, von welchem Bonifacius auch fragte, räth der Papſt erſt zu räuchern und zu kochen, oder doch erſt nach Oſtern zu eſſen.

r) *De Mor. Germ.* c. 6. Equi non forma, non velocitate conſpicui.

Kriege hielt s). Doch rühmt Flavius Vegetius, gleichfalls ein Römer, der etwa 400 Jahre nach dem Cäſar geſchrieben, die Thüringiſchen Pferde wegen ihrer Dauerhaftigkeit t).

Aus dem ſchon angeführten Schreiben des h. Bonifacius ſehen wir, daß es auch wilde Pferde in Deutſchland gegeben; indem er ebenfalls fragt, ob es nicht erlaubt ſey, wildes Pferdefleiſch zu eſſen. Aus Abgang der Nachrichten läßt ſich aber nicht beſtimmen, ob es eine eigene Art ſolcher Pferde geweſen, dergleichen in den Tartariſchen Steppen in Aſien noch heut zu Tage anzutreffen ſeyn ſollen, oder nur ſolche, wie die unſrigen ſind, die ſich aber in den Waldungen ſelbſt genährt und fortgepflanzt haben.

Sonſt waren die Auerochſen unter den wilden Thieren merkwürdig, beſonders wegen ihrer Geſchwindigkeit und Stärke. Man fing ſie erſt in Gruben; dann wurden ſie getödtet. Der Jünglinge Geſchäft war, ſich durch dieſe Jagd abzuhärten, und einen großen Nahmen zu machen; indem ſie die Hörner als Siegeszeichen öffentlich aufwieſen u). Dieſe Hörner wurden hernach aus Abgang anderer Geſchirre zum Trinken gebraucht, wovon die Vornehmern die Mündung mit Silber einfaſſen ließen v).

Das

s) *Commentar. de bello gallico.* L. 7. c. 65.

t) *Mulomedic.* L. 4. pag. 178.

u) CAESAR *Comment. de bello gallico.* L. 6. c. 28.

v) PLINIUS *Hiſt. nat.* L. 11. c. 45. Als das Chriſtenthum in Deutſchland geprediget wurde, entſtand die Frage, ob es erlaubt ſey, dieſelben noch fernerhin zu brauchen. Nicht als wenn es an ſich etwas unerlaubtes wäre, aus Hörnern zu

trinken

Das Thier Alces, von welchem Cäſar, Plinius und Solinus Meldung thun, war das Elendthier, das ſich damahls noch häufig in Deutſchland aufgehalten w). Daß einige Thierarten ſich gar verloren, andere aber mehr nach Norden ſich zurück gezogen haben, dazu kann ſchon die Verminderung der Waldungen, und die darauf erfolgte Veränderung des Klima vieles beygetragen haben. Zu dieſem kamen noch die ſtarken Jagden, und in den folgenden Zeiten die Erfindung des Schießpulvers. Gleichwie durch das letztere die Kunſt, einander zu ermorden, unter den Menſchen auf das höchſte geſtiegen iſt, ſo

trinken, ſondern weil nach dem Brauch der alten Deutſchen bey ihren Zuſammenkünften und Feſten auch die Geſundheit ihrer Götter daraus war getrunken worden. Hierauf zielt der berühmte *Indiculus ſuperſtitionum Liptinenſis. §. 22. de tempeſtatibus et CORNIBVS, et COCHLEIS.* Die Gottesgelehrten der damahligen Zeiten hielten dafür, daß es erlaubt ſey, wenn man nur das Kreuz darauf mache. Man ſehe den IONAS *in vita S Euſtaſii, Abbatis Luxouienſis.* Die Angelſachſen brachten den Brauch, aus ſolchen Hörnern zu trinken, mit ſich nach Britannien. Witlas König der Mercier vermachte den Mönchen das Horn ſeines Tiſches, daß ſie auf großen Feſten daraus trinken ſollten. Bey Ducange Gloſs. v. Cornu. Aehnliche Stiftungen geſchahen auch in Deutſchland; und man findet in einer Urkunde des Propſtes Arnold der Kirche B. M. V. ad gradus zu Mainz bey dem nähmlichen Ducange, daß der Wein ſelbſt, den die Canonici und Mönche zu gewiſſen Zeiten bekamen, deßwegen *Cornua* genannt wurde. Falkenſtein (Nordgauiſche Altertüm. I. Th. p. 272.) hält dafür, daß der Hornung ebenfalls den Nahmen daher habe, weil dieſer Monath, beſonders bey den alten Deutſchen ihren Feyerlichkeiten, Gaſtmahlen, und dem Trinken gewidmet war.

w) Ein mehreres davon kann man in SALMASII *Exercitationibus Plinianis*, p. 164. lit. B. nachſehen.

ſo kamen auch die Thiere in eine weit ſchlimmere Lage. Die immer zunehmende Bevölkerung that ihnen ohnehin ſtarken Abbruch. Je mehr ſich der Menſch vervielfältigt; deſto mehr müſſen die Thiere abnehmen. Nahrung, Sicherheit, alles entgehet ihnen zuletzt; wenn ſich dieſer nicht durch ſeine eigenen Bedürfniſſe genöthiget ſiehet, einiger Arten davon zu ſchonen. Man vergleiche nur hiemit, was Kalm von der Verminderung der Thiere in Nordamerika in ſeinen Reiſen aufgezeichnet hat x).

Mit den Vögeln hat es die nähmliche Bewandtniß. Zu den Zeiten des h. Bonifacius ſind noch Falken in der Menge vorhanden geweſen. Wir haben ein Schreiben des Königs Aethilbert an dieſen Heiligen, worin er ihn erſucht, ihm einige von Deutſchland nach England zu ſchicken, welche abgerichtet wären Kraniche zu fangen; weil dergleichen in England nicht anzutreffen wären *). Daß Deutſchland in

x) Beſchreibung der Reiſe nach dem nördlichen Amerika, zweyter Theil, pag. 429.

*) Vnam rem praeterea a vobis deſidero mihi exhiberi, quam vobis acquirere valde difficile eſſe, iuxta quod mihi indicatum eſt, nullatenus reor: id eſt *duos falcones*, quorum ars et artis audacia ſit, grues velle libenter captando arripere, et arripiendo conſternere ſolo. Ob hanc etenim cauſam de harum acquiſitione et transmiſſione ad nos auium vos rogamus: quia videlicet et perpauci huius generis accipitres in noſtris regionibus, hoc eſt, in Cantia reperiuntur, qui tam bonos producant foetus, et ad ſupradictam artem animo agiles ac bellicoſi educentur, edomentur, ac doceantur. Epiſt. XL. inter Bonifacian. Edit. Serarii. p. 54. Dem König Ethelbald ſchrieb Bonifacius ſelbſt: Pro ſigno veri amoris direximus tibi accipitrem vnum, et *duos falcones*, duo ſcuta et duas lanceas. Epiſt. XII. p. 16. edit. eiusd.

in den großen Waldungen, womit es faſt ganz bedecket war, eine ungeheure Menge Vögel müſſe genähret haben, erhellet ſchon aus den verſchiedenen Arten von Stoßvögeln, Falken, Habichten, und dergleichen, die in den alten Geſetzen der Baiern und Alemannier vorkommen, und zu dem Vogelfange auch von Privatleuten unterhalten wurden. In dem Harzwalde ſollen Vögel geweſen ſeyn, deren Federn geglänzet und durchgeſchimmert haben, wenn es auch noch ſo finſter war; ſo daß ſie den Reiſenden des Nachts anſtatt des Lichtes gedienet haben y).

Von Fiſchen ſchätzten die Römer beſonders den Rhein-Salmen z). Auſonius a) und Plinius b) thun auch von dem Silurus Meldung. Auſonius verſetzt ihn in die Moſel, und nennet ihn wegen ſeiner Größe Pecus flumineum, der ſich aber ſonſt ganz friedfertig halte c). Plinius hingegen verſetzt ihn in den Main, und macht ihn zum Raubfiſch, der ſogar Pferde angreiffe d). Man hält aber mit vieler Wahrſcheinlichkeit dafür, daß es der Hauſen mag geweſen ſeyn, der ſich damahls häufig in dem Rhein aufgehalten hat, und von da in die Moſel und den Main geſtiegen ſeyn muß.

Ob die Götter den Deutſchen Gold und Silber aus Gnad oder Ungnad verſaget, getrauet ſich Tacitus nicht zu entſcheiden e). Zu ſeiner Zeit wenigſtens wa-

y) SOLINVS *Polihyſt.* c. 20. p. 29. Plinius L. 10. c. 47.
z) AVSONIVS. *in Moſella* ver. 97.
a) Ibid.
b) *Hiſtor. nat.* L. 9. c. 17.
c) Tranquillos moliris in amne meatus. in *Moſella*. ver. 146.
d) *loc. cit.* n. 5.
e) *De Mor. Germ.* c. 5.

waren noch keine Bergwerke entdeckt. Diejenigen, die Curtius Rufus bey Wißbaden zu bearbeiten anfing, gingen bald wieder ein; weil die Ausbeute die Mühe nicht genugſam belohnte f). Salzquellen waren nur hie und da vorhanden, die nicht nur allein wegen ihrer Nutzbarkeit, ſondern auch deßwegen Krieg unter verſchiedenen Deutſchen Nationen veranlaßten, weil ſie glaubten, ihre Götter hielten ſich beſonders gern an dergleichen Orten auf g). Ihre Art, Salz zu bereiten, war aber ſehr ſonderbar. Sie ſchütteten das Salzwaſſer auf glühende Kohlen von Eichenholz oder Haſelnußſtauden. Durch dieſe Begießung wurden die Kohlen ſelbſt zu Salz, welches aber ſchwarz blieb h). Unter den warmen Bädern kannten die Römer das Wißbad (Fontes Mattiaci). Die Alten ſahen auch zum Theil den Börnſtein als ein Deutſches Product an. Die Deutſchen nannten ihn Gleſſum (Glas), und die Inſeln, auf welchen er ſollte gefunden werden, Glas-Inſeln (Inſulae Gleſſariae) †).

Das merkwürdigſte von dem alten Deutſchlande war unſtreitig der Bewohner deſſelben, wenn man ihn nur nach ſeiner natürlichen Beſchaffenheit betrachtet. Faſt ſollte man glauben, wenn man die Nachrichten der Alten von dem Hornviehe und den Pferden mit den heutigen Eigenſchaften derſelben vergleichet, es müßten ſich dieſe Thierarten in der Folge verbeſſert haben, das Menſchengeſchlecht aber einiger Maßen ausgeartet ſeyn. Unter den alten Deutſchen war eine bewunderungswürdige Aehnlichkeit der

Lei-

f) TACITVS L. II. *Annal.* c. 20. p. 413.

g) *Idem* L. 13. *Annal.* c. 57. p. 555.

h) PLINIVS *Hiſt. nat.* L. 31. c. 39. p. 560.

†) PLINIVS L. 37. c. 11.

Leiber und Geſichtsbildung. Hieraus ſchließt Tacitus i), daß die Deutſchen eine eigene urſprüngliche, mit andern Völkern unvermiſchte Menſchenart müßten geweſen ſeyn. Die Deutſchen ſelbſt glaubten, daß ihre Stammväter der Gott Teut und ſein Sohn Mannus aus der Erde hervor gekommen wären.

Beſonders aber waren ſie von andern Nationen unterſchieden durch ihre Größe, blauen Augen und röthlichten oder gelben Haare k). Um ihre Größe auszudrücken, brauchten die Alten die Beywörter, ingentia, immania, altiſſima corpora. Sidonius Apollinaris gibt den Burgundern einigemahl das Beywort ſiebenſchuhig (Burgundio ſeptipes) l). Da nun das ordentliche Recrutenmaß bey den Römern 5 Schuhe 7 Zoll waren m), welches man für die mittlere Statur der Römer annehmen kann: ſo war ein

i) Ipſe eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos nullis aliis aliarum nationum connubiis infectos *propriam* et ſinceram; et *tantum ſui ſimilem* gentem exſtitiſſe arbitrantur. *De M.* G. c. 4.

k) TACITVS ſagt: Truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora *De Mor. Germ.* c. 4. Conring hat eine eigene Diſſertation *de habitus corporum Germanicorum antiqui ac noui cauſis* geſchrieben, die in dem fünften Tome ſeiner Werke anzutreffen iſt, wo man die hierher ſich beziehenden Stellen beyſammen findet.

l) L. 8. *Epiſt.* 9. *ad Lamprid.* p. 219. und *Carmine XII. ad Catullin.* Eginhard ſagt zwar von Karl dem Großen: Statura fuit eminenti, quae tamen *iuſtam* non excederet. Nam *ſeptem ſuorum pedum* proceritatem eum conſtat habuiſſe figuram. Allein da er *ſuorum* dazu ſetzt, läßt ſich nichts gewiſſes daraus ſchließen. Vide FREHER. *de Statura Caroli M. Imperat.* beym Ducheſne SS. R. F. T. II. p. 250.

m) VEGETIVS *de re militari Rom.* L. I. c. 5. p. 6. CODEX THEOD. L. 3. *de Tyron.*

ein Deutſcher durchgehends wenigſtens einen Schuh größer als ein Römer.

Die Anmerkung wegen der blauen Augen iſt eben ſo allgemein. Neben dem ſchon angeführten Zeugniſſe des Tacitus nennt Horaz aus dieſer Urſache die Deutſchen überhaupt caerulea pubes (das bläulichte Volk) n). Auſonius ſagt von der Biſſula, einem Schwäbiſchen Mädchen, deſſen Schönheit er ungemein erhebt, daß es eine Römiſche Zunge, und ein Deutſches Geſicht, das iſt, blaue Augen und gelbe Haare habe o). Die Gothiſchen und Longobardiſchen Könige liebten wegen ihrer Haare den Beynahmen Flavius, den auch des Deutſchen Helden Arminius Bruder von den Römern aus der nähmlichen Urſache ehemahls erhalten hatte, und die Vandalen werden von dem Procop p) goldhaarig genannt.

Um ihre Haare deſto mehr zu verſchönern, brauchten ſie eine gewiſſe Seife, die ſich das Römiſche Frauenzimmer häufig nach Rom bringen ließ, um ſeinen Haaren die nähmliche Farbe zu geben q). Der Kirchenvater Tertullian wirft es ſogar den Afrikanerinnen vor, daß ſie ſich ſchämten in Afrika geboren zu ſeyn, und durch ihre Haare für Deutſche

und

n) *Lib. Epod. Ode XVI.*

o) Sic Latiis mutata bonis, Germana maneret,
Vt facies, *oculos caerula*, *flaua comas*.
Ambiguam modo lingua facit, modo forma puellam
Haec Rheno genitam praedicat, haec Latio.
AVSON. *in Edylliis de Biſſula*. p. 228.

p) De bello Vandalico L. I. c. 20.

q) Mutat Latias ſpuma batana comas.
MARTIAL. L. 8. *Epigramm*. n. 33.

und Gallierinnen gehalten zu werden ſuchten r). Auch das Deutſche Haar mußte häufig nach Rom wandern, um die Köpfe des Frauenzimmers ſo wohl, als der Männer zu ſchmücken.

Dieſe Erfahrungen zuſammen genommen; keine oder wenige Obſtbäume, — kleines und unanſehnliches Hornvieh und Pferde — Auerochſen — Elendthiere — Falken — große Menſchen mit blauen Augen, röthlichen Haaren, weißer Farbe — muß Deutſchland faſt das nähmliche Klima gehabt haben, als jetzt Schweden und zum Theil Rußland haben.

Die alten Schriftſteller, durch die Auswanderung ſo vieler Völker ganz in Erſtaunen geſetzt, hielten Deutſchland für ein ungemein volkreiches Land. Dieſes mag wohl in Anſehung der damahligen Umſtände, der vielen Waldungen nähmlich, und des wenigen Ackerbaues, einiger Maßen gelten. Allein, gegen die heutigen Zeiten gerechnet, will dieſe Bevölkerung gewiß wenig bedeuten. Die ausgewanderten Nationen waren auch überhaupt nicht ſo zahlreich, als man ſich gemeiniglich vorſtellt. Wenn dem Gregorius Turonenſis zu trauen iſt s), ſo waren die Longobarden, die einen großen Theil von Italien erobert haben, nicht ſtärker als vier tauſend Mann. Die Franken, die ſich mit Klodwigen in Gallien niedergelaſſen haben, mögen ebenfalls nicht viel ſtärker geweſen ſeyn. Drey tauſend davon ließen ſich mit ihm taufen, die übrigen gingen zurück; und aus der Art, wie dieſes der nähmliche Gregorius erzählet, ſieht man

r) Pudet feminas nationis ſuae, quod non Germanae aut Gallae procreatae ſint, ita patriam capillo transferunt. TERTULLIAN. *L. de cultu femin.* c. 6.

s) *Hiſtor. Franc.* L. 4. c. 41.

man ſchon, daß es eben kein beträchtlicher Theil der Nation geweſen t). In dem berühmten Treffen gegen den Kaiſer Julian bey Straßburg, wo ſieben Alemanniſche Könige alle ihre Kräfte zuſammen gezogen hatten, waren die Deutſchen nicht ſtärker, als 35000 Mann u). Die Vandalen ſollen, nach einigen Nachrichten, 70000 Seelen zuſammen, Weib und Kinder miteingerechnet, ausgemachet haben, als ſie nach Afrika übergingen; man kann demnach kaum 20000 ſtreitbare Männer auf ſie rechnen.

Zweytes Kapitel.

Charakter der Deutſchen, Sitten, Wiſſenſchaften, Künſte, Handlung.

Vor allem müſſen wir die Hauptzüge in dem Deutſchen Charakter ſuchen; das übrige wird ſich von ſelbſt geben. So wie Tacitus, Mela, Strabo, Seneca, und andere die Deutſchen beſchrieben, waren ſie eine kriegeriſche, und von dem Geiſt der Freyheit und Unabhängigkeit ganz beſeelte Nation. Alles athmete Krieg bey ihnen. Alsdann fing der Menſch gleichſam an zu leben, und ward als ein Theil des Volkes, und Mitglied des Staates betrachtet, da er das erſtemahl die Waffen in die Hände bekam, welches allemahl mit großer Feyerlichkeit und in der Verſammlung des Volkes geſchah. Wenn er ſie einmahl hatte, ließ er ſie nie von ſich; zu Hauſe, und auf dem

t) *Hiſt. Franc.* L. 2. c. 31.

u) AMMIAN. MARCELL. *Hiſt.* L. 16. c. 12.

dem Feld führte ein jeder ſeine Waffen mit ſich a). Mit dieſen ging er zu Tiſche, zu öffentlichen Gaſtmahlen, in die Verſammlungen des Volks, vor Gericht b), und legte ſich damit ſchlafen. Auf daß er ſich auch allenfalls nach dem Tode wehren, oder darin üben könnte; bekam er ſie mit ſich in das Grab. Kurz, bey den Deutſchen machten die Waffen den Mann aus; beyde Ideen floßen zuletzt in eine zuſammen, und ſelbſt nach der Sprache ihrer Geſetze waren eine Lanze und ein Mann gleich bedeutende Wörter c). Einige Völker hielten ihre Waffen gar für etwas göttliches, und überhaupt war kein Schwur heiliger bey den Deutſchen, als durch ihre Waffen.

Dieſer kriegeriſche Geiſt verbreitete ſich über alle ihre Handlungen, und ihr ganzes Gedanken-Syſtem, ihre Schauſpiele und Ergetzungen waren kriegeriſch; ihre Cäremonien waren kriegeriſch, ſelbſt diejenigen, die bey Handlungen gebraucht wurden, wo nichts als ſanfte Empfindungen rege gemacht werden ſollten, z. B.

a) Dieſen Gebrauch, auch mitten im Frieden bewaffnet zu gehen, theilten die Deutſchen in der Folge auch den von ihnen eroberten Provinzen mit, wo er ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

b) Auch dieſer Gebrauch erhielt ſich ſehr lange; ſo gar der Biſchof von Wirzburg mußte den Harniſch anlegen, wenn er Landgericht halten wollte.

c) In den Geſetzen der Angeln und Wariner heißt es: Poſt quintam generationem filia ex toto. . . . ſuccedat, et tunc demum haereditas ad *fuſum* a *lancea* tranſeat. Apud HEINECC. *Corp. Iuris German. antiq.* p. 449. Wie aus der Lanze ein Hut (chapeau) geworden, laſſen wir andern über zu beurtheilen. Dieſer Umſtand, ſo klein er auch iſt, zeigt doch zur Genüge den Abſtand unſerer Sitten von den Sitten der alten Deutſchen.

z. B. bey Hochzeiten und dergleichen; ihre Religion war kriegeriſch; ihr Himmel, den ſie nach dem Tode hofften, und ſelbſt ihre Weiber waren kriegeriſch. Dieſe gingen mit ins Feld, und ſtellten ſich auch in dem hitzigſten Treffen ſo nahe an ihre Männer, daß ſie ihnen zurufen, und Muth einſprechen konnten. Seneca drückt den Charakter der Deutſchen ganz kurz mit folgendem aus: “Sie (die Deutſchen) werden „in den Waffen geboren, erzogen, und ihre einzige „Sorge geht auf die Waffen, das übrige vernachläſſigen ſie“ d).

Nur iſt die Frage, wie dieſer kriegeriſche Geiſt in ihnen entſtanden ſey. Der Menſch iſt an ſich nicht bösartig, oder ein geborner Feind anderer Menſchen; wenn auch Hobbes, dieſes zu erweiſen, die Hunde zu Zeugen aufruft. “Denn auch dieſen, ſagt er, iſt „es bekannt; indem ſie bey Tage alle Unbekannte, die „in das Haus kommen, anbellen, zur Nachtzeit aber alle ohne Unterſchied“ e). Gleichwie wir den Deutſchen in den Waffen antrafen: ſo hat man auch ganz friedfertige Nationen gefunden. Der mit ſeiner Armuth und ſich ſelbſt zufriedene Lapp- und Grönländer ſind lebendige Zeugen davon. Die Deutſchen müſſen alſo noch vor dem Cäſar und Tacitus uns unbekannte Perioden durchgelaufen haben, in welchen eine ſolche Stimmung ihrer Neigungen und Seelenkräfte durch eine beſondere Zuſammenwirkung mehrerer Urſachen iſt hervor gebracht worden.

Wenn

d) Armis innaſcuntur innutriunturque, quorum vnica cura eſt, alia negligentibus. SENECA L. I. *de ira* c. II.

e) Sed quid hominibus doctis conamur demonſtrare, id quod ne canes quidem ignorant, qui accedentibus oblatrant, interdiu quidem ignotis, noctu autem omnibus. HOBBES *Leviath.* P. I. c. 13. pag. 65.

Wenn das Intereſſe eines Menſchen ſich mit des andern ſeinem durchkreuzet; wenn er ſeine Bedürfniſſe nicht anders befriedigen kann, als auf Unkoſten eines dritten: dann fängt die in ſeinem Herzen verborgene Bosheit an ihre Keime hervor zu treiben. Die Völker in dem Zuſtande der Barbarey haben wenig Bedürfniſſe; dieſe aber ſind um ſo ſtärker, weil ſie nicht durch die Einbildung, ſondern durch die Nothwendigkeit allein erzeugt werden. Tacitus ſetzt als das erſte Nahrungsmittel der Deutſchen die wilden Baumfrüchte an f). Dieſe konnten aber nicht lange hinreichen, eine Menge Volks zu ernähren. Man mußte bald auf andere Mittel denken. Das nächſte war die Ermordung der Thiere, die ſchon theils wegen eigener Sicherheit, theils um ſich gegen die Kälte durch ihre Häute zu ſchützen, nothwendig geworden war. Nun wollte man ſich auch von ihrem Fleiſch nähren. Tacitus ſetzt daher das friſche Wildpret (recens fera) als das zweyte Nahrungsmittel der Deutſchen an. Manche Thiere ſind dem Menſchen an Stärke, andere an Geſchwindigkeit überlegen. Man mußte auf Waffen denken, und das Morden ward eine Kunſt, aber auch um vieles erleichtert. Die Erfindung der Waffen iſt der erſte Schritt zum Kriege. Von dem Kriege, der mit den Thieren geführt wird, iſt der Uibergang allemahl leicht zu dem mit den Menſchen. Und wann einmahl der Krieg angefangen hat, wachſen aus einem immer neue Urſachen zu andern hervor.

f) Cibi ſimplices, agreſtia poma, recens fera, aut lac concretum, *de M. G.* c. 23. Man bemerke, daß Tacitus in der Setzung der Speiſen die Stufen in Obacht nimmt, auf welchen die Menſchen vermuthlich ſich zu dem geſellſchaftlichen Leben empor geſchwungen haben.

Der Krieg hat ohnehin allezeit ein heimliches Vergnügen bey ſich. Der Krieger macht Verſuche ſeiner Kräfte, er lernt ſie kennen, und wenn er ſiegt, ſo iſt ſeine Zufriedenheit vollkommen. Gleichwie durch den Sieg das Gefühl ſeiner eigenen Kräfte, das angenehmſte, das der Menſch hat, ungemein erhoben wird; ſo wartet auch das frohe Zujauchzen einer ganzen Nation auf ihn, welches ihn noch mehr über ſich ſelbſt erhöhet. Und auf ſolche Art kann der Krieg, beſonders in einem Stande, wo der Menſch noch nicht gelernt hat feinere Vergnügungen zu genießen, und die Sympathie nicht ſtark genug iſt, ihn von dem Leid zurück zu halten, das er andern Menſchen anthut, ſeine Lieblingsbeſchäftigung werden. Der Nutzen, den er daraus zieht, unterhält in ihm dieſe Neigung. Im Kriege wird Beute gemacht, eine Art zu erwerben, die Leuten, welche nichts arbeiten mochten, allzeit die liebſte war. Man gewöhnt ſich daran, und glaubt zuletzt zu allem berechtiget zu ſeyn, was man Kräfte genug hat behaupten zu können. Auf ſolche Weiſe entſteht das Recht der Stärke, welches Pomponius Mela als einen charakteriſtiſchen Zug der Deutſchen anſieht g). Ammian Marcellin ſagt das nähmliche von den Alemanniern inſonderheit h), und Sidonius Apollinaris von den Sachſen i). So antworteten ebenfalls die Gallier den Hetruskern, daß ſie das Recht in ihren Waffen trügen, ſtarken Leuten gehöre alles, wohin ſie reichen können k). Obſchon die Deutſchen gleichwohl ſo viel einſahen, daß ohne inne-

g) Ius in viribus habent, adeo vt ne latrocinii quidem pudeat. POMPON. MELA L. 3. *de ſitu orbis*. c. 3.

h) AMMIAN. MARCELLIN. *hiſt*. Lib. 17. c. 10. et 12.

i) SIDONIVS APOLLINARIS Lib. 8. Epiſt. 6.

k) Se in armis ius ferre, et omnia fortium virorum eſſe. LIVIVS L. 5. *Hiſtor*.

innere Sicherheit kein Staat beſtehen könne; ſo war doch das Rauben und Stehlen außer dem Gau eines jeden Volkes, zu welchem einer gehörte, keine Schande. Aus dieſem Grunde übten ſie auch das ſo genannte Strandrecht aus, wovon wir noch die Spuren im vierzehenten Jahrhundert in Deutſchland finden l).

Hierin fanden ſie ſo wenig ungereimtes, daß ihre Lieblingsnahmen, ſo, wie ihre Feldzeichen, von ſtarken oder Raubthieren entlehnt waren, als wenn ſie ſich eine Ehre daraus machten, ihnen zu gleichen; da es hingegen ein Scheltwort war, einen einen Haſen zu nennen, das in der Folge nach den Saliſchen Geſetzen mit ſieben Sols bezahlt werden mußte m).

Wenn die Jagd nicht mehr hinreicht, die Bewohner eines Landes zu nähren; ſo iſt das nächſte Zufluchtsmittel die Viehzucht. Gleichwie der Jäger mit allen Thieren Krieg führt: ſo fängt der Menſch in dieſem Stande an einiger zu ſchonen, und eine Art von Frieden und Geſellſchaft mit ihnen zu errichten. Er nährt ſich von ihnen; hingegen nährt er ſie wieder. Nun wird ſeine Lebensart ruhiger; er behält Muße zum Nachdenken; ſeine Sitten werden ſanfter, und er kommt um einen ſtarken Schritt dem geſell=

l) TACITVS erzählt davon ein merkwürdiges Beyſpiel in dem Leben des Agricola.

m) Die Sächſiſchen Prinzen, die zuerſt in Britannien feſten Fuß gefaſſet, nannten ſich der eine Hengſt, der andere Horſe, welches in der Angelſächſiſchen Sprache eine Stute bedeutet. Die Nahmen, die ſich auf Mar oder Mer endigen, als Waldemar, Hincmar, ſchienen allerdings auch Pferdnahmen zu ſeyn. Nichts aber war gemeiner, als die Nahmen von Raubthieren, wovon wir noch Spuren genug in den Nahmen und Wappen des heutigen Deutſchen Adels finden.

ſellſchaftlichen Leben näher. Die Deutſchen trieben zwar von den älteſten Zeiten an die Viehzucht, und lebten zum Theil von geronnener Milch (lac concretum); aber ſie blieben Jäger, und, was noch mehr iſt, entſchloſſene Krieger dabey. Und da ſie nicht jene ſchöne, Wolluſt athmende Natur um ſich hatten, deren Betrachtung die Sinne bezaubert, die Einbildungskraft mit angenehmen Bildern füllt, und begeiſtert, dem Herzen ſanfte Empfindungen einflößt, ſondern eine rohe, wilde, unausgebildete; ſo darf man keine Arkadiſchen Schäfer bey ihnen ſuchen; und dieſe Lebensart konnte überhaupt nicht die Wirkungen bey ihnen hervor bringen, die man bey andern, beſonders gegen den Morgen gelegenen Völkern, die dem Hirten- und Schäferleben ergeben waren, bemerkt.

Die Noth lehrte ſie zuletzt auch den Ackerbau treiben, welcher die letzte Stufe zu dem geſellſchaftlichen Leben iſt; indem aus dem Schooße des Ackerbaues alle Künſte, die Verfeinerung der Sitten, die Aufklärung des Verſtandes, das Eigenthum und die darauf gegründete bürgerliche Verfaſſung, die jetzige Bevölkerung endlich ſelbſt hervor geſtiegen ſind. Die Deutſchen kannten dieſe Folgen; ſie wollten ſie aber nicht. Sie gefielen ſich mehr bey ihrer Barbarey, als bey aller möglichen Vervollkommnung ihres Zuſtandes. "Sie wenden keinen Fleiß auf den Ackerbau, „ſagt Cäſar von den Sueven, die den größten Theil „der Nation ausmachten n), ſondern ihre Nahrung beſteht

n) *De bello Gallico* L. 6. c. 22. Mit ihm ſtimmen Strabo, Tacitus, und alle übrigen überein, die das nähmliche von der ganzen Nation behaupten. POMPONIVS MELA l. c. ſagt: Bella gerunt neque imperitandi, aut prolatandi, quae poſſident, nam *ne illa quidem enixe colunt*, ſed vt circa ipſos

„ſteht meiſtens in Milch, Käſe, und Fleiſch o). Kei„ner hat eine beſtimmte Morgenzahl an Feldern, oder „eigene Gränzen; ſondern ihre Obrigkeiten und Für„ſten theilen den Familien und Verwandtſchaften, ſo, „wie ſie ſich in eine Geſellſchaft zuſammen gethan haben, „ſo viel alle Jahre aus, als, und wo es ihnen gefällt, „und machen ſie das nächſte Jahr anderwärts hinziehen.“ Cäſar gibt auch die Urſachen an, warum ſie es gethan haben; damit ſie ſich nicht durch die Gewohnheit ſo ſehr von dem Ackerbau einnehmen ließen, daß ihnen die Luſt zum Kriege darüber verging; damit ſie nicht nach weitläuftigen Beſitzungen trachten, und die Mächtigen die Schwächern verſchlingen möchten; damit ſie ſich nicht auf eine beſſere Bauart legten, um ſich gegen Hitz und Kälte zu ſchützen; damit die Geldgierde, aus welcher alle Uneinigkeiten entſtehen, nicht einriſſe; und endlich, damit das Volk ſich eher in Schranken halten ließe, wenn eine vollkommene Gleichheit unter ihm herrſchte. In dieſen Grundſätzen liegt in der That mehr Philoſophie, als man von Barbaren erwarten ſollte. Voraus geſetzt nähmlich, daß das Kriegs-Syſtem das beſte für die Nation war, kann nichts richtigeres gedacht werden. Cäſar redet zwar nur von den Sueven; allein Tacitus, der die Nachrichten des Cäſar vermuthlich vor ſich gehabt hat, ſcheint auch noch von ſeinen Zeiten zu

ipſos, quae iacent, vaſta ſint. Strabo redet auf die nähmliche Art: Commune omnium eſt, qui iſtis in locis degunt, facilis et expedita ſoli mutatio, ob tenuitatem victus, et *quod neque colunt agros*, neque fructus recondunt, ſed in caſis habitant, ſtructura in vnum diem conſtantibus.

o) Plinius allein thut Meldung vom Habermus; ſonſt iſt es nicht einmahl ausgemacht, ob ſie das Brod gekannt haben. Ihre Gerſte und übriges Getreide brauchten ſie meiſtens um Bier, oder ein dem Bier ähnliches Getränke daraus zu brauen.

behaupten, daß kein Eigenthum der Felder eingeführt war p). Wenigſtens hatte es noch keinen Werth; indem man ſich wenig darum bekümmert, ſo lang ein jeder zum Uiberfluß hat, der nur bauen will. So viel iſt allemahl gewiß, daß die Deutſchen auch nach dieſem den Ackerbau nur auf einen gewiſſen Punct, höchſtens nähmlich ſo viel, als ihnen nothwendig war, getrieben haben. Sie blieben alſo dort, wo ſie als Jäger und Krieger geſtanden, auch da ſie den Ackerbau trieben, ſtehen; und dieſer konnte ſeine gewöhnlichen Folgen nicht haben.

Nun

p) *De M. G.* c. 26. Agri pro numero cultorum ab vniuerſis per vices occupantur, quos mox inter ſe ſecundum dignationem partiuntur. Facilitatem partiendi camporum ſpatia praeſtant. Arua per annos mutant, et supereſt ager. Ich weiß, was zur Behauptung des Landeigenthums unter den Deutſchen zu des Tacitus Zeiten in des Deutſchen Merkur 1773. zweyten Band und folgenden vorgebracht worden iſt. Allein, daran iſt wenig gelegen, ob die Deutſchen Landeigenthum gehabt haben, oder nicht; die Frage beſteht vielmehr darin, ob das Landeigenthum, wenn es vorhanden geweſen, einen ſolchen Werth gehabt, daß es die Induſtrie mächtig belebet, und eine ſtarke Triebfeder der Thätigkeit bey den Deutſchen geweſen, wie der Verfaſſer der dortigen Abhandlung zeigen will. Seine Gründe ſcheinen mir aber nicht erheblich genug; Supereſt ager, ſagt Tacitus: " auch nach der Theilung ſind Felder im Uiberfluß vorhanden. „ Wenn auf den königlichen Maierhöfen zu Karls des Großen Zeiten hier und da noch Land zum urbar machen übrig war, wie man aus ſeinem berühmten Capitulari de Villis §. 36. p. 612. apud HEINECC. C. J. G. antiq. ſehen kann, ja ſo gar unbeſetzte Bauernhöfe (manſi abſi), wie man eben dort §. 67. ſieht, anzutreffen waren, da doch die Könige und inſonderheit Karl ſo große Sorge für deren gute Einrichtung trugen, ꝛc. ꝛc. ſo muß in der That Tacitus die Wahrheit geredet haben. Wie läßt ſich aber dieſes mit einem hohen

Werth

Nun werden wir endlich im Stande ſeyn, ihnen ihren Platz in den verſchiedenen Stufen der Menſchheit anzuweiſen. Man hat ſchon längſt bemerkt, daß ganze Geſellſchaften ſich durch ähnliche Veränderungen durcharbeiten müſſen, wie einzelne Menſchen. Gleichwie dieſe ihre Kindheit, ihr Jünglings- und Mannsalter haben: alſo haben es auch ſo zu ſagen ganze menſchliche Geſellſchaften. Die Deutſchen waren nicht mehr in dem Stande der Wildheit, welche gleichſam der Stand der Kindheit für die Völker iſt. Sie mußten ſchon mehrere Sorge für ihre Nahrung tragen; und eben dadurch, daß ſie den Ackerbau einiger Maßen trieben, mußten ſie auch mehrere Kenntniſſe haben, als der ſo genannte Wilde gemei-

Werth des Eigenthums vereinbaren? Eine andere Urſache iſt noch der Abgang der Handlung, wodurch ſie ihre überflüſſigen Producte hätten abſetzen können, nebſt dem Mangel des Geldes, welches die Seele der Handlung iſt, und die Induſtrie mehr als alles übrige unterhält. MONTESQVIEV ſagt in ſeinem *Eſprit. de Loix* L. 18. cap. 15. pag. 248. La culture de terres demande l' uſage de la monnoie. Cette culture demande beaucoup d'arts et de connoiſſances; & l'on voit toujours marcher d'un pas egal les arts les connoiſſances, et les beſoins. Tout cela conduit a l'etabliſſement d'un ſigne de valeur. Die Deutſchen müßten denn allein eine Ausnahme von dieſer Regel gemacht haben. Ihre große Heerden foderten allerdings, daß man auch für den Winter ſorgte; allein, hierzu waren vielmehr Hände in großer Anzahl, als großes Landeigenthum nothwendig, ſo wie unter den Kalmucken ohne Landeigenthum einer 4000, der andere nur 4 Stück Vieh zu erhalten im Stande iſt. Nichts aber bekräftigt dieſes mehr, als die von allen Alten an den Deutſchen bemerkte Leichtigkeit auszuwandern, welche bey Leuten, die das Landeigenthum ſchätzen und es fleißig benutzen, nie ſo leicht Statt findet. Strabo ſchon ſieht dieſes als eine Folge des vernachläſſigten Ackerbaues an.

gemeiniglich hat. Ihre geſellſchaftliche Verfaſſung, ob ſie ſchon noch ſehr unvollkommen war, näherte ſich doch ſchon etwas den polizirten Staaten. Wenn ſie noch keine geſchriebene Geſetze hatten, ſo hatten ſie doch Gewohnheiten, die die Stelle derſelben vertraten. Obſchon das Metallgraben eine verächtliche Arbeit bey ihnen war, ſo war doch der Gebrauch des Eiſens eingeführt, welches allein ſchon einer Nation vor einer andern, die es nicht kennt, ungemeine Vorzüge gibt. Man kann demnach von ihnen ſagen, daß ſie bereits das Jünglingsalter, welches man den Stand der Barbarey bey Völkern nennt, angetreten haben. Kurz, ſie waren eben ſo begierig nach Freyheit, eben ſo große Feinde des Zwanges, eben ſo ſehr dem Müſſiggang ergeben, eben ſo voll von wilder Herzhaftigkeit, eben ſo offenherzig, ſo heftig in ihren Affecten, ſo ausſchweifend im Trunk, ſo gaſtfrey, als es Jünglinge ſind, und als es die meiſten alten und neuen Barbaren waren, und noch wirklich ſind.

Von der Freyheit und Zwangloſigkeit, in der ſie auflebten, war der Müſſiggang die erſte Folge. Der Menſch arbeitet nicht, wenn er nicht gezwungen wird. Die Arbeit fällt daher allzeit auf den Schwächern zurück. Je ſtärker und kriegeriſcher einer iſt, ſagt Tacitus von den Deutſchen, deſto weniger arbeitet er. Die Hausſorge und Beſtellung der Felder überläßt er den Weibern, den Alten und Schwächſten aus dem ganzen Hauſe. Er für ſich bringt die Zeit mit Nichts thun, Schlafen, Eſſen, Trinken und Jagen zu q). Und eben daher, weil der Müſſiggang die Folge der Uiberlegenheit an Kräften iſt, geſellt ſich zulezt zu demſelben ein barbariſches point d' Hon-

q) TACITVS *de Mor. Ger. c.* 15.

d'Honneur, und das Arbeiten wird zur Schande. Herodot ſagt von den Thraciern: "Nichts thun wird „bey ihnen für das ehrbarſte, hingegen das Feld „bauen für das verächtlichſte gehalten" r). Das nähmliche Vorurtheil hat ſich bey den Deutſchen bis in die ſpäteſten Zeiten erhalten; ſo zwar, daß der Ackerbau auch in ihren Geſetzen unter die knechtlichen Arbeiten (opera ſeruilia) gezählt wird s), als wenn es gleichſam für einen freyen Mann eine Schande wäre, ſich mit demſelben abzugeben.

Eben dieſer Müſſiggang und die aus ihm entſtandene Langeweile führte hernach den Deutſchen zu ſeinen Gaſtmahlen, wo es oft blutige Köpfe abſetzte, aber auch Berathſchlagungen über die wichtigſten Sachen gehalten wurden; zu ſeinen Spielen, wo oft die Freyheit, wenn ſonſt nichts mehr übrig war, auf den letzten Wurf geſetzt ward, die gemachten Schulden aber mit der größten Genauigkeit bezahlt wurden; und zum Trunk, womit Tage und Nächte zuzubringen keine Schande war. Man braucht daher, um dieſe Neigung zum Trunk zu erklären, eben nicht ſeine Zuflucht zu dem Klima zu nehmen. Gleichwie der unter den gemäßigten Zonen wohnende alte Gallier, und ſein Nachbar, der Germanier, ſchon in den älteſten Zeiten um ein Faß Wein einen Menſchen dahin gaben t): ſo verſchwendet auch der unter der Linie wohnende Negern-König noch heut zu Tage alljährlich einen Theil ſeiner Unterthanen in Branntwein.

Nichts

r) HERODOTVS *Hiſt. L.* 5. pag. 288. n. 6.
s) LL. BAIVVAR. *Tit.* 6. c. 2. pag. 281.
t) DIODORVS SICVL. *Bibl. Lib.* 5. pag. 304. lit. B.

gemeiniglich hat. Ihre geſellſchaftliche Verfaſſung, ob ſie ſchon noch ſehr unvollkommen war, näherte ſich doch ſchon etwas den polizirten Staaten. Wenn ſie noch keine geſchriebene Geſetze hatten, ſo hatten ſie doch Gewohnheiten, die die Stelle derſelben vertraten. Obſchon das Metallgraben eine verächtliche Arbeit bey ihnen war, ſo war doch der Gebrauch des Eiſens eingeführt, welches allein ſchon einer Nation vor einer andern, die es nicht kennt, ungemeine Vorzüge gibt. Man kann demnach von ihnen ſagen, daß ſie bereits das Jünglingsalter, welches man den Stand der Barbarey bey Völkern nennt, angetreten haben. Kurz, ſie waren eben ſo begierig nach Freyheit, eben ſo große Feinde des Zwanges, eben ſo ſehr dem Müſſiggang ergeben, eben ſo voll von wilder Herzhaftigkeit, eben ſo offenherzig, ſo heftig in ihren Affecten, ſo ausſchweifend im Trunk, ſo gaſtfrey, als es Jünglinge ſind, und als es die meiſten alten und neuen Barbaren waren, und noch wirklich ſind.

Von der Freyheit und Zwangloſigkeit, in der ſie auflebten, war der Müſſiggang die erſte Folge. Der Menſch arbeitet nicht, wenn er nicht gezwungen wird. Die Arbeit fällt daher allzeit auf den Schwächern zurück. Je ſtärker und kriegeriſcher einer iſt, ſagt Tacitus von den Deutſchen, deſto weniger arbeitet er. Die Hausſorge und Beſtellung der Felder überläßt er den Weibern, den Alten und Schwächſten aus dem ganzen Hauſe. Er für ſich bringt die Zeit mit Nichts thun, Schlafen, Eſſen, Trinken und Jagen zu q). Und eben daher, weil der Müſſiggang die Folge der Uiberlegenheit an Kräften iſt, geſellt ſich zuletzt zu demſelben ein barbariſches point d'Hon-

q) TACITUS *de Mor. Ger. c.* 15.

d'Honneur, und das Arbeiten wird zur Schande. Herodot ſagt von den Thraciern: "Nichts thun wird „bey ihnen für das ehrbarſte, hingegen das Feld „bauen für das verächtlichſte gehalten" r). Das nähmliche Vorurtheil hat ſich bey den Deutſchen bis in die ſpäteſten Zeiten erhalten; ſo zwar, daß der Ackerbau auch in ihren Geſetzen unter die knechtlichen Arbeiten (opera ſeruilia) gezählt wird s), als wenn es gleichſam für einen freyen Mann eine Schande wäre, ſich mit demſelben abzugeben.

Eben dieſer Müſſiggang und die aus ihm entſtandene Langeweile führte hernach den Deutſchen zu ſeinen Gaſtmahlen, wo es oft blutige Köpfe abſetzte, aber auch Berathſchlagungen über die wichtigſten Sachen gehalten wurden; zu ſeinen Spielen, wo oft die Freyheit, wenn ſonſt nichts mehr übrig war, auf den letzten Wurf geſetzt ward, die gemachten Schulden aber mit der größten Genauigkeit bezahlt wurden; und zum Trunk, womit Tage und Nächte zuzubringen keine Schande war. Man braucht daher, um dieſe Neigung zum Trunk zu erklären, eben nicht ſeine Zuflucht zu dem Klima zu nehmen. Gleichwie der unter den gemäßigten Zonen wohnende alte Gallier, und ſein Nachbar, der Germanier, ſchon in den älteſten Zeiten um ein Faß Wein einen Menſchen dahin gaben t): ſo verſchwendet auch der unter der Linie wohnende Negern-König noch heut zu Tage alljährlich einen Theil ſeiner Unterthanen in Brannt-wein.

Nichts

r) HERODOTVS *Hiſt.* L. 5. pag. 288. n. 6.
s) LL. BAIVVAR. *Tit.* 6. c. 2. pag. 281.
t) DIODORVS SICVL. *Bibl. Lib.* 5. pag. 304. lit. B.

Nichts war an ihren Sitten ruhmwürdiger, als die ſtrenge Beobachtung der ehelichen Treue. Bey einem ſo zahlreichen Volke waren die Ehebrüche ungemein ſelten, und wenn einer begangen wurde, folgte die Strafe auf der Stelle. Der beleidigte Ehemann vollſtreckte ſie ſelbſt, ſchnitt dem untreuen Weibe die Haare ab, ſtieß ſie in Gegenwart der Verwandten zum Hauſe hinaus, und ſchlug ſie in der ganzen Gegend herum. Hierin war keine Nachſicht zu hoffen, und weder Geſtalt, noch Alter, noch Vermögen konnten ihr einen zweyten Mann verſchaffen u). Sie hatten aber auch unendlich wenigere Reitze zum Laſter, keine ſolchen Schauplätze, wie die Römer,

u) TACITVS *de M. G.* c. 18. Tacitus wird hierin vollkommen gerechtfertigt durch eine Stelle des heiligen Bonifacius, in welcher dieſer faſt das nähmliche von den Sachſen ſeiner Zeit erzählet. Einen Umſtand ſcheint Tacitus jedoch entweder überſehen, oder mit Fleiß übergangen zu haben, nähmlich die im Schwange gegangene gewaltſame Entführung des Frauenzimmers. Selbſt der Deutſche Held, Arminius, hat, nach des Tacitus eigenen Nachrichten, des Cherusker Fürſten Segeſt Tochter gegen des Vaters Willen entführt und geheurathet. Wie ſehr dieſe Gewohnheit bey den Normännern eingeriſſen geweſen ſey, kann man aus des Saxo Grammaticus und andern Nachrichten ſehen. Die Vornehmern ließſen für ihre Töchter beſondere wohl verwahrte Behältniſſe bauen, welche noch von Wächtern und Hunden bewachet wurden. Die Franken hatten eben dergleichen, welche ſie Schrannen (Screonas) nannten. In den Saliſchen Geſetzen Tit. XIV. heißt es: Si qui tres homines ingenuam puellam de caſa aut de *Screona* rapuerint, MCC. den. qui faciunt Sol. XXX. culpabilis judicetur. Auch in den Bairiſchen und Alemanniſchen Geſetzen kommen Verordnungen gegen den Frauenzimmerraub vor, woraus ſich ſchließen läßt, daß er ziemlich gemein muß geweſen ſeyn. Mehreres hievon wird in der Fränkiſchen Geſchichte inſonderheit vorkommen.

Römer, welche ſelbſt Ovid, ein großer Kenner der Kunſt zu verführen, als die bequemſte Gelegenheit dazu anſieht; auch keine Oviden, oder ſolche Poeten, von welchen eben dieſer ſagt, daß er nichts dadurch gebeſſert worden; kurz, ſie hatten nichts von allem dem, wozu Reichthümer, Uiberfluß, und der übertriebene Luxus die Römer nach und nach gebracht hatten.

Wiſſenſchaften, Künſte und feinen Geſchmack darf man freylich bey einer Nation, wie die Deutſche war, nicht ſuchen. Doch finden wir Spuren genug eines natürlich guten und geſunden Verſtandes. Aus einer Stelle des Tacitus x), wo er ſagt, daß Männer und Weiber unwiſſend ſeyn in den Geheimniſſen des Schreibens, hat man die Folge ziehen wollen, daß man in Deutſchland gar nicht zu ſchreiben gewußt habe. Man ſiehet aber leicht aus dem ganzen Zuſammenhange der Stelle, daß Tacitus nur die bey den Römern gebräuchliche Art, durch Briefe heimliche Liebesverſtändniſſe zu unterhalten, verſteht. Daß aber die Nation ſelbſt weder eigene Buchſtaben gehabt, noch hinlängliche Verſuche gemacht, um ganze Perioden und Aufſätze in ihrer Sprache zu ſchreiben, ſcheint allerdings ſeine Richtigkeit zu haben; indem ſie ſonſt wenigſtens ihre eigenen Geſetze und öffentlichen Urkunden in den folgenden Zeiten in derſelben würde ausgefertigt haben. Auch würde Otfrid in dem neunten Jahrhundert nicht ſo viele Schwierigkeiten gefunden haben, die beſondern Laute der Deutſchen Sprache durch Buchſtaben auszudrücken y).

Dem

x) Litterarum ſecreta viri pariter ac feminæ ignorant, *de M. G. c.* 19.

y) *In præfatione verſionis rhytmicae quatuor Evang.* Hievon wird unten ein mehrers vorkommen.

Zu des Tacitus Zeiten hatten ſich die Reichern, und die dem Rhein am nächſten wohnten, dem Wohlſtande in der Kleidung etwas genähert. Anſtatt der Thierhäute, wobey faſt der ganze Vordertheil des Körpers unbedeckt blieb, fingen ſie an, ordentliche Kleider, nicht aber lange und weite, ſondern ſolche, die hart anlagen, und den Umriß von allen Gliedern zeigten, zu tragen. Ob ſie aber der Wohlſtand ſelbſt hierzu verleitet habe, iſt eine andere Frage. Die erſten Fabriken in Deutſchland waren in den Händen des weiblichen Geſchlechts, und ſind es auch nebſt der Verfertigung der Kleider bis in die mittlern Zeiten geblieben. Es kann daher billig der Verdacht entſtehen, ob nicht die Eitelkeit und Verſchönerungsſucht mehr Theil daran gehabt, als der Wohlſtand ſelbſt.

Der Wohlſtand war noch in der Wiege, als ſich ſchon der Luxus, ob ſchon nur im kleinen, zu ihm geſellte. Die Weiber waren nicht mit ihren leinenen Kleidern zufrieden. Dieſe mußten noch mit purpurfarbenen Bändern ausgezieret werden, einer Waare, die man nirgends, als in Phönicien haben konnte, und die erſt durch unzählige Hände gehen mußte, ehe ſie nach Deutſchland kam, das damahls ſo wenig an ausländiſche Waaren ſetzen konnte.

Uiberhaupt konnte die Handlung von keiner Wichtigkeit ſeyn. Zu des Plinius Zeiten hatten ſie von den Galliern gelernt leinene Zeuge zu weben. Dieſe reichten aber bey weiten nicht hin, die eigene Nation mit Kleidung zu verſorgen. Der Börnſtein zog nach und nach Phöniziſche, Römiſche und Griechiſche Kaufleute bis an das Baltiſche Meer. Sonſt waren Pelze und Thierhäute, Gansfedern, Menſchenhaar,

Vieh

Vieh und hauptſächlich Menſchen, die als Knechte verkauft wurden, dasjenige, was ſie an die Ausländer geben konnten, dafür ſie Waffen, Kleidungsſtücke, Wein und dergleichen bekamen. Sie wußten ſich aber in den folgenden Zeiten auf eine andere Art ſchadlos zu halten, und von den Römern Geld zu bekommen; welches ſie aber gegen Waaren wieder zurück geben mußten. Wenn ſie nähmlich die Römiſchen Provinzen nicht plünderten, ließen ſie ſich auch ihr Daheimbleiben und Nichtsthun bezahlen.

Ihre Schiffe waren zu des Plinius Zeiten große ausgehöhlte Eichbäume, in denen ſich doch öfters bis funfzig Mann aufhielten. Sie lernten aber bald den Römern den Schiffbau einiger Maßen ab, nicht zwar um Handel, ſondern um Seeräuberey zu treiben. In dem dritten und vierten Jahrhundert brachten ſie es ſo weit damit, daß nicht nur allein die nahe gelegenen Britanniſchen, ſondern auch die Galliſchen und Spaniſchen Küſten vor ihnen zitterten, und, aller angewandten Sorgfalt unerachtet, ihre Landungen und Plünderungen nicht verhindern konnten.

Deſſen ungeachtet hatten die Deutſchen ſchon in den älteſten Zeiten ihre Poeſie, und Muſik; und wenn auch ihren Verſen die Harmonie gefehlt, ſo konnte dieſe durch das Originelle und die Stärke der Gedanken erſetzt werden. Die Deutſchen Poeten waren unter dem Nahmen der Barden bekannt. Ihr Geſchäft war, das Andenken der Helden zu verewigen, und ihre Zeitgenoſſen zu gleichen Thaten anzufeuern, zu welchem Ende ſie auch mit in den Krieg folgten. Ihre Geſänge waren zugleich die Jahrbücher und die Schule der Nation. Der Kaiſer Julian ließ ſich von den Barden einige derſelben vorſingen, und vergleicht ſie dem Geſchrey wilder Vögel z). Venantius Fortunatus, der ſie von den in Gallien eingedrungenen Burgundern und Franken gehört, ſagt, die Deutſchen wüßten keinen Unterſchied zu machen zwiſchen dem Schwanengeſang und Gänſegeſchrey a). Allein, hierin liegt ungemein viel Vorurtheil, wenn man eine Sprache, die man nicht verſtehet, bloß nach dem Klang beurtheilt. Die Harfe war nach dem Venantius Fortunatus das Inſtrument, womit ſie ihre Geſänge begleiteten; ſie brachten ſie wenigſtens mit ſich in die Römiſchen Provinzen. Voſſius glaubt ſo gar, alle muſicaliſche Inſtrumente ſeyn von den Barbaren erfunden, und nur von den geſitteten Nationen zur größern Vollkommenheit gebracht worden.

Von dem Gefühl des Schönen in Gegenſtänden, die in das Aug fallen, finden wir nichts, als daß ſie vie-

les

z) IVLIAN. *in Miſop.*

a) Apud quos nihil diſpar erat, aut ſtridor anſeris, aut canor oloris. Sola ſaepe bombicans barbaros Leudos (Lieder) *Harba* (Harfe) relidebat. *In Epiſtola ad Gregor. Tur. præfixa* Lib. I. Poemat. in Bibl. PP. T. 8. pag. 752.

les auf ſchöne Farben gehalten. Nicht nur allein ihre Schilde zierten ſie mit den auserleſenſten Farben b), ſondern auch einige Theile ihrer Häuſer beſtrichen ſie mit einer ſo glänzenden Erde, daß ſie mit den ſchönſten Farben gemahlt zu ſeyn ſchienen c). Eben dieſe Erfahrung, die wir von den Deutſchen haben, trifft auch bey andern noch ungeſitteten Völkern ein, bey denen etwas, das glänzt, und eine hohe Farbe hat, allezeit angenehmer iſt, als Dinge, deren Schönheit erſt durch die Bemerkung des Ebenmaßes, oder durch Vergleichung mit andern ſichtbar wird.

Ihre Schauſpiele, die darin beſtanden, daß Jünglinge ganz nackend zwiſchen mehrern auf ſie zugereckten Spießen und Schwertern allerhand Wendungen und Sprünge machten, ohne ſich zu verletzen, trugen zwar das allgemeine Gepräge ihres kriegeriſchen Charakters; doch waren ſie nicht ohne alle Kunſt und Zierde. Die Uibung brachte die Kunſt hervor, ſagt Tacitus d), die Kunſt die Zierde. Man ſiehet aber leicht, daß vielmehr die Verachtung der Gefahr und die Fertigkeit, mit welcher der muthige Jüngling den aller Orten drohenden Spießen auszuweichen wußte, als das Harmoniſche ſeiner Bewegungen das Vergnügen der Zuſchauer ausmachte. Griechiſche oder Römiſche Tänzer ſchienen den Deutſchen, nach dem Zeugniſſe des Kaiſers Julian, raſende und unſinnige Menſchen zu ſeyn e).

b) TACITVS de *M. G.* c. 6.

c) TACITVS ibid. c. 16.

d) Exercitatio artem parauit, ars decorem. *de Mor. Germanorum.* c. 24.

e) Saltatores cum artem ſuam exhibuiſſent in aula (cuiusdam Regis Celtarum) ſtatim illos deſeruerunt ſpreueruntque viri fortiſſimi, quod furentibus et fanaticis ſimiles viderentur. IVLIAN. *in Miſop.*

Drittes Kapitel.

Politiſche Verfaſſung der Deutſchen. Freyheits-liebe. Juſtitz-Verwaltung. Art Krieg zu führen. Tapferkeit. Erſte Spuren des Lehns-Syſtems. Verſchiedenheit der Stände.

Die Nation machte keinen zuſammen hängenden Staatskörper aus, ſondern war wieder in eine Menge kleiner Völkerſchaften getheilt, die zwar oft unter ſich uneins waren, und ſelbſt Kriege führten; in ihren Sitten, und ihrer politiſchen Verfaſſung aber ſehr mit einander überein ſtimmten. Die Liebe zur Freyheit war die Seele ihrer Handlungen. Eine Stelle des Plinius von den Cauzen, einem an der Nordſee in dem Bremiſchen und Frießländiſchen wohnenden Volk, iſt hierüber ſehr merkwürdig: "Gegen „Norden, ſagt er, hab ich auch die Cauziſchen Natio„nen kennen gelernt. Man theilt ſie ab in die Großen „und Kleinen. Der Ocean ſchwillt alle Tage zwey„mahl ſo hoch an, daß man unſchließig wird, ob man „ihre Gegenden Land oder Meer nennen ſoll. Dort „hat ſich das armſelige Volk Hügel aufgeworfen, ſo „hoch, als das Waſſer zu ſteigen pflegt, und ſeine „Hütten darauf gebaut. Wenn das Waſſer das Erd„reich bedeckt, ſcheinen ſie zu ſchwimmen, wenn es „wieder abgelaufen iſt, ſehen ſie denen ähnlich, die „Schiffbruch gelitten haben. Die mit dem Meer zu„rück eilenden Fiſche fangen ſie bey ihren Hütten. Zu „ihrer Nahrung haben ſie weder Vieh noch Milch, „und nicht einmahl Wildpret, da gar kein Geſträuch „vorhanden iſt. Von Schilf und Seerohr machen ſie

„ſich Netze, um die Fiſche zu fangen; die Erde aber
„trocknen ſie mehr an dem Winde, als an der Sonne,
„und brauchen ſie, um ſich und ihre Speiſen zu wär-
„men. Zum Getränke haben ſie nichts als Regen-
„waſſer, das ſie vor ihren Häuſern in Gruben auf-
„fangen. Und dieſe Völker, ſchließt endlich Plinius,
„dürfen noch ſagen, wenn ſie heut zu Tage von den
„Römern überwunden werden, daß ſie in die Dienſt-
„barkeit kommen. So wahr iſt es, daß das Glück
„vieler zur Strafe ſchont“ f). Irrt ſich aber hierin Plinius nicht offenbar, wenn er ihnen gleichſam ihre Freyheitsliebe zum Verbrechen anrechnet? Die reichen Nationen waren allemahl die erſten, die den Nacken unter das Joch der Sclaverey gebeuget; und die armen diejenigen, die nicht nur die Reichen, wenn es zum Schlagen kam, meiſtens überwunden, ſondern unter ſich ſelbſt die natürliche Gleichheit zu halten am beſten gewußt haben.

Um ihre Freyheit deſto ſicherer zu behaupten, litten die Deutſchen keine Städte unter ſich, die ſie als mit Garn umſtellte Höhlen, oder als große Gefängniſſe anſahen g). Durch die zwey ganz einfachen Grundſätze, den Ackerbau nur ſo weit zu treiben, als die höchſte Noth es erfoderte, und keine Städte unter ſich zu leiden, brachten ſie das zu Stande, was Solon und die übrigen Griechiſchen Geſetzgeber durch alle Anſtrengung ihres Verſtandes nicht erreicht haben, nähmlich, daß ſie frey von innen

f) Et hae gentes ſi vincantur hodie a populo Romano, ſervire ſe dicunt. Ita eſt profecto: multis fortuna parcit in poenam. PLINIVS *hiſtor. natur.* L. 16. c. 1.

g) Ipſa oppida, ut circumdata retibus luſtra, declinant. AMMIAN. MARCELL. L. 16. c. 1.

und auſſen geblieben. Man wußte nichts oder wenig von Tyrannen; und ihre unbezwungene Freyheit ſiegte endlich über die tapfern Römer ſelbſt.

Die meiſten Nationen hatten entweder Könige, oder Fürſten, deren Gewalt aber, ſo wie ihre Einkünfte, welche in freywilligen Abgaben ihrer Untergebenen beſtanden, ſehr eingeſchränkt war. Der Kaiſer Valentinian I. machte den Alemannier Fraomar Anfangs zum König über ein Alemanniſches Volk, hernach zum Römiſchen Oberſten h). Fraomar muß ſich demnach bey dem Gehalt eines Römiſchen Oberſten beſſer befunden haben, als bey ſeinen königlichen Einkünften. Für Deutſche Prinzen und Fürſtenſöhne war es eine Belohnung, Römiſche Ritter oder Hauptleute zu werden.

Sachen von Wichtigkeit wurden allemahl in der Verſammlung des Volkes ausgemacht. Die Prieſter gebothen das Stillſchweigen. Der König, Fürſt, oder ſonſt ein berühmter Mann machte den Vortrag, und das Volk entſchied. Das Volk gab ſelbſt Befehle, und gehorchte ſelbſt. So groß auch die Veränderungen ſind, welche die Deutſchen Nationen ſo wohl in, als auſſer Deutſchland erlitten haben: ſo iſt doch kaum eine einzige, bey der man nicht Spuren dieſes uralt Deutſchen Regierungsplans antrifft. Nur war der Fehler, daß ſie nicht leicht zuſammen zu bringen waren, und einer bald, der andere ſpät, ein anderer gar nicht kam; gerade ſo, wie es auf unſern Reichstägen ausgeſehen hat, ehe ſie in die heutige Form ſind gebracht worden.

Jeder

(h AMMIAN. MARCELL. L. 29. c. 4.

Jeder war befugt ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen i). Das Hauptgeſchäft der Obrigkeit war nur, die aus dieſer Einrichtung entſtehenden Feindſchaften und Gewaltthätigkeiten nicht zu weit um ſich greiffen zu laſſen; welches um ſo eher zu beſorgen war, da nach ihren Sitten allemahl die ganze Verwandtſchaft ſich des Beleidigten annehmen, und ihm Genugthuung verſchaffen mußte. Der Schuldige erſtattete dieſe, wenn es auch einen Todtſchlag betraf, nach Gutbefinden der Obrigkeit durch eine gewiſſe Anzahl Pferde oder Stück Hornvieh, wovon ein Theil dem Beleidigten und ſeinen Verwandten, und der andere der Obrigkeit zufiel.

Sie kannten keine ordentliche Todes- oder Leibesſtrafen. Nichts war ihnen unbegreiflicher, als daß ein Menſch über des andern Leben Macht haben ſollte. Alle Bedrückungen des Quintilius Varus litten ſie geduldig; nur der Anblick der Römiſchen Beile und Ruthen war ihnen unausſtehlich, und brachte ſie in jene Wuth, die dem Varus das Leben, den Römern aber ihr ſchönſtes Heer koſtete. Die erſten Geſellſchaften hatten überhaupt das gelehrte Anſehen nicht, das ihnen manche beylegen. Es brauchte Zeit, und eine Menge Veränderungen in der bürgerlichen Verfaſſung, bis man die Menſchen überreden konnte, alle die Verbindungen einzugehen, die man jetzt in Syſteme zuſammen gebracht findet k).

i) VELLEIVS PATERCVL. *Hiſtor. Rom.* L. 2. c. 118. pag. 137.

k) Ich ſage, ordentliche Todesſtrafen. Tacitus macht ſelbſt einige Fälle nahmhaft, in denen auch die Todesſtrafen hergebracht waren. Die Verräther, und Uiberläufer wurden als Feinde des Vaterlandes gehenkt. Nebſt dieſem erſäufte man die

Sie unterhielten keine gedungenen Soldaten, ſondern jeder freye Mann war ein geborner Soldat. Weil der Krieg das Vorrecht freyer Männer war, mußte er nothwendig ein Ehrenſtand, und zwar der einzige bey einer Nation ſeyn, die ſonſt kein Verdienſt kannte. Bey einer Landwehre, oder einem Vertheidigungskriege mußte jeder, der wehrhaft war, mit zu Felde. Wenn Einfälle in fremde Länder unternommen wurden, geſchah ſolches ſelten von ganzen Nationen, ſondern ein, oder der andere Anführer ſtellte ſich öffentlich dar, und ſuchte ſo viel Leute zu ſeinem Vorhaben zu bereden, als er konnte. Wer

ſich

die Feigen (ignauos), und die ſich zur Unzucht mißbrauchen ließen (Corpore infames). Jemand überſetzte das erſtere durch Müßiggänger; allein, auf ſolche Art hätte die gänze Nation erſäuft werden müſſen, indem ihr Tacitus nicht nur einmahl den Müßiggang vorwirft. Ich verſtehe alſo diejenigen dadurch, die aus Feigheit davon liefen, und ihre Cameraden im Felde im Stich ließen; kurz, das, was in den folgenden Zeiten Herislitz (die Heersverlaſſung) bey den Franken genannt, und ebenfalls mit dem Tode beſtraft wurde. Leute, die zum Kriege zu feig waren, waren nach Deutſcher Denkungsart des Lebens unwerth. Durch corpore infames verſteht jemand ſolche, die auf der Flucht im Rücken waren verwundet worden, welches für unehrlich wäre gehalten worden; allein, das Fliehen mit dem Vorſatz wieder zurück zu kehren, war bey den Dentſchen nicht ſchimpflich, und in ſolchem Fall konnte einer eben ſo gut verwundet werden, als wenn er ſich gänzlich auf die Flucht begeben hätte. Auch dieſe Strafen müſſen ſehr ſelten geweſen ſeyn, weil man unter den Franken noch zu Karls des Großen Zeiten zweifelte, ob die Todesſtrafen erlaubt wären. Man brauchte auch die Vorſorge, daß die Prieſter ſie vollſtrecken mußten, damit es das Anſehen hatte, die Götter ſelbſt hätten ſie verhängt. TACITUS *de M. G.* c. 7.

ſich einmahl dazu anheiſchig gemacht hatte, mußte auch Wort halten l).

Die Waffen der meiſten Deutſchen Nationen waren große Spieße m). Sie glaubten gleichſam ſich ihres Vortheils der Stärke, an der ſie vorzüglich den Römern überlegen waren, zu begeben, wenn ſie nicht ſolche Waffen führten, die mit derſelben im Verhältniſſe ſtünden. Sie hatten aber auch kleinere, welche ſie Pfriemen (frameas) nannten n), und in der Nähe ſo wohl, als in der Ferne konnten gebraucht werden. Sie hatten zwar Schilde, aber Anfangs zu große, und zum Theil nur aus Weiden geflochtene. Die wenigſten hatten Sturmhauben, oder Harniſche. Uiberhaupt aber waren ihnen die Römer an der ganzen Rüſtung ſo ſehr überlegen, daß man von ihnen ſagen kann, was Herodot von den Perſern und Griechen geſagt, daß Unbewaffnete mit Bewaffneten geſtritten haben. Am meiſten ſchadete ihnen, daß ſie faſt ganz nackend am Leibe, und gegen die ſcharfen Römiſchen Dolche in der Nähe, gegen die Pfeile aber in der Ferne zu wenig bedeckt waren. Ihre Pfriemen gebrauchten ſie zwar auch als Wurfſpieße, von Pfeilen aber finden wir gar nichts, als in ſpätern Zeiten. Die Deutſchen liebten das Handgemenge, weil es bequemer war die perſönliche Tapferkeit zu zeigen. Hingegen iſt es eine charakteriſtiſche Eigenſchaft der Völker, die von dem Orient

l) CAESAR *de B. G L.* VI. c. 23.

m) TACIT. *Annal.* L. I.
Germanicus ermahnet die Römer zur Herzhaftigkeit durch die Vorſtellung der großen ungeſchickten Spieße der Deutſchen, und ihrer nur aus Weiden geflochtenen Schilde.

n) TACITUS *de Mor. Germ.* c. 6.

gekommen ſind, als der Hunnen, Ungarn, Tartarn und anderer, daß ſie gute Pfeilſchützen waren.

Während des Treffens hatten die Deutſchen ein eigenes Kriegsgeſchrey, welches ſie Barritus nannten: und beſonders anſtimmten, wenn ſich der Sieg auf ihre Seite lenkte. Dieſes fing mit einem ganz leiſen Geſäuſel an, wuchs nach und nach, und ſtieg gleich dem Geräuſch, welches entſtehet, wenn die Waſſerwogen an Felſen prallen o).

Daß die Deutſchen tapfer geweſen, lehrt uns das Geſtändniß ihrer Freunde und Feinde. Ihre Nachbarn, die Gallier, getrauten ſich ſelbſt nicht, ſich mit ihnen an Tapferkeit zu vergleichen. Einige Nationen von ihnen hielten es ſo gar für die größte Ehre, ihren Urſprung von den Deutſchen abzuleiten. Auch die Römer waren bey all ihrer Selbſtliebe billig genug, den Deutſchen unter allen andern Nationen nach ſich den erſten Platz, was die Tapferkeit angehet, einzuräumen. Kein Titel war den Kaiſern angenehmer, als Germanicus. Es ward zur Mode denſelben zu führen; ſie mochten ihn verdient haben, oder nicht. Eben ſo mußten Triumphe zu Rom über die Deutſchen gehalten werden; und Deutſchland blieb immer ſein eigener Herr. Eben die Münzen, worauf Deutſchland als überwunden vorgeſtellt wurde, mußte man den nähmlichen Deutſchen auszahlen, um ſie nur in der Ruhe zu erhalten.

Es

o) Cornuti enim & braccati excipiunt eos (Allemannos) iam geſturientes barritum ciere vel maximum: qui clamor ipſo feruore certaminum a tenui ſuſurro exoriens paulatimque adoleſcens ritu extollitur fluctuum cautibus illiſorum. AMMIAN. MARCELLIN *Hiſtor. Lib.* 16. c. 12.

Es ahndete gleichſam den Römern von den älteſten Zeiten an, daß ſie von Seite der Deutſchen das meiſte würden zu beſorgen haben. Julius Cäſar wollte ſie daher durchaus nicht zu Nachbarn der Römer haben. Als er die Helvetier geſchlagen, ließ er ſie wieder nach Hauſe, damit nur nicht die Deutſchen die von denſelben verlaſſene Gegenden beſetzen möchten. Aus eben dieſer Urſache drang er ſo ſtark auf den Abmarſch des Arioviſt aus Gallien, damit ſich nicht in der Folge zu viel Deutſche dahin ziehen möchten. Nur der Rhein und die Donau ſchienen ihnen hinlängliche Bruſtwehren gegen dieſelben zu ſeyn. Aber auch damit waren ſie nicht zufrieden, ſondern legten noch ihre ſo genannten Valla, oder Limites an, bauten an den Ufern des Rheins und der Donau eine große Menge Städte und Feſtungen, und unterhielten eben daſelbſt allezeit ihre ſtärkſten und tapferſten Kriegsheere. Und dennoch, wenn der Rhein oder die Donau gefror, zitterte man in allen angränzenden Römiſchen Provinzen, und nie bekamen die Götter ſo viele Opfer.

Die Römer ſelbſt ſuchten nicht nur allein eine Menge Deutſche in ihren Dienſten zu haben, ſondern ſie vertrauten ihnen zuletzt das Commando ihrer eigenen Heere an. Wir wollen nur noch den Seneca hören, was dieſer zu ſeiner Zeit, da die Römiſche Macht am höchſten ſtand, von den Deutſchen hielt: " Was „ iſt herzhafter als die Deutſchen, was im Angriffe „ heftiger, was begieriger nach den Waffen, in denen ſie geboren und erzogen werden, auf die ſie ihre „ einzige Sorge verwenden, da ſie alles übrige vernachläſſigen. Man gebe dieſen Körpern, dieſen „ Gemüthern, die nichts von der Uippigkeit, dem „ Wohlleben und von Reichthümern wiſſen, Uiberle-

gung

„ gung und Kriegsübung, und wir werden bald ge„ nöthiget ſeyn die alt Römiſchen Sitten wieder an„ zunehmen“ p). Es war aber auch ein mittlerer Zuſtand möglich, der ſich ordentlicher Weiſe nach der Erfahrung aller Zeiten ergeben mußte; nähmlich daß die Deutſchen durch die vielen Kriege die Kriegskunſt endlich beſſer lernten, die Römiſche Kriegszucht aber ſelbſt durch die Länge der Zeit geſchwächt wurde.

Mitten in dieſen dunkeln Zeiten finden wir ſchon die Spuren des Lehns-Syſtems, welches in den folgenden Zeiten ſo viel Einfluß auf den Deutſchen National-Charakter, auf das Wohl und Unglück der Nation gehabt hat.

Auch ſo gar der Geiſt davon, und ſeine Mängel zeigen ſich ſchon in der Ferne. Den erſten Grund dazu hat die Ehrſucht gelegt. Da es kein anders Mittel gab ſich hervor zu thun, als der Krieg; derjenige aber, der mehrere tapfere Leute um ſich hat, unſtreitig mehr ausrichten kann, als ein anderer, welcher für ſich allein in den Streit geht: ſo beſtand die größte Ehre, wornach der Adel, die Fürſten und Vornehmſten der Nation trachteten, darin, allezeit ein zahlreiches Gefolge von Leuten um ſich zu haben, die bereit wären, an ihrer Seite zu fechten, und Ehre ſo wohl als Gefahr mit ihnen zu theilen.

Wenn ihre eigene Nation nicht in einen Krieg verwickelt war; ſo zogen ſie auf Abentheuer aus. Je größ-

p) Agedum illis corporibus, illis animis, delicias, luxum, opes ignorantibus, da rationem, da diſciplinam, vt nihil amplius dicam, *neceſſe erit nobis certe mores Romanos repetere*. SENECA *de Ira*. L. I. c. II. T. I. p. 20.

groͤßern Ruf der Tapferkeit einer bereits erlanget hatte, deſto leichter war es ihm ein ſolches Gefolge zu haben. Auch Adelige begaben ſich in das Gefolge eines tapfern Mannes, der von Geburt geringer war, als ſie, und dienten unter ihm, um das Kriegshandwerk zu lernen. Nichts gehet uͤber die Anhaͤnglichkeit, womit die, welche einmahl im Gefolge ſtanden, ihrem Anfuͤhrer ergeben waren. Denſelben uͤberleben, wenn er im Gefechte geblieben, war die groͤßte Schande. „Die Fuͤrſten ſtritten um den Sieg, das Gefolge fuͤr „den Fuͤrſten, ſagt Tacitus“ q). Hier ſehen wir ſchon, daß die Fuͤrſten der naͤchſte und letzte Gegenſtand waren, dem ſie Muth, Treue und Blut widmeten, wobey der Staat und das Vaterland allemahl Gefahr liefen, aus der Acht gelaſſen zu werden; welches eben der Hauptfehler des Lehns-Syſtems war, indem die angebornen Verbindungen den willkuͤhrlichen nachgeſetzt, und der Fuͤrſt vom Staate getrennt wurde.

Die Ehre war zwar das Hauptband zwiſchen dem Gefolge und dem Fuͤrſten; es war aber auch erlaubt, Geſchenke als z. B. ein kriegeriſches Pferd, durch die Erlegung eines Helden beruͤhmt gewordene Waffen und dergleichen, zu begehren. Der Fuͤrſt mußte auch fuͤr den Unterhalt des Gefolges ſorgen. Wenn damahls liegende Guͤter von einigem Werthe geweſen waͤren, ſo wuͤrden wir das ganze Lehns-Syſtem vor uns haben.

Die Nation beſtand theils aus edlen, theils aus freyen Maͤnnern. Mitten unter Leuten, die gleichſam noch in ihrer natuͤrlichen Freyheit leben, die, meiſtens in Thierhaͤute gekleidet, mit ihrem Vieh unter

q) *De Mor. Germ. c.* 14.

ter einem Dach wohnen, und von Habermus und geronnener Milch leben, treffen wir einen Adel an, den wir in dem weichlichen Orient, wo der Despotismus in voller Macht herrſchet, nicht finden. Die Sache iſt ausgemacht, nicht allein aus mehrern Zeugniſſen des Tacitus, ſondern auch nach den Geſetzen der verſchiedenen Deutſchen Nationen ſelbſt, der Adel mag nun bey ihnen ſeinen Urſprung haben, woher er will r).

Sie

r) Man hat verſchiedene Hypotheſen an den Tag gebracht. Einige behaupten, der Adel habe bey den Deutſchen ſeinen Urſprung von Verdienſten und Tapferkeit; andere glauben, daß die reichſten Landeigenthümer, welche am meiſten zur National-Vertheidigung beytragen konnten, und auch mußten, weil ihnen mehr als andern an der Aufrechthaltung der National-Freyheit gelegen war, den Adel ausgemacht haben. Mir kommt am wahrſcheinlichſten vor, daß der Adel aus den Nachkömmlingen derjenigen Familien beſtanden, die jeder Völkerſchaft ihre erſte Einrichtung gegeben, das obrigkeitliche Amt zuerſt bey ihr verwaltet, und, ſo zu ſagen, ihre Stifter und erſten Geſetzgeber geweſen. Deßwegen blieb man auch bey dieſen Familien ſtehen, wenn Könige oder Fürſten zu wählen waren; da man hingegen die Herzoge und Anführer im Felde bloß nach der Tapferkeit wählte. Bey dem *Procop. de bello Gothico.* L. 2. c. 15. kommt ein Beyſpiel vor, daß die Heruler, nachdem ſie ihre Fürſten verloren hatten, ſo gar nach Schweden ſchickten, um dorther einen zu holen, weil ſie gehört hatten, daß dort noch einige Nachkömmlinge und Verwandte ihrer erſten Beherrſcher übrig wären. Auf ſolche Art laſſen ſich die verſchiedenen Meinungen mit einander vereinbaren. Dieſe erſten Obrigkeiten wurden wegen ihrer Tapferkeit und Klugheit gewählet, und ihre Nachkömmlinge waren gewiß die reichſten und anſehnlichſten Leute bey der Nation. Daß ſie ſich aber ſehr vervielfältiget, daß ſie einen eignen Stand ausmachen konnten, iſt in einem Staate, wo Freyheit und wenige Bedürfniſſe das allgemeine Loos ſind, gar kein Wunder. Von dem Urſprunge des heutigen Adels werden wir in der Folge hören.

Sie hatten auch Knechte, oder Leibeigene, wie man ſie nennen will; und, welches ihnen Ehre macht, ſie gingen menſchlich mit ihnen um. Zwiſchen Herren und Knechten war in der Lebensart wenig Unterſchied. Der Knecht hatte ſeine eigene Wohnung und Haushaltung, wie der Herr; nur daß er ein gewiſſes an Getreide, Vieh und Kleidungsſtücken liefern mußte. Selbſt die Kriegsgefangenen hatten insgemein kein härteres Schickſal bey ihnen zu gewarten, obſchon die unmenſchliche Art, mit der die Römer den Deutſchen in ähnlichen Umſtänden nicht ſelten begegneten, ſie zu gleicher Härte hätte reitzen können. Rom machte Fechter (gladiatores) aus ihnen, die ſich unter einander ermorden mußten, um die ſtille Wuth eines müßigen Volkes durch Verſpritzung ihres Bluts zu befriedigen; oder man zwang ſie aus der nähmlichen Urſache mit wilden Thieren zu kämpfen; oder man warf ſie dieſen gar ohne Waffen vor, wie Conſtantin mit einigen Deutſchen Fürſten gethan hat, gerade, als wenn es erlaubt wäre, die Rechte der Menſchheit zu verletzen, weil ein Deutſcher nicht zu einem nach den Grundſätzen des Apicius abgerichteten Koch, oder zu einem nach des Ovids Regeln zugeſchnittenen Buhlbriefträger, oder, weiß nicht, zu was andern Dienſten, welche die Römer von ihren Sclaven foderten, zu gebrauchen war. Das erträglichſte für ſie war noch, wenn man ſie unter die Römiſchen Legionen ſteckte; oder ihnen Felder anwies, und die verödeten Römiſchen Provinzen durch ſie bevölkerte.

Viertes Kapitel.

Religion der Deutſchen.

Die Deutſchen zeigten zwar einen natürlich geſunden Verſtand in ihrer politiſchen Verfaſſung; ſo bald man aber ihre Religion und Begriffe über Dinge, die über die Empfindungen und Gefühle erhaben ſind, betrachtet, kommen ſie einem vor, wie der Löwe, dem die Augen verbunden, oder gar ausgeſtochen ſind. Daß die Deutſchen zum Aberglauben geneigt geweſen, darf man ſich um ſo weniger wundern, da die Weiber bey ihnen einen großen Antheil an Religionsſachen hatten. Die Cimbrer führten dergleichen mit ſich im Felde, die ihnen wahrſagen und die Opfer verrichten mußten. Der Sueviſche König Arioviſt verſäumte die beſte Gelegenheit, mit den Römern zu ſchlagen; weil die Weiber, die er als Prophetinnen bey ſich hatte, ihm verbothen, ſich vor dem Neumond in ein Gefecht einzulaſſen. Einige von dieſen Weibern brachten es ſo weit, daß man etwas göttliches in ihnen wahrzunehmen glaubte. Unter andern war Velleda, eine Brukteriſche Jungfrau, berühmt, der die Niederrheiniſchen Völker in den wichtigſten Angelegenheiten zur nähmlichen Zeit gehorchten, als ſie die blutigſten Kriege führten, um von den Römern keine Befehle annehmen zu dürfen. Ganna und Aurinia waren gleichfalls ſo berühmt, daß ihrer auch die auswärtigen Schriftſteller s) Meldung thun, und Römiſche Kaiſer ſelbſt ſich von ihnen wahrſagen ließen.

Ihre

s) TACITVS. *de M. G. c.* 8.

Ihre ganze Götterlehre und Religion aus einander ſetzen zu wollen, iſt theils eine unnöthige, theils unmögliche Arbeit. Solche Begriffe, welche zu ſo verſchiedenen Zeiten bloß von der Einbildungskraft verſchiedener Menſchen erzeuget worden ſind, können unmöglich etwas zuſammen hängendes haben. Wenn die Griechiſche und Römiſche Götterlehre ſo vielen Schwierigkeiten unterworfen iſt; wie viel mehrere muß die Deutſche haben, da wir ſo wenig Denkmahle von ihr übrig haben. Cäſar ſagt, die Deutſchen bethen die Sonne, den Mond, den Vulkan oder das Feuer an; und Tacitus, der des Cäſars Nachrichten vermuthlich vor Augen gehabt hat, ſetzt die Hertham (die Erde) dazu. Dieſe Art der Abgötterey ſcheint auch die früheſte bey allen Nationen und die verzeihlichſte zu ſeyn. Die Menſchen empfinden den wohlthätigen Einfluß der Elemente; und beſonders den Deutſchen konnte in ihren froſtigen und waldichten Gegenden nichts angenehmers ſeyn, als wenn ſich die Sonne nach langen Winternächten wieder näherte. Auch wegen ihres Viehes mußten ſie ſich freuen, deſſen Wohlſeyn ſie für das ihrige hielten, weil ſie Nahrung und Kleidung von ihm hatten. Die Schönheit und der majeſtätiſche Glanz dieſes Geſtirnes, welches, da es den Augen den Zutritt verwehrt, der Einbildungskraft um ſo herrlicher ſcheint, mußten ohnehin den Begriff davon erhöhen.

Der Mond that ihnen nicht nur allein bey dem langen Winter große Dienſte, ſondern auch bey ihrer Jagd, der die Nacht ohnehin günſtiger iſt, als der Tag, und bey ihren Reiſen durch die großen Waldungen und Gehölze. Das Feuer ſchützte ſie gegen die Kälte, und war daher ihre angenehmſte Geſellſchaft. Die Erde nährete ſie und das Vieh. Es iſt daher

kein

kein Wunder, daß das Gefühl der Dankbarkeit bey ihnen rege ward; und daß ſie ſich auch für das Künftige ihrer Wohlthaten zu verſichern ſuchten.

Die Nation mußte erſt Helden hervor bringen, bis man aus ihnen Götter machen konnte; und wenn ſie auch da geweſen, mußten ſie erſt eine Zeit lang den Augen des Pöbels entzogen ſeyn, bis ihre Thaten durch die mündliche Fortpflanzung ſo ſehr vergrößert wurden, daß ſie Menſchenkräfte zu überſteigen ſchienen. Und zuletzt waren dieſe Gottheiten immer nur nach dem Geſchmacke jener brauſenden Geiſter, die den Helden im Kopfe hatten. Der friedfertige Landmann opferte auch in dem Bezirk von Rom ſeinem Pan, und den übrigen Feldgöttern, da indeſſen der Krieger den Jupiter, Mars und Herkules um Siege anflehete.

Als die Römer mit den Deutſchen bekannter wurden, glaubten ſie die Römiſchen Gottheiten bey ihnen zu finden. Sie reden von einem Merkur, Mars, Herkules und dergleichen, welche von den Deutſchen ſollen verehret worden ſeyn; vielleicht aber mit eben ſo viel Grund, als lange hernach Cluver die heil. Dreyfaltigkeit bey den nähmlichen Deutſchen, und unſere Miſſionarien in Indien gefunden haben. Die Götter der Heiden waren zwar größten Theils Geſchöpfe der Einbildungskraft; doch ſchritt auch dieſe bey ihren Erdichtungen nach gewiſſen Regeln fort. Die roheſten und noch ſo verſchiedenen Begriffe von einem höchſten Weſen mußten wenigſtens in einigen allgemeinen Eigenſchaften überein ſtimmen, und alle Erzählungen von ihren Thaten mußten auf dieſe Eigenſchaften paſſen. Dadurch entſtand allemahl eine Aehnlichkeit zwiſchen den Gottheiten verſchiedener Nationen, welche auch ſonſt nichts unter ſich gemein hatten.

Die

Die heidniſchen Gottheiten mußten ſich auch deß-wegen unter einander gleichen, weil ſie durchgehends von den Völkern in dem Stande der Barbarey, wo das Maß der Erkenntniß bey ihnen faſt das nähm-liche iſt, ſind gemacht worden. Und obſchon ſich alles verändert hat, getrauten ſie ſich doch nicht, Hand an die Religion zu legen. Mit dem Alter, welches andere Dinge abwürdiget, wuchs die Ehrfurcht ge-gen ſie. Aus jenem unförmlichen Kloß oder rohen Stein, der zuerſt einen Jupiter oder Apoll vorſtellen ſollte, iſt durch die Meiſterhand eines Phidias oder Praxiteles eine Bildſäule geworden, die die Verwun-derung der Welt erregte: dieß war die ganze Verän-derung. Das übrige blieb, wie es war, und auf-geklärte Nationen konnten jenes in den Sitten ihrer Götter ohne Anſtoß ertragen, was ſie in den ihri-gen nicht dulden mochten.

Gewiſſe Erſcheinungen in der Natur konnten auch leicht ähnliche Begriffe bey verſchiedenen Nationen veranlaſſen. Unter andern ſcheint der Donner gemacht zu ſeyn, die Seele und Einbildungskraft von Grund aus zu erſchüttern. Man findet daher faſt bey allen Völkern einen Gott des Donners. Die Deutſchen nannten den ihrigen Thorus, und von ihm hat der Donnerſtag noch wirklich den Nahmen. Der mäch-tige Trieb zur Fortpflanzung ihrer Art, den die Natur in Menſchen und Thiere gelegt, hatte ebenfalls bey den Deutſchen ſeine Vorſteherinn unter dem Nah-men Freya, von welcher der Freytag den Nahmen führt, ſo wie bey den Römern und Griechen unter dem Nahmen der Venus.

Ein kriegeriſches Volk, wie die Deutſchen, mußte auch ſeine Kriegsgötter haben, die ſeine Unterneh-

mungen begünſtigten, und gegen ſeine Feinde ihm beyſtanden. Dergleichen waren die, welchen die Römer die Nahmen eines Herkules, Mars und Merkurius beylegen. Nach den eigenen Nachrichten der Deutſchen aber war keiner berühmter, als der Othin, beſonders in dem nordlichen Theil von Deutſchland. Die Sachſen mußten dieſem Othin, oder Wodan, wie ihn andere nennen, ausdrücklich abſchwören, ehe ſie zur heiligen Taufe unter Karln dem Großen gelaſſen wurden. Sein Dienſt muß ſich alſo ſehr lang in Deutſchland erhalten haben. Alles von dieſem Othin war dunkel, ehe die ſo genannten Isländiſchen Sagen bekannt wurden. Nach dieſen aber wollte man alles wiſſen, die Zeit, in der er gelebt, den Ort ſeines erſten Aufenthalts, die Reiſe nach Norden, und die Urſachen derſelben, endlich auch die von ihm daſelbſt geſtiftete große Revolution. So lange aber die Glaubwürdigkeit dieſer Sagen nicht ausgemacht iſt, läßt ſich nichts mit Zuverläſſigkeit von ihm beſtimmen.

Die Deutſchen hatten gar keine, oder doch wenige Tempel, weil ſie es als unanſtändig für die Majeſtät ihrer Götter anſahen, ſie in Mauern einſchließen zu wollen. Anſtatt der Tempel dienten ihnen die geheiligten Haine, oder Wälder, in welchen ihre Heiligthümer und Kriegszeichen aufbehalten, und die Opfer verrichtet wurden. Dieſe Haine wurden in größter Ehre gehalten. Niemand durfte ſich unterſtehen einen Baum davon zu fällen, indem ſie glaubten, die Götter würden auf der Stelle dieſe Miſſethat ſtrafen. Die Chriſten verwandelten hernach dieſe Haine in Gott geheiligte Oerter, und bauten Kirchen und Klöſter dahin. Der Zulauf des Volks blieb, wie zuvor, nur daß der Gegenſtand der Verehrung geändert war. Sonſt hatten ſie auch beſondere Bäume,

denen ſie göttliche Ehre erwieſen. Aus den Capitularien Karls des Großen ſiehet man, daß kein Aberglaube bey ihnen tiefer eingewurzelt, und härter auszurotten war, als die Verehrung der Bäume.

Sie glaubten ein zukünftiges Leben; und daher kam zum Theil ihre große Verachtung des Todes. Man kann ſich aber leicht vorſtellen, daß ſie wenig Begriffe von einem geiſtigen Leben ſo wohl, als dergleichen Vergnügungen gehabt haben. Die ganze Einrichtung davon war nach ihrem Charakter und Geſchmacke abgemeſſen. Sie beluſtigten ſich unter einander mit Gefechten, und tranken köſtliches Bier aus großen Hörnern und den Hirnſchalen ihrer erſchlagenen Feinde, welches ſie auch oft noch im Leben thaten.

Dieſer Glaube an ein anderes Leben hatte bey den Deutſchen den nähmlichen Einfluß auf ihre Begräbniß-Cäremonien, als er faſt bey allen Nationen von dem äußerſten Norden Aſiens bis nach Peru gehabt. Dem Todten wurden ſeine Waffen mitgegeben. Man verbrannte ſein Pferd und ſeine Hunde, auch manchmahl Knechte mit ihm, um ſich deren noch in der andern Welt zu bedienen. Die großen Gebeine, die man in den Grabhügeln findet, ſind nichts anders, als dergleichen Pferdgebeine, die man aus Unwiſſenheit oft für Rieſengebeine gehalten hat. Die Nordländer vergruben mit ihren berühmten Seefahrern Stücke von den Schiffen, die ſie zu ihren Unternehmungen gebraucht hatten.

Man gab den Todten auch manchmahl Geld mit, damit ſie auf der Reiſe und ſonſt keinen Mangel leiden möchten. Weil dieſes Geld in den folgenden Zeiten bey den Kohlen des Leichenbrandes mehrmahlen

gefunden worden, hat ſich der Wahn verbreitet, daß, wo Kohlen in der Erde anzutreffen wären, auch Schätze vorhanden ſeyn müßten. Endlich ging der Aberglaube des Pöbels ſo weit, daß die Kohlen ſelbſt für Gold und Silber gehalten wurden, die durch die Bezauberung in einen ſolchen Zuſtand geſetzt wären. In dem zu Tournay entdeckten Grabe des Fränkiſchen Königs Childerich fand man nebſt den Waffen die wunderlichſten Dinge beyſammen, die den Gelehrten zu manchen wenig bedeutenden Unterſuchungen Anlaß gegeben.

Sie ſuchten auch ſonſt das Andenken der Grabſtätten großer Männer zu erhalten. Zuerſt begruben ſie ſie zu dieſem Ende unter großen Bäumen; und dieſes mag in der Folge zu der unter den Deutſchen ſo tief eingewurzelten Verehrung der Bäume vieles beygetragen haben. Sie warfen auch Hügel auf, und ſetzten die Aſchentöpfe oder Gebeine darunter. Manchmahl bezeichneten ſie dieſe Grabſtätten mit ungeheuren Steinen, von denen man kaum errathen kann, wie ſie bey ſo weniger Kenntniß der Mechanik ſo große Laſten bewegen konnten. Dieſe Steine dienten auch zur Sicherheit der Todten, damit ſie nicht beunruhigt, und das ihnen Mitgegebene geraubt würde. Aus den Fränkiſchen und Alemanniſchen Geſetzen ſiehet man, daß ſie auch in den folgenden Zeiten ungemein auf die Sicherheit der Todten bedacht geweſen.

Fünftes Kapitel.

Erſte Bekanntſchaft und Kriege der Deutſchen mit den Römern. Die Cimbrer. Arioviſt.

Was in dem Innern von Deutſchland von ſeiner erſten Bewohnung an ſich zugetragen hat, iſt für uns verloren. Wir haben aber eben ſo wenig Urſache es zu bedauern, als die Huronen und Iroquoiſen haben werden, über den Verluſt ihrer vaterländiſchen Geſchichte ſich zu betrüben, wenn ſie dereinſt ſollten geſittet werden. Die Denkungsart der Völker in dieſem Zuſtande, und ihre Art zu handeln hat etwas zu gräßliches an ſich, als daß ſie der Menſch, deſſen Gefühle verfeinert ſind, lange mit Vergnügen anſchauen könnte. Was der Wilde Tapferkeit nennt, iſt oft unbändige Wuth: und wenn er die Menſchheit mit Füßen tritt, glaubt er gerecht zu ſeyn. Griechenland hat die Helden, die es in dem Stande ſeiner rohen Kindheit hervor gebracht hat, erſt mit übermenſchlichen Thaten, und, was noch mehr iſt, mit Großmuth und Verdienſten für das Menſchengeſchlecht ausgeſchmückt, ehe es dieſelben zur Schau aufgeſtellt hat.

Die Deutſche Geſchichte hat darin auf der andern Seite etwas vorzügliches, daß ſie mit der Geſchichte jenes Volkes durchflochten iſt, deſſen Begebenheiten noch immer die erſte Stelle unter den uns bekannten einnehmen. Beyde treffen zuſammen, eben da die letztere am intereſſanteſten wird. Rom war bey ſeiner Entſtehung zu klein, um die ganze wißbegierige Seele zu füllen; ſein mittleres Alter iſt zu einförmig,

um nicht durch ſeine ewigen Kriege Eckel zu erwecken; das hohe Alter aber, wo ſich der Coloß zum Fall neigt, und endlich geſtürzt wird, wechſelt mit Größe und Schwäche dergeſtalt ab, daß es dem Verſtande ein eben ſo weites und lehrreiches Feld zum Nachdenken öffnet, als es das Gemüth zu verſchiedenen Empfindungen hinreißt.

Rom war faſt auf dem Gipfel ſeiner Hoheit; Karthago, ſeine Nebenbuhlerinn, lag in der Aſche; Aſien hatte bereits ſeine Reichthümer ihm zugeſandt, und dadurch mehr geſchadet, als durch ſeine Waffen; Griechenland, und ſelbſt das ſtolze Macedonien, war unter das Joch gebracht, als Rom und mit dieſem ganz Europa von einem Orte her, wo man es am wenigſten vermuthete, mit dem gänzlichen Untergange bedrohet wurde. Einige Deutſche Völker unter dem Nahmen der Cimbrer und Teutonen t) geriethen, man weiß nicht, aus was für Urſachen, auf die Gedanken, ſich mit den Waffen in der Hand andere Wohnungen zu ſuchen. Sie ergoßen ſich gleich Anfangs, wie ein reiſſender Strom. Je weiter ſie ſich von ihrer Heimath entfernten; deſto mehr wuchſen ſie an. Im Winter lagen ſie ſtille, und im Frühjahr rückten ſie allemahl weiter. Auf ſolche Art zogen ſie lange in Europa herum, bis ſie ſich endlich auch dem Römiſchen Gebiethe näherten. Die Römer, durch die große Gefahr erſchreckt, ſtellten ihnen nach und nach drey Kriegs-

t) Die Cimbrer hatten ihren Sitz auf der großen Halbinſel, die ſich von der Mündung der Elbe in die Nordſee erſtrecket, und nach ihnen Cherſoneſus Cimbrica genannt wird. Die Teutonen bewohnten die benachbarten Küſten und Inſeln an der Oſtſee. Ob, und in was für einer Verbindung ſie mit den Cimmeriern an der Mäotiſchen See geſtanden, läßt ſich nicht mit Zuverläſſigkeit beſtimmen.

Kriegsheere unter dem Silanus, Manlius und Cäpio entgegen; und alle drey wurden auf das Haupt geſchlagen. Damahls wäre es um Rom gethan geweſen, ſagt ſelbſt der Römiſche Geſchichtſchreiber Florus u), wenn es nicht den durch ſeine Kriegserfahrenheit, ſein unruhiges Gemüth, ſein Glück und Unglück in der Römiſchen Geſchichte ſo berühmten Marius gehabt hätte. Marius traf ſie in der Gegend um die Rhone an, da ſie eben im Begriffe waren in Italien einzubrechen. Er getraute ſich Anfangs nicht, ein Treffen mit ihnen zu wagen; ſondern ſuchte vielmehr ſeine Soldaten abzuhärten, die alte Römiſche Kriegsdiſciplin unter ihnen herzuſtellen, und ſie zuvörderſt mit den ſchrecklichen Geſichtern der Deutſchen, ihrem fürchterlichen Aufzuge, ihren großen Körpern und Waffen bekannt zu machen, indeſſen aber ſich wohl verſchanzt zu halten. Alles dieſes gelang ihm nach Wunſch. Hingegen ward den Deutſchen bey ſeiner Verzögerung die Zeit ſo lange, daß die Cimbrer aus Gallien zurück gingen, um durch Deutſchland über die Tridentiniſchen Alpen in Italien einzudringen, die Teutonen aber des Marius verſchanzte Armee zur Seite ließen, und, nachdem ſie einen Vorſprung gewonnen, geraden Wegs auf Italien zu marſchirten. Ihre Zuverſicht, bald in Rom zu ſeyn, war ſo groß, daß ſie die Römer fragten, ob ſie nichts an ihre Weiber zu befehlen hätten. Marius, um nicht von ſeinem Vaterlande abgeſchnitten zu werden, brach eilends auf, erreichte ſie bey Aix (Aquae Sextiae,) und lieferte ihnen eines der blutigſten Treffen, worin die Teutonen ſich zwar tapfer wehrten; als ſie aber Claudius Marcellus in der größten Hitze des Gefechtes, da ſie bereits ermüdet waren, in dem Rücken angriff, geriethen ſie in Unord-

u) De geſtis Rom. L. 3. c. 3. pag. 94.

nung, und wurden gänzlich geſchlagen. Ihr König Teutoboch, der ſonſt vier bis ſieben Pferde zu überſpringen gewohnt war, konnte kaum eines haben, um ſich durch die Flucht zu retten. Gleich nach dem Treffen bekamen ihn die Römer in dem nächſten Walde gefangen, und er mußte zu Rom des Marius Triumph zieren, wo er wegen ſeiner außerordentlichen Größe, indem er über die Siegeszeichen (tropaea) hervorragte, allgemeine Verwunderung erweckte.

Die Römer waren zwar über dieſen Sieg ungemein erfreuet, die Freude aber war noch mit vielem Schrecken vermiſcht. Denn die Cimbrer erſtiegen, zu ihrem größten Erſtaunen, mitten im Winter die Alpen, jagten den Conſul Catulus über die Etſche, und wenn ſie alsbald auf Rom losgegangen wären, ſo würde es mißlich mit dieſer Stadt ausgeſehen haben. Allein, ſie ließen ſich in Venetien das Italieniſche Brod, das gekochte Fleiſch und beſonders den Wein ſo gut ſchmecken, daß Marius zu rechter Zeit dem Catulus zu Hilfe kommen konnte. Sie hatten doch noch ſo viel Herz, daß ſie den Marius heraus foderten, und verlangten, er ſollte Zeit und Platz zum Kampf beſtimmen. Marius nahm die Ausfoderung an; ſorgte aber dafür, daß ſie Sonne, Staub und Wind im Geſichte hatten. Dieſes, und die ihnen ungewohnte außerordentliche Hitze, indem es eben im höchſten
A.V.C. 632. Sommer war, half dem Marius den vollkommenſten Sieg davon tragen. Plutarch erwähnt eines Umſtandes, der in ſeiner Art der einzige iſt. Die vorderſten Glieder, ſagt er, hätten ſich mit großen eiſernen Ketten an einander geſchloſſen, damit ſie nicht konnten getrennt werden. Auch rühmen die Geſchichtſchreiber

der die Tapferkeit ihrer Weiber, die nebſt den Hunden die Wagenburg noch nach dem Treffen beſchützten; und, da ſie keinen Widerſtand mehr thun, noch von den Römern erhalten konnten, unter die Veſtaliſchen Jungfrauen aufgenommen zu werden, ſich meiſtens ſelbſt ermordeten. Eine inſonderheit fand man, an einem Wagen, und an jedem ihrer Füße eines ihrer Kinder hangen.

Auf dieſe Art ſind endlich dieſe fürchterlichen Feinde Roms zernichtet worden. Man kann ſich keinen beſſern Begriff von ihnen machen, als wenn man ſich jene ungeheure Menge von Heuſchrecken vorſtellt, die ſich manchmahl in Europa haben ſehen laſſen, ohne daß man gewußt, woher ſie, oder wo ſie zuletzt hingekommen; nur daß ſie alles bis auf den Grund verheeret, und die größte Furcht und Schrecken aller Orten, wo ſie nur hinkamen, verbreitet haben. Das Andenken dieſer Gäſte erhielt ſich lange bey den Römern, beſonders in dreyen Stücken. Wenn ſie nähmlich einen ſehr großen Schrecken ausdrücken wollten, ſagten ſie ein Cimbriſcher Schrecken (cimbricus terror); eine außerordentliche Beute hießen ſie eine Cimbriſche Beute (cimbrica praeda), und ein überaus großes Geſchrey ein Cimbriſches Geheul (vlulatus cimbricus). Uiberhaupt hatte dieſer Krieg die Folge, daß der Deutſche Nahme nun bekannter wurde, und Deutſchland, als die Mutter ſo ſtreitbarer Leute, anfing in den Augen der Römer wichtiger zu werden.

Das zweytemahl bekamen die Deutſchen mit einem Helden zu thun, der den Marius an Tapferkeit und Glück noch weit übertraf. Julius Cäſar war es, der eben im Begriffe ſtand, Gallien unter

die Römiſche Bothmäßigkeit zu bringen, als die Deutſchen mit den nähmlichen Abſichten nach Gallien gingen. Von langen Zeiten her hatten die Aeduer und Sequaner, zwey Galliſche Völker, um die Oberherrſchaft von Gallien unter ſich geſtritten. Endlich unterlagen die Sequaner. Um aber ihr voriges Anſehen wieder zu erlangen, riefen ſie den Sueviſchen König Arioviſt (Ehrenveſt) zu Hilfe. Ariovíſt kam, und überwand die Aeduer; blieb aber in Gallien, und eignete ſich für ſeine Mühe den beſten Theil des Landes der Aeduer und Sequaner zu; und damit er ſich um ſo feſter ſetzte, ließ er täglich mehr Deutſche nach Gallien kommen, welchen er nach Belieben Wohnungen und Felder anwies. Die Uiberwinder und die Uiberwundenen ſahen zuletzt ihren großen Fehler ein, der ganz Gallien der Gefahr ausſetzte, von den Deutſchen verſchlungen zu werden. Da ſie aber für ſich zu ſchwach waren, etwas gegen dieſe zu unternehmen: ſo wandten ſie ſich an den Cäſar, der eben mit einer Römiſchen Armee an den Gränzen ſtand, und nur erſt einen vollkommenen Sieg über die Helvetier davon getragen hatte, ob er gleich ein ſo gefährlicher Bundsgenoß für ſie war, als die Deutſchen, von dem indeſſen mehr Menſchlichkeit zu hoffen war. Dem Cäſar war dieſes eine erwünſchte Gelegenheit, ſich mit Anſtand in die Galliſchen Angelegenheiten miſchen zu können, und mit einem Feinde anzubinden, deſſen Uiberwindung ihm Ehre machen, und die Oberherrſchaft von Gallien nach ſich ziehen mußte.

Nichts konnte ihm zugleich dienlicher ſeyn, unter dem Deckmantel der Ehre des Römiſchen Volkes den Grund zu jenem Gebäude zu legen, welches er ſchon damahls bey ſich entworfen hatte. Seine

Sol-

Soldaten aber waren um ſo furchtſamer. Die Größe, Stärke, und wilde Herzhaftigkeit der Deutſchen wurde ihnen von den zaghaften Galliern ſo erſchrecklich vorgemahlt, daß ſie mehr an den Tod, als an den Sieg dachten. Im Lager hörte man nichts als Teſtamente machen, oder Murren gegen den Feldherrn, der ſich, ihrer Meinung nach, ohne Noth in einen ſo gefährlichen Krieg einließe, und ſeinem eigenen Ehrgeiz die Wohlfahrt des Römiſchen Volkes aufopferte. Die Vornehmſten, auch diejenigen nicht ausgenommen, die um den Cäſar waren, ſuchten alle nur mögliche Vorwände hervor, um ſich von dem Lager entfernen zu können, und die, welche ſich ſchämten ſolches zu thun, konnten doch ihre Furcht ſo wenig verbergen, daß ihnen oft die Thränen über das Angeſicht herab rollten. Wenn ein Deutſcher dieſes erzählte, ſollte es uns faſt verdächtig vorkommen. Allein, Cäſar, der Held, und die Zierde ſeines Volks, hat es ſelbſt der Nachwelt ſchriftlich hinterlaſſen.

Cäſar ließ ſich durch alles dieſes nicht irre machen. Er rief vielmehr die Officiere zuſammen; führte ihnen ihre alte Tapferkeit zu Gemüthe; ſtellte ihnen die Siege des Marius über die nähmlichen Feinde vor, welche bey allem dem nichts als undiſciplinirte, und ungeübte Barbaren wären; erinnerte ſie an die Ehre des Römiſchen Volks, an die trotzige Art, mit der Arioviſt ihm und den übrigen Römern begegnet wäre, und ſchloß endlich, wenn ſie ihn doch verlaſſen wollten, ſo ſey er feſten Sinnes, mit der zehnten Legion allein gegen den Feind zu rücken. Dieſe Rede hatte den beſten Erfolg. Die Officiere der zehnten Legion dankten ihm wegen des Zutrauens, das er auf ſie ſetzte, und erbothen ſich zu allem, was er ihnen befehlen würde;

die übrigen folgten ihrem Beyſpiel, und verſprachen das nähmliche.

Nun rückte Cäſar dem Arioviſt entgegen, um ihn zu einem Treffen zu bringen. Arioviſt vermied ſolches, und machte eine Wendung, wodurch er dem Cäſar die Zufuhr abſchneiden konnte. Cäſar änderte gleichfalls ſeine Stellung; und als er erfuhr, daß Arioviſt deßwegen nicht ſchlagen wollte, weil ſeine Wahrſagerinnen verbothen hatten, ſich vor dem Neumond in ein Treffen einzulaſſen: ſo drang er eben um ſo mehr darauf, und kam dem Arioviſt endlich ſo nahe, daß er das Treffen nicht mehr vermeiden konnte. Die Deutſchen brachten zwar den rechten Römiſchen Flügel in Unordnung; der ihrige aber hatte das nähmliche Schickſal, nur daß die Römer die Kunſt verſtanden, ſich wieder in Ordnung zu ſtellen, die Deutſchen aber nicht mehr wußten ihrer Unordnung abzuhelfen. Der Sieg blieb demnach auf Seiten der
A.V.C. Römer. Kaum hatte Arioviſt Zeit, mit einigen von
696. ſeinem Gefolge über den Rhein zu kommen.

Cäſar, der ſich einmahl in den Kopf geſetzt hatte, alles zu verſuchen, um ſolche Dinge nach Rom ſchreiben zu können, die vor ihm noch kein Römer gethan hatte, ging noch weiter. Als er nach einigen Jahren die in Gallien eingefallenen Uſipier, ein Deutſches Volk, das in der heutigen Wetterau gewohnet, zurück gejagt hatte: nahm er ſich vor, den Rhein zu paſſiren, und den Deutſchen in ihren eigenen Wohnungen den ſtarken Arm des Römiſchen Volkes fühlen zu laſſen. Die am Niederrhein wohnenden Ubier, die mit ihren Nachbarn, den Sueven, nicht wohl zufrieden waren, bothen ihm ihre Schiffe dazu an. Allein, er hielt es weder für ſicher, noch

ſeinem Ruhme gemäß, auf Deutſchen Schiffen über den Fluß zu gehen, ſondern er baute bey dieſer Gelegenheit jene berühmte Brücke, die er ſelbſt ſo ausführlich beſchrieben hat x), daß man zur Genüge merkt, wie ſehr er ſich dabey gefallen. Die Deutſchen zogen ſich bey ſeiner Annäherung in ihre Waldungen zurück, und Cäſar, dem noch immer die unruhigen Gallier zu ſchaffen machten, hatte keine Luſt ihnen zu folgen. Er ging demnach wieder über den Fluß, mit dem zufrieden, daß er wenigſtens glaubte, den Deutſchen Furcht eingejagt zu haben, und der erſte unter den Römern geweſen zu ſeyn, A.V.C.
der den Deutſchen Boden mit einer Armee betreten. 699.

Nach einiger Zeit paſſirte er den Fluß noch A.V.C.
einmahl, weil die Deutſchen den Trierern Hilfs- 701.
völker zugeſchickt hatten. Bey dieſer Gelegenheit gibt er uns eine ziemlich ausführliche Nachricht von Deutſchland, um ſeinen Landesleuten zu zeigen, daß er Deutſchland nicht nur von weiten geſehen. Weil aber die Deutſchen ſich wieder in ihre Waldungen geflüchtet, und Cäſar beſorgete, er dürfte Mangel an Proviant leiden; ſo zog er ſich ebenfalls wieder zurück. Wenn nach der gänzlichen Beruhigung von Gallien die bürgerlichen Kriege nicht dazwiſchen gekommen wären: ſo würde er vielleicht in ſeinen Unternehmungen weiter gegangen ſeyn. Wenigſtens mag er ſtarke Verſuchung dazu gehabt haben. Bey ſeinem Abzuge nach Italien nahm er das Corps Deutſcher Truppen, ſo er ſelbſt gebildet hatte, mit ſich. Und dieſes war es eigentlich, das ihm die Schlacht auf den Pharſaliſchen Feldern gewann, und das Schickſal der Römer entſchied. Als Pompejus ſeine

x) De bello Gall. L. 6. c. 4.

ſeine zahlreiche Reiterey dem Cäſar in den Rücken hatte gehen laſſen, griffen die Deutſchen Cohorten, die Cäſar dazu aufbehalten hatte, die Pompejaniſchen Reiter ſo herzhaft an, daß es ſchien, die Pompejaner wären zu Fuß, die Deutſchen hingegen zu Pferde gekommen. Nachdem die Reiter in die Flucht gejagt waren, zerſtreuten ſie des Pompejus leichtes Fußvolk, und fielen endlich den Legionen des Pompejus in den Rücken, worauf deſſen ganze Niederlage erfolgte y).

Sechſtes Kapitel.

Die Deutſchen werden in ihrem eigenen Vaterlande von den Römern angegriffen. Feldzüge des Druſus. Sieg der Deutſchen über die Römer unter Anführung des Arminius. Folgen davon. Feldzüge des Germanicus.

Durch die Eroberung des Cäſars wurden die Deutſchen Nachbarn der Römer, und der Rhein die Gränzlinie zwiſchen ihnen und einem Volke, gegen das die Meere keine Schutzwehr abgeben konnten

y) Nam quum diu aequo marte contenderent, iuſſuque Pompeii fuſus a cornu erupiſſet equitatus: repente hinc ſigno dato Germanorum cohortes tantum in effuſos equites fecere impetum, ut illi eſſe pedites, hi venire in equis viderentur. Hanc ſtragem fugientis equitatus, leuis armaturae ruina comitata eſt. Tunc terrore latius dato, turbantibus inuicem copiis reliqua ſtrages quaſi vna manu facta eſt. FLORVS *de geſtis Rom.* L. 4. c. 2. pag. 156.

konnten, wie nur erſt Cäſar den Britanniern gezeigt hatte. Alles mußte jetzt eine andere Geſtalt gewinnen. Zuvor hatten die Deutſchen den muthigen Entſchluß gefaßt, ſelbſt in Rom ſiegreich einzuziehen; Marius hat dieſes Vorhaben vereitelt. Unter dem Cäſar ſuchten ſie ſich Meiſter von Gallien zu machen, und waren es auch ſchon größten Theils; Cäſar hat ihnen dieſe fette Beute wieder entriſſen. Auch zu Anfange der Regierung des Auguſtus kamen noch einige Deutſche Völker über den Rhein; ſie wurden aber zurück gewieſen. Die Ubier, welche ſich der Sueven nicht mehr erwehren konnten, wurden mit ihrem guten Willen auf die Galliſche Seite des Rheins verpflanzt, wo ſie den Römern nach ihrer gewohnten Politik, die immer dahin ging, Uneinigkeiten unter den feindlichen Nationen zu unterhalten, und ſie durch einander ſelbſt aufzureiben, zur Vormauer gegen die andern Deutſchen dienen mußten. Weil ſich noch andere Deutſche Nationen an dem nähmlichen Ufer des Rheins mit der Römer Vorwiſſen angebaut hatten: ſo nannte Auguſtus, als er eine Eintheilung von Gallien machte, die Gegenden an dem Rhein Germanien, welches nach dem Laufe des Fluſſes in das Obere (Germania prima) und das Untere (Germania ſecunda) abgetheilt wurde; ein ewiges Denkmahl des Römiſchen Stolzes! Weil ſie Germanien ſelbſt nicht bezwingen konnten, verlegten ſie den Nahmen davon, um Beherrſcher von Germanien zu heiſſen.

Die Sicambrer, und ihre Nachbarn, die Uſipeter und Tencterer, waren die unruhigſten unter den Niederrheiniſchen Deutſchen Völkern. Bey einem Einfalle in die Römiſchen Provinzen hatten ſie das Glück ſich des Adlers der fünften Legion zu bemächtigen

tigen; eine Sache, welche die Römer ſich allezeit zum großen Schimpf anrechneten, und mehr ſcheuten, als einen merklichen Verluſt an Leuten. Sie zerſtreuten nebſt dieſem die Römiſche Reiterey, die ihnen entgegen geſchickt wurde, und ſchlugen ſo gar den Römi-
A.V.C. ſchen General M. Lollius aus ſeinem verſchanzten
703. Lager heraus. Als aber Auguſt ſelbſt nach Gallien kam, bathen ſie um Frieden, und erhielten ihn gegen Auslieferung einer gewiſſen Anzahl Geiſel. Kaum hatte ſich Auguſt entfernt, als ſie die alten Feindſeligkeiten wieder anfingen, ihre Geiſel im Stich ließen, und nach ihrer Gewohnheit über den Rhein gingen zu plündern. Allein, des Auguſt zurück gelaſſener Stiefſohn, Druſus, trieb ſie zurück; und damit nicht zufrieden, faßte der tapfere Jüngling den Entſchluß, Germanien ſelbſt zu einer Römiſchen Provinz, und dadurch allen Streifereyen auf ewig ein Ende zu machen.

Nun ändert ſich die Scene. Die Deutſchen, anſtatt den Römern auswärts zu ſchaffen zu geben, müſſen die ganze Laſt der Römiſchen Waffen in ihren Heimathen ertragen. Druſus war eben fünf und zwanzig Jahr alt, voll Begierde, ſeinen Nahmen zu verewigen, und mit gleichem Heldenmuth ausgerüſtet. Sein Vater begünſtigte ſein Unternehmen um ſo mehr, da es gleichſam nur eine Fortſetzung desjenigen war, was Julius Cäſar, der Stolz und das Muſter ſeiner Familie, angefangen hatte. Zugleich diente es, die Aufmerkſamkeit des Römiſchen Volkes von den innern Angelegenheiten abzuziehen, und anderwärts zu beſchäftigen, ſeinen Söhnen aber und ſich Ehre, nebſt dem Zutrauen der Römiſchen Heere zu erwerben.

Druſus ging in ſeinem erſten Feldzuge ober- A.V.C. halb der Inſel der Bataver über den Rhein, in das 742. Land der Uſipeter, und von dort aus in jenes der Si- P. Ch. 8 - 10. cambrer. Ob er damahls ſchon die Markmänner angegriffen, und mit der von ihnen erhaltenen Beute jenen erhabenen Ort zum Andenken ſeines Sieges gezieret, läßt ſich nicht mit völliger Gewißheit ſagen z).

Druſus begnügte ſich noch nicht mit ſeinem erſten Glücke. Er wollte vielmehr den Deutſchen noch empfindlichere Streiche verſetzen. Einigen Deutſchen Provinzen war hart beyzukommen, überhaupt aber ſchwer, tief in Deutſchland einzudringen; weil das Land ſchlecht angebaut, wenige oder gar keine gebahnte Straßen hatte, und die Wege durch die Waldungen wegen der darin verſteckten Feinde allezeit gefährlich waren. Druſus baute daher eine Flotte auf dem Rhein, vereinigte durch einen Canal den Rhein mit der Yſſel, und ſegelte in das Deutſche

z) AEGIDIVS BVCHERIVS in ſeinem *Belgio Romano* pag. 38. §. 8. hält dafür, dieſer Hügel ſey derjenige, wo jetzt das Schloß von Wirzburg ſteht. Allein, Druſus hätte erſt den Main paſſiren müſſen, welches die Römiſchen Scribenten nicht würden unterlaſſen haben anzumerken, indem ſie ſelbſt wohl wußten, daß die Flüſſe faſt der einzige Leitfaden in einem von Städten entblößten Lande waren, wodurch ſie ihren Leſern die Lage der Sache vorſtellen konnten. Damahls war es auch nicht ſo leicht, Flüſſe zu paſſiren; und ſollte wohl Druſus dieſe Mühe angewandt haben, um nichts anders zu thun, als auf einem Hügel Siegeszeichen zu errichten? Dergleichen Hügel fand er gewiß dieſſeits des Fluſſes.

ſche Meer, wo noch kein Römer hingekommen, bemächtigte ſich der dortigen Inſeln, lenkte in die Ems ein, und kam den Bructerern, die an der Ems, Lippe und Roer wohnten, auf den Hals, da ſie nicht die geringſte Vermuthung davon hatten. Einmahl war er aber auch mit ſeiner Flotte der größten Gefahr ausgeſetzt; indem ihn die Ebbe dergeſtalt übereilte, daß die Schiffe faſt ganz im Trocknen ſaßen. Zum Glücke aber hatte er eine Menge Frieſen bey ſich, die des Landes kundig, und damahls ſchon gute Seeleute waren, durch deren Bemühung er gerettet wurde. So mußten immer die Deutſchen ſelbſt die Werkzeuge ſeyn, die Abſichten ihrer Feinde zu befördern.

Der heran nahende Winter nöthigte den Druſus zum Rückzuge. Zuvor legte er erſt an der Mündung der Ems ein Caſtell an, um den dortigen Nationen Schrecken einzujagen, und den Römiſchen Flotten ein ſicheres Einlaufen in die Ems zu verſchaffen. Dieſes Caſtell kündigte den Deutſchen klar genug an, was die Römer mit ihnen vorhatten. Eine ihrer Hauptmaximen war, in Ländern, die keine Städte und Feſtungen hatten, ſo gleich Caſtelle anzulegen. Sie dienten ihnen zur Sicherheit gegen die Anfälle ihrer Feinde; hingegen überfielen ſie von denſelben aus nach Belieben die Landeseinwohner, verheerten ihnen die Früchte, und plagten ſie ſo viel und ſo lange, bis ſie ſich gutwillig unterwarfen. Endlich gewöhnten ſich die Nachbarn von ſelbſt durch den Umgang mit den Soldaten an die Römiſchen Sitten, Gebräuche, Sprache, Geſetze und Herrſchaft. Wenn ſie an einem Orte ſicher waren, rückten ſie weiter mit ihren Caſtellen, bauten dieſe tiefer in des Feindes Land, und zuletzt ward es damit angefüllt, und

befand ſich in dieſer mächtigen Räuber Händen, ohne zu wiſſen, wie ihm geſchehen iſt a).

Druſus fing den Krieg mit dem nächſten Frühjahr wieder an. Dießmahl aber richtete er ſeinen Marſch gerade zu gegen die Weſer, und drang auch glücklich durch bis an dieſen Fluß, den er gern vollends paſſirt hätte, wenn ihn nicht der Abgang an Lebensmitteln, der heran nahende Winter, und ein ſich von ungefähr in dem Lager niederlaſſender Bienenſchwarm, der für eine üble Vorbedeutung gehalten wurde, zum Rückweg genöthiget hätten. So viel vermag der Aberglaube, daß das Volk, ſo alle ſeine Nachbarn zittern machte, ſich vor einem Haufen Inſecten fürchtete! Faſt wäre auch die vermeinte Vorbedeutung erfüllt worden. Die Deutſchen hatten indeſſen alle Poſten beſetzt, welche die Römer auf dem Rückzuge paſſiren mußten. Wo dieſe nur immer hinkamen, wurden ſie entweder öffentlich, oder durch Hinterhalte angegriffen. Einmahl waren ſie dergeſtalt eingeſchloſſen, daß alles verloren ſchien. Nur allein die unbeſonnene Verwegenheit ihrer Gegner konnte ſie retten. Dieſe glaubten, den Sieg ſo gewiß in Händen zu haben, daß ſie ſchon die Beute theilten. Die Cherusker wollten die Pferde haben, die Sueven das Gold und Silber, die Sicambrer die Gefangenen. Ihre Verachtung gegen die Feinde ging ſo weit, daß ein jeder ohne Ordnung, und wie es ihm in den Sinn kam, dieſelben anfiel. Die Römer aber hatten den Muth noch nicht ganz ſinken laſſen. Sie trieben vielmehr die auf ſie zu verwegen losſtürmenden Deutſchen mit ſolcher Herzhaftigkeit zurück, daß ſie ſich nicht mehr getrauten, ſich in der

a) Sieh unter andern des Tacitus Agricola.

Nähe zu zeigen, ſondern nur von ferne folgten. Als Druſus in offene Gegenden gekommen, verachtete er auch von ſeiner Seite die Feinde, und ehe er noch den Deutſchen Boden verließ, baute er, ſeiner Gewohnheit nach, zwey Caſtelle, eines an dem Zuſammenfluſſe der Lippe und Liſe (bey Lisborn), das andere in Heſſen auf dem Gebirge Taunus, auf der ſo genannten Höhe bey Idſtein.

Wie dieſer Feldzug, eben ſo ſahen auch die meiſten folgenden aus. Man darf ſich nicht irre machen laſſen, wenn die Römer vieles von ihrem Eindringen, und ihren Eroberungen in Deutſchland vorbringen. Die Deutſchen zogen ſich mit Fleiß zurück, und gaben alles Preis, weil ſie wenig zu verlieren hatten. So bald ſie aber glaubten, daß ſich der Feind aufgezehret, oder ſo bald er den Rückmarſch antrat: fielen ſie aus ihren Waldungen und Gebirgen um ſo heftiger heraus. Uiberhaupt aber war es ein mißliches Kriegführen in Deutſchland. Spanien, welches weder Städte noch Feſtungen hatte, koſtete den Römern zwanzig Jahre, bis es gänzlich überwunden worden; da ſie hingegen mit dem mit Städten angefüllten Gallien in einigen Jahren fertig geworden. Eben dieſem Umſtande hat es auch Deutſchland großen Theils zu danken, daß es nie ganz iſt überwunden worden.

Druſus ließ ſich durch die bisherigen Schwierigkeiten nicht von ſeinem Vorſatze abſchrecken. Er machte vielmehr neue Verſuche, um denſelben auszuführen. Sein letzter Feldzug aber iſt der merkwürdigſte; indem er durch Heſſen längs des Buchwaldes bis an die Weſer, und endlich gar bis an die Elbe vordrang. Nachdem er aber einige Siegeszeichen an der-

derſelben errichtet, ging er wieder zurück; und dieß-mahl mußte ein Wunder ſeinen Rückzug beſchönigen. Ein Weib, größer als ein Menſch, ſoll ihm entgegen gekommen ſeyn, und ihn mit den Worten angeredet haben: " Wohin willſt du endlich, Druſus, mit „ deiner unerſättlichen Begierde? Dein Schickſal er- „ laubt dir nicht, dergleichen Dinge zu ſehen. Das En- „ de deiner Thaten und deines Lebens iſt wirklich vor- „ handen " b). Es kann ſeyn, daß ein Deutſches Weib, welches ſich ohnehin mit Wahrſagen abgab, von ihren Landesleuten dazu unterrichtet worden, welches ein Meiſterſtreich wäre, wenn die Deutſche Einfalt den Römiſchen Verſtand und Hochmuth auf ſolche Art beſiegt hätte; oder daß Druſus nur dieſen Vorwand gebraucht, um mit Ehren ſeinen Rückzug nehmen zu können; wenigſtens berichtet uns Strabo, daß Auguſt ſelbſt befohlen, nicht über die Elbe zu gehen, um die dortigen Völker, die ſich bisher ruhig gehalten, nicht gegen die Römer aufzubringen; oder es iſt das ganze eine erſt nach der Hand gemachte Erdichtung; denn es war nun einmahl zu Rom Mode, daß nichts wichtiges ohne vorher gehende Zeichen und Ahndungen geſchehen durfte. Ihre größten Geſchichtſchreiber wimmeln davon, und aus ihrem Vortrage merkt man genug, daß dergleichen Dinge von ihnen ſind geglaubt worden. So viel iſt gewiß, daß Druſus auf dem Rückmarſch mit dem Pferde ſtürzte, und dreyßig Tage hernach den Geiſt, zum größten Leidweſen des Römiſchen Heeres, aufgab.

b) Quo tandem, inquit, contendis, Druſe inſatiabilis? Non tibi fatis conceſsum, haec omnia videre; quin tu abi; iam enim et operum tuorum, et vitae inſtat tibi terminus. Dio p. 770-71.

Deutſchland konnte um ſo vergnügter ſeyn, indem es durch dieſen Tod von ſeinem gefährlichſten Feinde, den es jemahls gehabt, iſt befreyt worden. Der durch ſeinen Vater unterſtützte feurige Jüngling würde vermuthlich nicht eher ſein Vorhaben aufgegeben haben, als bis er das zwiſchen dem Rhein und der Elbe gelegene Deutſchland den Römern würde unterwürfig gemacht haben. Es war allemahl viel, was Druſus gethan. Mit einem Heere von dem Rhein bis an die Elbe, durch ein Land, wie Deutſchland damahls war, marſchiren, erfoderte Muth, Vorſicht und Standhaftigkeit. Mit allem dem aber war wenig ausgerichtet. Länder ohne Städte und Feſtungen, die noch dazu voll Waldungen und Sümpfe ſind, werden bald erobert, und eben ſo bald wieder verloren. Druſus machte ſeine Plane zu groß. Wenn er von einer Nation nicht eher zur andern gerückt wäre, als bis er ſich feſt geſetzt, und gleichwohl ſeine Caſtelle angebracht hätte: ſo würde er mehr Vortheil davon gehabt haben. Allein es klang doch wenigſtens ſchön, einige hundert Meilen tief in des Feindes Land gedrungen zu ſeyn. Der unerfahrne Römer erſtaunte hierüber, und der Deutſche erſchrack Anfangs, und erholte ſich wieder.

Sonſt hat Deutſchland von keinem Römer ſolche Denkmahle aufzuweiſen, als von dem Druſus. Florus berichtet von ihm, daß er bis funfzig Caſtelle hin und wieder angelegt, woraus meiſtens Städte, oder nahmhafte Orte geworden ſind c). Von denen am Rhein iſt das alte Moguntiacum (Mainz) beſonders merkwürdig. Er legte auch Brücken an, eine zu Bonn, die andre zu Mainz. Der Mainz

gegen

c) L. 4. c. vltimo. pag. 184.

gegen über gelegene Ort Caſſel war ein zur Bedeckung der Brücke angelegtes Caſtell. Von dieſer Zeit an hatten auch die Römer ihre Flotten auf den nahmhaften Flüſſen, beſonders dem Rhein, und die Schiffe, die in ihren Geſchichten und Geſetzen Luſoriae genannt werden, welche zum Kreuzen auf den Flüſſen gebraucht wurden, theils, alles zu beobachten, was an dem feindlichen Ufer geſchah, theils den Uibergang der Feinde zu verhindern, und allezeit Meiſter von dem Fluſſe zu bleiben. Nichts aber iſt größer, als die ſo genannte Foſſa Druſiana, wodurch er die Yſſel mit dem Rhein vereinigt. Hingegen hat ihm auch ſein Stiefvater ein prächtiges Monument zu Mainz errichten laſſen, deſſen Uiberbleibſel noch vorhanden ſind.

Nach dem Tode des Druſus übernahm deſſen Bruder Tiberius das Commando. Gleichwie er A.V.C. 746.
aber von Jugend auf die Kunſt ſich zu verſtellen, Leute zu gewinnen und zu hintergehen beſſer gelernt hatte, als Krieg zu führen: ſo brachte er es durch ſeine Unterhandlungen dahin, daß ſich die meiſten Deutſchen Völker zwiſchen dem Rhein und der Elbe, und unter andern auch die Sicambrer an die Römer ergaben, und ihnen faſt wie eine Römiſche Provinz gehorchten. Den Sicambrern half ihre Ergebung wenig. Denn Tiber verſetzte bis vierzig tauſend derſelben nach Gallien, um den bisherigen Unruhen vorzubeugen; worüber ihre Häupter ſo entrüſtet wurden, daß ſie ſich eher das Leben nahmen, als auf eine ſo ſchimpfliche Art ihr Vaterland verließen. Das Völkerverpflanzen, ſo hart es auch iſt, ward jetzt Mode bey den Römern, da ihre Macht am höchſten ſtand;

ein ſicheres Anzeigen, daß ſich das Reich wegen ſeiner Größe ſelbſt zur Laſt ward, und nicht Kräfte genug in ſich fühlte, alle Untergebene im Zaum zu halten. Aelius Catus verſetzte um dieſe Zeit funfzig tauſend Geten, die über der Donau gewohnt hatten, nach Thracien d); Terentius Varro verkaufte alle junge Leute der Salaſſer, eines Volkes, ſo in den Alpen wohnte, nur damit ſie aus dem Lande kämen e). Der nähmliche Tiberius, der den Sicambrern ſo hart begegnet war, führte den größten Theil der Rhätier weg, aus der einzigen Urſache, weil die Nation volkreich und kriegeriſch war f).

Das Schickſal der Sicambrer zog noch andere wichtige Folgen nach ſich. Die Markmänner, eines der mächtigſten Deutſchen Völker entſchloßen ſich, auf Anrathen ihres Königs Marbod, dasjenige freywillig zu thun, was die Sicambrer gezwungener Weiſe gethan, um ſich der gefährlichen Römiſchen Nachbarſchaft zu entziehen. Dieſer Marbod (Maroboduus) hatte ſeine Jugend zu Rom zugebracht, und daſelbſt die Römer ſo wohl, als ihre Kriegskunſt kennen gelernt. Nach ſeiner Rückkunft ſuchte er ſein Volk auf einen andern Fuß zu ſetzen. Vor allem aber beredete er es, mehrerer Sicherheit wegen, ſich in das Innere von Deutſchland zu begeben. Er eroberte allda Böhmen, und unterwarf ſich entweder durch Krieg, oder freywillige Bedingungen die benachbarten Völker, wodurch er endlich in den Stand geſetzt wurde, ein beſtändiges Heer von ſiebenzig bis achtzig tauſend Mann auf den Beinen zu halten. Die

Römer

d) STRABO L. 7. pag. 465.
e) DIO L. 53. p. 719-20.
f) STRABO L. 4. p. 315.

Römer griff er zwar nicht öffentlich an; doch ließ er zur Genüge merken, daß es ihm weder an Muth noch an Kräften fehle, wenn ſie etwas feindliches gegen ihn unternehmen ſollten. Tiber ſelbſt ſagte öffentlich vor dem Rathe zu Rom, daß weder Philippus den Athenienſern, noch Pyrrhus und Antiochus dem Römiſchen Volke ſo furchtbar geweſen g).

Nach dieſen großen Veränderungen war übrigens alles ruhig in Deutſchland. Einige nicht ſonderlich wichtige Empörungen wurden von dem Tiber bald geſtillt. Die Römer nahmen ſo gar ihre Quartiere an dem Orte, wo die Lippe entſpringt; ein ſtarker Schritt, ihr Vorhaben zu Ende zu bringen. Aus ihren Lagern wurden bald Feſtungen und wohnbare Oerter, und aus dieſen Hauptſtädte der eroberten Provinzen. Nur war der einzige Marbod ihnen noch ein Dorn in den Augen, deſſen ſie ſich auf alle Weiſe zu entledigen ſuchten. Dem Tiber wurde der Auftrag dazu gemacht, und ihm zu dieſem Ende zwölf Legionen beygegeben. Wir finden in der ganzen Römiſchen Geſchichte kein Beyſpiel von einem ſolchen Heere. Sentius Saturninus ſollte einen Theil über den Harzwald gegen den Marbod führen, mit dem andern ſollte Tiber ſelbſt von Pannonien aus auf denſelben losgehen. Alle Nationen, groß und klein, was dieſſeits der Alpen lag, wurden durch die großen Zurüſtungen aufmerkſam gemacht, und berechneten in der Stille, was ſie Gutes oder Böſes von dem glücklichen und unglücklichen Erfolge zu gewarten hatten. Die Pannonier und Dalmatier beſonders glaubten, die Römer würden ſo viel zu thun finden, daß ſie lange Zeit mehr keine Römiſchen Adler würden zu ſehen bekommen, und daß nun der rechte Zeitpunct vor-

g) TACITVS. Annal. L. 2. c. 63. p. 158.

vorhanden ſey, ſich in Freyheit zu ſetzen. Sie ſchlugen aber zu bald los, ehe noch die Feindſeligkeiten angefangen hatten. Tiber, ſo bald er Nachricht davon erhalten, ſetzte ſich ſo gut mit dem Marbod, als er konnte, ging zurück, und dämpfte die Empörung, ehe ſie noch weiter um ſich greiffen konnte. Zum Glück war alles wieder beruhigt, als die Zeitung von der erſchrecklichen Niederlage des Quinctilius Varus vom Niederrhein her einlief.

A. Ch. 9. Dieſer Quinctilius Varus aus einer nicht ſo wohl edlen, als angeſehenen Römiſchen Familie entſproſſen, ein Mann von einer gelaſſenen und ruhigen Gemüthsart, ohne Feuer, und mehr zum Frieden als Krieg geboren, führte in Abweſenheit des Tiberius das Commando über die Niederrheiniſche Armee. Die Römiſchen Geſchichtſchreiber werfen ihm theils den Geiz, theils die Grauſamkeit und Unzucht vor h). Allein, Varus war unglücklich, und dieſes muß uns ſchon mißtrauiſch auf ihre Erzählungen machen.

Als Varus in Deutſchland ankam, traf er alles in ſolcher Ruhe an, daß er ſich beygehen ließ, es ſey jetzt Zeit, die Römiſche Gerichtsordnung und Geſetze einzuführen; dieſe würden das beſte Mittel ſeyn die Deutſchen im Zaum zu erhalten, und zugleich ihren wilden und kriegeriſchen Charakter ſanfter zu machen; das übrige würde ſich von ſelbſt geben. Er machte auch den Anfang dazu, ſaß ſelbſt zu Gericht, verhörte Partheyen, ſprach Urtheile, und hoffte dasjenige in kurzer Zeit zu Stande zu bringen, wozu nach ihm kaum ſechzehn Jahrhunderte erklecklich waren.

Die

h) VELLEIVS PATERCVLVS L. 2. c. 117. p. 37. FLORVS L. 4. c. 12. p. 184.

Die Deutſchen, denen alles dieſes das unbekannteſte Ding von der Welt war, ließen ſich dem Anſcheine nach ſein Betragen ungemein gefallen, dankten ihm für ſeine Sorgfalt, rühmten ſeine Gerechtigkeitsliebe, und kamen häufig vor Gericht, ihre Klagen anzubringen, ſo daß Varus ſich endlich nicht anders verhielt, als wenn er mitten in Rom als Prätor, nicht in einem feindlichen, noch nicht ganz bezwungenen Lande, die Juſtiz verwaltete.

So ruhig aber alles von auſſen ſchien, ſo ſchwierig waren die Gemüther von innen. Nichts konnten ſie weniger verdauen, als die Römiſchen Ruthen und Beile, ſie, die die körperlichen Strafen als das Zeichen der äußerſten Knechtſchaft anſahen, und nur ihren Göttern das Recht einräumten, dergleichen zu verhängen. In kurzem ward die Gährung allgemein. Zum Ausbruch derſelben fehlte nur ein entſchloſſener Anführer. Aber auch dieſer ſtellte ſich bald dar. Arminius, des Cheruskiſchen Fürſten Sigimer Sohn, der lange Zeit in Römiſchen Dienſten geſtanden, und durch ſein Wohlverhalten das Römiſche Bürgerrecht und die Ritterwürde erhalten hatte, faßte den Entſchluß, ſein Volk zu rächen, wozu ihm die Sorgloſigkeit des Varus eine bequeme Gelegenheit darboth.

Zuerſt vertraute er ſich einigen wenigen, hernach mehrern an. Alle hießen ſein Unternehmen gut, und beſchloßen einmüthig den Varus zu überfallen, und, wo möglich, mit ſeinem ganzen Heere zu vertilgen; nur mußte er erſt geſchwächt, und ſeine Kräfte zertheilt werden. Ein jeder von den Vornehmſten bath ſich daher unter allerley Vorwand Römiſche Bedeckungen aus, welche Varus um ſo williger gab, weil er dadurch der Fürſten ſelbſt geſichert zu ſeyn

glaubte. Auch war ihnen der Poſten, wo ſich Varus aufhielt, für einen Uiberfall nicht ſchicklich genug. Einige mußten daher in der Ferne Feindſeligkeiten anfangen, um den Varus dahin zu locken; die andern gaben ihm Nachricht davon, und riethen dahin zu ziehen, um die Empörung in der Geburt zu erſticken; ſie wollten ihm mit allen den Ihrigen folgen. Varus ließ ſich den Rath gefallen, und machte Anſtalten zum Aufbruch. Des Arminius eigener Schwiegervater Segeſt, welchem die Tochter wider ſeinen Willen von dem tapfern Jünglinge war entführet worden, entdeckte zwar dem Varus das Geheimniß; allein, dieſer konnte ſich nicht überzeugen, daß die Deutſchen etwas dergleichen im Sinne hätten, oder fähig wären, die Verſtellung ſo weit zu treiben. Segeſt bath ihn noch einmahl bey dem letzten Gaſtmahl, zu welchem Varus die Vornehmſten geladen hatte, ihn ſo wohl, als den Arminius mit den übrigen Verſchwornen feſt zu halten; der Pöbel würde nichts ohne die Fürſten unternehmen. Varus glaubte noch nichts, und brach mit ſeinem Heere auf. Die Fürſten beurlaubten ſich bey ihm, mit Verſprechen bald zu folgen. Sie hielten es auch; aber in andern Abſichten. So bald ſie zu Hauſe angelangt, ward die Maske abgelegt, und der Anfang zu den Feindſeligkeiten mit der Ermordung der Römiſchen Bedeckungen, die ſie zuvor von dem Varus erhalten, gemacht. Dann eilten ſie dem Varus nach, und holten ihn im Teutoburgerwald (im Paderborniſchen) ein, da er eben in den mißlichſten Umſtänden ſich befand. Auf allen Seiten waren Berge mit engen Thälern, ungeheure und dicht auf einander ſtehende Bäume, nirgends ein gebahnter Weg. Varus mußte erſt die Bäume umhauen laſſen, Brücken ſchlagen, Moräſte und Gräben ausfüllen, wodurch die Solda-

ten

ten außerordentlich ermüdet wurden. Wägen, Laſtthiere und Soldaten marſchirten unter einander, weil man ſich mitten im Frieden zu ſeyn glaubte. Aus der nähmlichen Urſache war der Troß ungewöhnlich groß. Das ſchlimmſte war ein ſtarker Regen mit Wind, der den Boden ſchlüpfrig, und alle Tritte unſicher machte. Alles ſchien ſich zu dem Untergange der Römer vereinigt zu haben. Und in dieſen Umſtänden erſchienen noch die Deutſchen, von denen ſie Hilfe erwarteten, zum größten Schrecken und zur Verwunderung der Römer als ihre ärgſten Feinde. Weil ſelbige die Gegend, und Wege durch die Waldungen wohl kannten, ſo waren die Römer bald auf allen Seiten von ihnen umringet. Der erſte Angriff geſchah nur von ferne, um die Kräfte, und den Muth der Feinde zu verſuchen. Da ſie wenig Widerſtand fanden, näherten ſie ſich, und verdoppelten den Angriff. Der zerſtreute und abgemattete Römiſche Soldat konnte ſich in keine Ordnung ſtellen, in der er zu fechten gewohnt war. Er wehrte ſich jedoch, ſo gut er konnte, nicht um zu ſiegen, ſondern nur auf offene Wege zu kommen. Der Marſch ward, ungeachtet der beſtändigen Anfälle, fortgeſetzt; und endlich traf die Armee einen Platz an, wo ein Lager geſchlagen werden konnte.

So ermüdet alles war, both doch jeder ſeine Kräfte auf, um die gewohnten Verſchanzungen herzuſtellen, damit nur eine Nacht, vielleicht die letzte, ruhig könnte zugebracht werden. Des andern Tages ging der Marſch weiter. Alles, was nicht von dem Gepäcke höchſt nöthig war, ward verbrennet, oder im Stich gelaſſen. Die Deutſchen fanden ſich wieder ein, und fielen von allen Seiten an. Doch jetzt konnten ſich die Römer, nachdem ſie ihr Gepäck von ſich geſchafft, ordentlicher halten. Nach überſtandenen unſägli-

ſäglichen Beſchwerniſſen kamen ſie gar aufs freye Feld. Allein, hier war noch kein Bleiben für ſie. Entweder mußten ſie ſich dem Rhein nähern, oder doch ſolchen Provinzen, wo ſie noch auf einige Freundſchaft zählen konnten. Sie waren alſo gezwungen den Marſch fortzuſetzen; und nun kamen ſie wieder in einen Wald. Die Deutſchen erſchienen, wie gewöhnlich. Durch den bisherigen glücklichen Erfolg angefriſcht, griffen ſie heftiger an, als jemahls. Die Römer ſuchten ſich zwar auch zur Wehre zu ſtellen; allein, wegen der Enge des Platzes und der vielen Bäume, hinderte nur einer den andern. Am folgenden Tage ward noch dazu der Regen und Wind ſo heftig, daß ſie weder feſt ſtehen, noch fortſchreiten konnten, und nicht einmahl das Vergnügen hatten, als tapfere Männer mit den Waffen in der Hand zu ſterben, indem ihnen die Näſſe ihre Pfeile und Bogen, Wurfſpieße und Schilde unbrauchbar machten.

In ſolchen Umſtänden erſchien die Nacht, und ſie ſuchten ſich noch einmahl zu verſchanzen. Allein, ſie konnten, wegen der heftigen Anfälle der Deutſchen, die Verſchanzungen nicht ganz zu Stande bringen. Da Himmel und Erde ihnen entgegen, und nirgends nur von weiten einiger Beyſtand zu hoffen war; ſo ließ auch der Tapferſte den Muth ſinken. Varus ſelbſt, nachdem er einige Wunden empfangen, fiel in ſein Schwert, um nicht lebendig in die Hände ſeiner Feinde zu gerathen. Einige folgten ſeinem Beyſpiele; andere warfen die Waffen von ſich, und ließen ſich wie das Vieh niederſäbeln; andere bathen um Gnade, und wenige erhielten ſie. Andere, da der begierige Deutſche anfing zu plündern, erſahen die Gelegenheit, und ergriffen die Flucht. Und auf ſolche Art ward das ſchönſte und tapferſte unter allen Römi-

ſchen Heeren zu Grunde gerichtet. Einige von den vornehmſten Gefangenen wurden den Göttern geſchlachtet, des Varus Haupt aber ward dem König Marbod zum Geſchenke überſchickt. Marbod überſendete es dem Auguſt, und Auguſt ſtellte es des Varus Verwandten zu. Viele der Gefangenen wurden mit der Zeit von ihren Verwandten losgekauft; andere aber mußten es ſich gefallen laſſen, und unter dieſen mancher edle Römer, der weiß nicht wie viel Triumphe und Conſulate ſeiner Voráltern im Kopf hatte, den Deutſchen ihre Schweine und Ochſen zu hüten. Niemand aber war ſchlimmer daran, als die Advokaten, die bey des Varus Richterſtuhl ſich hatten gebrauchen laſſen. Dem einen wurden die Augen ausgeriſſen, dem andern die Hände abgehauen, noch einem andern die Zunge aus dem Halſe geſchnitten, mit dem Zurufen: Höre nun auf zu ziſchen, Natter!

Dieſem Siege hat Deutſchland, nach dem eigenen Geſtändniſſe der Römer, ſeine Freyheit zu danken; wir aber in den ſpäteſten Zeiten, daß wir noch Deutſche ſind, und vielleicht, daß noch Deutſch auf der Welt geredet wird. Die Römer wußten es allemahl in den eroberten Provinzen, deren Sprache ſie nicht ſelbſt lernen mochten, dahin zu bringen, daß die Inwohner nach und nach die Römiſche Sprache lernten, und die ihrige außer Gang kommen ließen. Auf ſolche Art ſind von der alten Puniſchen, Spaniſchen, Galliſchen, Britanniſchen kaum noch geringe Spuren übrig. Ohne Zweifel würde es mit Deutſchland eben ſo gegangen ſeyn; und dieſe Folgen ſind indeſſen wichtig genug für uns. Eine Nation kann immer gleichgiltig ſeyn in Anſehung der Siege ihrer erſten Helden, wenn ſie keinen Einfluß mehr auf ſie haben, nicht aber ihm Gegentheil.

Sonſt

Sonſt hätten die Deutſchen noch ungleich grö- ßern Vortheil aus ihrem Siege ziehen können, wenn ſie die erſte Beſtürzung der Römer ſich zu Nutz zu ma- chen gewußt hätten. Rom zitterte, und glaubte den Feind ſchon vor ſeinen Thoren zu ſehen. Auguſt war untröſtlich, und that die nähmlichen Gelübde, die man zu Zeiten des Cimbriſchen und Marſiſchen Kriegs dem Jupiter gethan hatte. Einige Monathe lang ließ er Bart und Haare wachſen, und rief öfters mit größtem Unmuth: *Quinctili Vare, legiones red- de*, Varus gib mir meine Legionen wieder! Man ſchaffte alle Deutſche aus der Stadt; ſo gar die Deutſche Leibwache ward übers Meer auf die In- ſeln gebracht, damit ſie keinen Aufſtand erregen könnte. Alles, was unter fünf und dreyßig Jah- ren war, ſollte die Waffen tragen, und nach Deutſch- land gehen. Allein, hier ſah man das erſtemahl, wie ſehr die Römer ausgeartet waren. Sie hatten ſo fürchterliche Begriffe von den Deutſchen, und ſo wenig Luſt zum Fechten, daß Auguſt endlich, um ſie zu zwingen, den zehnten, auf den das Loos fiel, ſeiner Güter beraubte, und ihn als ehrlos erklärte. Als aber auch dieſes nichts half, ließ er ſo gar eini- ge hinrichten. Mit denen, welche man mit harter Mühe zuſammen brachte, mußte Tiber eilends nach Deutſchland aufbrechen.

Als Tiber an den Rhein kam, traf er alles in Ruhe an, indem die Deutſchen nicht geſonnen waren Eroberungen zu machen, ſondern ſich damit begnüg- ten, daß ſie ſich in Freyheit geſetzt. Er machte zwar Mine ſie anzugreiffen; doch ging er nicht tief ins Land, ſondern, nachdem er einige Gegenden verwüſtet, wie- der zurück. Er behielt noch einige Zeit das Com- mando, aber ohne etwas wichtiges zu unternehmen;

ent

entweder daß er ſeine Ehre nicht wagen wollte, oder daß er glaubte, mit den Deutſchen wäre beſſer auszukommen durch Unterhandlungen, als durch die Waffen, wie er ſich öfters hierüber erklärte. Hingegen dachte ſein Nachfolger Germanicus, des Druſus Sohn, ganz anders. Dieſer nahm das ganze Syſtem ſeines Vaters an; und es fehlte wenig, daß er es nicht ausgeführt hätte. Eben ſo tapfer als er, und eben ſo beliebt bey den Kriegsheeren, glaubte er ſich und der Ehre ſeines Vaters kein herrlichers Denkmahl ſtiften zu können, als wenn er Deutſchland zur Römiſchen Provinz machte.

Nach dem Tode des Auguſt brach eine gefährliche Gährung unter den Römiſchen Legionen am Nieder- und Oberrhein aus. Germanicus ſtillte ſie mit eben ſo vieler Klugheit, als Gegenwart des Geiſtes, und nahm daher noch mehr Anlaß, die Deutſchen mit Krieg zu überziehen, theils die unruhigen Gemüther durch eine ernſthafte Beſchäftigung zu zerſtreuen, theils denjenigen, welche er wegen ihres Verbrechens hatte ſtrafen müſſen, Gelegenheit zu geben, ihre Ehre durch tapferes Verhalten gegen die Feinde wieder zu erhalten.

In ſeinen Feldzügen hatte Germanicus faſt das Glück und das Unglück ſeines Vaters. Gleich in dem erſten drang er tief in Deutſchland ein, überfiel die Marſen, die eben ein großes Feſt hatten, und verheerte alles rings umher bis auf funfzig Römiſche Meilen. Die Deutſchen folgten ihrem alten Gebrauche und ſuchten erſt bey dem Rückzuge den Feinden Abbruch zu thun. Doch Germanicus marſchirte mit ſo vieler Vorſicht und Behutſamkeit, daß er glücklich über A.C.15
den Rhein zurück kam. Im andern ging er auf die

dieChatten (Heſſen) los. Cäcinna mußte zur nähmlichen Zeit die Völker am Niederrhein angreiffen, damit ſie den Chatten nicht zu Hilfe kommen könnten. Was ſich von den Chatten nicht mit der Flucht rettete, wurde, nach dem Berichte der Römer, entweder getödtet, oder gefangen, und ihre Hauptſtadt Mattium nebſt den umliegenden Gegenden verheeret; hingegen das von ſeinem Vater auf dem Gebirge Taunus angelegte Caſtell wieder hergeſtellt. Germanicus war eben auf dem Rückmarſch begriffen, als eine Geſandtſchaft von dem Cherusker Fürſten Segeſt, der gegen den Arminius und die übrigen Deutſchen Fürſten Hilfe ſuchte, bey ihm ankam. Er glaubte, es ſey unanſtändig für die Römiſche Größe, den Segeſt hilflos zu laſſen, der unter andern Gründen den Römiſchen Beyſtand als einen Lohn ſeiner Verrätherey, und des dem Varus entdeckten Vorhabens der Deutſchen verlangte. Germanicus eilte dahin, trieb die Fürſten, die den Segeſt belagerten, aus einander, befreyte ihn und bekam unter den Gefangenen auch des Arminius ſchwangere Gemahlinn, die mit ihren Blicken genug verrieth, daß ſie eher die patriotiſchen Geſinnungen ihres Gemahls, als ihres Vaters hegte. Sie wurde nach Italien gebracht, und mußte den über die Deutſchen zu Rom gehaltenen Triumph des Germanicus zieren. Tacitus verſpricht uns auch noch etwas von den Schickſalen ihres in der Gefangenſchaft gebornen Sohnes zu erzählen; allein, ſeine Bücher, worin es geſchehen, ſind verloren gegangen. Nichts aber freute die Römer mehr, als einige Stücke von der Varianiſchen Beute, die dem Segeſt zu Theil geworden, und nun von demſelben den Römern wieder ausgeliefert wurden.

Armi=

Arminius ließ ſich durch den Verluſt ſeiner Gemahlinn von der Vertheidigung ſeines Vaterlandes nicht abhalten. Er rückte es vielmehr den Römern als eine Niederträchtigkeit vor, daß ſie ſich an Weibern rächen wollten; und ermunterte ſeine Landsleute, gegen ſolche Helden um ſo tapferer zu fechten, die mit der Gefangennehmung eines Weibes ſo groß thäten. Germanicus ſparte auch von ſeiner Seite nichts, um die Deutſchen mit Nachdruck anzugreiffen. Damit er aber die Unbequemlichkeiten des Marſches vermiede, und den Deutſchen unverſehens auf den Nacken käme, führte er nach dem Beyſpiel ſeines Vaters einen Theil ſeiner Truppen zur See in die Ems, den andern ließ er zu Lande dahin marſchiren, und drang vor bis an die Lippe, und die Gegenden, wo Varus geſchlagen worden. Das ganze Römiſche Heer ward von den traurigen Uiberbleibſeln dieſer großen Niederlage äußerſt gerührt. Jeder ſuchte ſich mit Hilfe der noch vorhandenen Erzählungen, und der Einbildungskraft einen ſo lebhaften Begriff davon zu machen, als möglich. Einer wollte dieſes, der andere jenes gefunden haben, wo die Armee das letzte Nachtlager gehalten, wo ſie ſich ergeben, den Ort ſo gar, wo ſich Varus umgebracht, und dergleichen. Beſonders aber ſahen die Römer die noch in den Hainen ſtehenden Altäre mit Schauer an, wo ihre Tribunen und Centurionen den Geiſt hatten aufgeben müſſen.

Germanicus ließ die hin und wieder zerſtreuten Gebeine ſammeln, und that ihnen nach Römiſchem Gebrauche die letzte Ehre an. Nachdem ſeine Soldaten ihren traurigen Vorwitz geſättiget, und aufs neue zur Rachbegierde ſich entflammt hatten: ſuchte er den Arminius auf, und lieferte ihm ein Treffen, welches aber dergeſtalt ausfiel, daß jeder Theil ſich

den Sieg zuſchrieb i). So viel iſt gewiß, daß Germanicus bald darauf den Rückzug nach der See nahm, und ſich mit ſeinen Legionen einſchiffte. Zwey Legionen ließ er am Geſtade marſchiren; ſie wurden aber einmahl vom Waſſer ſo umringt, daß ſie bald bis an die Bruſt, bald bis an den Mund darin fortwaten mußten. Eine Menge Pferde und Menſchen ging zu Grunde, bis ſie endlich die Höhe gewannen, und von dem Germanicus in die Schiffe genommen werden konnten. Dem Cäcinna, der zu Lande mit dem übrigen Heere den Rückweg nahm, ging es noch ſchlimmer. Faſt hätte er das Schickſal des Varus gehabt, ſo ſehr kam er aller Orten ins Gedränge. Einmahl mußte er bey einem enſtandenen falſchen Lärmen ſich, lang hingeſtreckt, unter das Thor des Lagers legen, damit ſeine Soldaten nicht davon liefen.

Durch dieſe, obwohl kühnen Feldzüge des Germanicus war noch immer nichts in der Hauptſache ausgerichtet. Der größte Sieg der Römer beſtand allemahl darin, daß ſie nur noch mit der Haut vom Deutſchen Boden zurück kamen. Doch brachten ſie dem Germanicus großen Ruhm von Seiten des Volkes, und eben ſo großen Neid von Seiten des Tiberius, der nun auf nichts dachte, als den jungen Helden in ſeiner Laufbahn zu hemmen, und ihn in Gegenden zu verſetzen, die unfruchtbar an Lorbeeren, hingegen um ſo bequemer wären, den tapfern Jüngling ſeiner Eiferſucht aufzuopfern. Germanicus merkte die Ränke ſeines Oheims; anſtatt aber, daß er dadurch von fernern Unternehmungen wäre abgeſchreckt worden, wollte er noch den letzten Verſuch mit verdop-

i) Manibus aequis abscessum, ſagt Tacitus ſelbſt L. I. Annal. C. 63. pag. 72.

doppelten Kräften wagen, um, wo es immer möglich ſeyn würde, ſein Vorhaben, noch ehe er Deutſchland verließe, durchzuſetzen. Er ließ daher bis tauſend Schiffe bauen, um das ganze Heer mit mehrerer Geſchwindigkeit an Ort und Stelle zu bringen. Dieſes geſchah, da er ſchon den Befehl in der Taſche hatte, nach Rom zu kommen. Der darauf erfolgte Feldzug war der blutigſte zwiſchen den Römern und Deutſchen. Die von dem Arminius commandirten Deutſchen mußten in zweyen Treffen das Feld räumen. Sie und ihre Feldherren thaten zwar alles, was man von tapfern Leuten fodern konnte; allein, die Ungleichheit der Waffen, die beſſere Kriegszucht entſchieden endlich zum Vortheil der Römer. Deſſen ungeachtet aber konnten dieſe noch immer keinen feſten Fuß in Deutſchland ſetzen. Sie getrauten ſich nicht einmahl den Rückzug zu Lande zu nehmen. Germanicus ſchiffte die ganze Armee ein; und hier that der Himmel, was die Deutſchen nicht ausrichten konnten. Die Flotte war auf dem Punct, durch einen heftigen Sturm mit der ganzen Armee zernichtet zu werden. Die Schiffe waren aus einander geſchlagen; die des Deutſchen Meeres unkundigen Schiffleute konnten nichts anders, als ſich den Winden und Wellen überlaſſen; niemand wußte mehr von dem andern, als endlich die Stürme ſich legten, und die Schiffe, die nicht von dem Meere verſchlungen waren, nach und nach in ſehr elendem Zuſtande das Geſtade erreichten. Germanicus wollte ſich aus Verzweiflung das Leben nehmen, ſo ſehr ſchmerzte ihn der Verluſt ſo vieler tapferen Männer. Und nun war er doppelt ſchuldig vor den Augen des Tiber, welcher ihm mit Recht beykommen konnte, wenn er wollte. Allein, der ſchlaue Kaiſer, dem das Unglück des Germanicus beſſer gefiel, als deſſen Glück, ſah ſich durch alles gerächet, was

den Germanicus in den Augen des Volkes verkleinern konnte, und war einer der erſten, der ihn tröſtete; er ſolle nur ſeine Rückreiſe beſchleunigen, ſchrieb er ihm, die Ehre der Römer ſey hergeſtellt, und das beſte ſey, daß man die Deutſchen ihren innern Uneinigkeiten überlaſſe, wodurch ſie ſich unter einander endlich ſelbſt aufreiben würden.

Dieſes Syſtem des Tiber ward auch in folgenden Zeiten meiſtens beybehalten. Für einen Feind iſt es freylich ein angenehmes Spectakel, wenn er nur einen Zuſchauer abgeben darf, da ſich ſeine Gegner die Hälſe brechen. Allein, die innerlichen Kriege erhalten auch Muth und Tapferkeit unter einem Volke, und über kurz oder lang iſt doch zu beſorgen, daß ſich die verſchiedenen Partheyen gegen einen dritten vereinigen, und ſich für den Schaden bezahlt machen, den ſie ſich unter einander zugefügt. Der Kaiſer Claudius that noch mehr. Die Römer hatten noch immer dieſſeits des Rheins ihre durch Wälle, Gräben, Palliſaden, Caſtelle und andere Verſchanzungen befeſtigte Gränzen, auf die Art, wie man in unſern Zeiten die Linien angelegt hat. Dieſe Gränzen befahl er zu verlaſſen, und zog alle Beſatzungen hinter den Rhein zurück, der nun als die Schutzwehre gegen die Deutſchen dienen ſollte. So unerfahren die Deutſchen in Staatsſachen waren, mußten ſie doch bald daraus abnehmen, daß man von Römiſcher Seite die Gedanken habe fahren laſſen, Deutſchland zu überwältigen; ein gefährliches Geſtändniß bey einem ſolchen Nachbar, der feſt entſchloſſen iſt, die Waffen nie aus den Händen zu legen; woraus nothwendig folget, entweder ſelbigen zu überwinden, oder von ihm überwunden zu werden. Da die Römer ſelbſt auf das erſte Verzicht thaten; ſo entſchloßen ſie ſich ſchon

ſtill=

ſtillſchweigend zu dem zweyten. Der dem Kaiſer Claudius an Tapferkeit und Einſicht weit überlegene Trajan ſuchte deßwegen die Gränzen, wenigſtens am Oberrhein, in Deutſchland ſelbſt hinein zu rücken.

Was unſern Arminius betrifft, ſo ſuchte er, nachdem von den Römern nichts mehr zu befürchten war, ſein Vaterland auch von den innerlichen Tyrannen zu befreyen. Der berühmte Marbod, gleichwie er ſein Volk an die Römiſchen Kriegsübungen gewöhnte, ſo ließ er ſich auch zuletzt beyfallen, eben ſo unumſchränkt, als ein Römiſcher Kaiſer, daſſelbe beherrſchen zu wollen, wodurch er ſich bey den Seinigen ſo wohl, als den übrigen Deutſchen Nationen gehäſſig machte. Arminius, an der Spitze derſelben, griff ihn an, und nöthigte ihn ſein Land zu verlaſſen; worauf er ſeine Zuflucht zu den Römern, denen er ſo lang ein Schrecken geweſen, nehmen mußte. Arminius aber ſelbſt gerieth endlich in Verdacht der Tyranney, und wurde in einem Aufſtande der Seinigen durch Liſt ſeiner eigenen Verwandten aus dem Wege geräumt; Er, der unſtreitig der Wiederherſteller der Deutſchen Freyheit geweſen. Mit ihm fiel auch der Ruf ſeiner Landsleute, der Cherusker, welche von den Chatten, ihren Nachbarn, ſo gedemüthiget wurden, daß man ſie zu des Tacitus Zeiten für feig und albern, ihre Sieger hingegen für weiſe und tapfer hielt.

Siebentes Kapitel.

Veränderung in Deutſchland. Der Bataviſche und Markmänniſche Krieg mit ihren Folgen.

Die Römer hatten auf ihrer Seite die Eroberungsgedanken abgelegt, und die Deutſchen nahmen ſie an. Durch den großen Sieg über den Varus, und durch den tapfern Widerſtand, den ſie dem Germanicus geleiſtet, war indeſſen der Ruhm ihrer Tapferkeit ungemein geſtiegen, der Römiſche aber in eben dem Maße geſunken. Die Nation, von der man, da ſie noch im Wachſen war, eben ſo viele Eroberungen, als Kriege ſah, konnte, da ſie ihre größte Stärke erreicht hatte, nicht einmahl die unter ſich ſelbſt uneinige Nation der Deutſchen bezwingen. Das muthige Betragen der letztern flößte Herz und Freyheitsgedanken auch ſo gar denen ein, die bereits an die Römiſche Herrſchaft gewöhnt waren.

Unter andern hatten ſich die Bataver, die einen Theil des heutigen Holland bewohnten, ſchon lange Zeit an die Römer gehalten, und denſelben mit Mannſchaft auch gegen ihre eigenen Landsleute, die Deutſchen, Beyſtand geleiſtet, wofür ſie von den Römern, die von jeher im Brauche gehabt mit Worten, oder nichts bedeutenden Kleinigkeiten, denen ſie einen großen Werth beylegten, zu bezahlen, den Ehrennahmen der Verbundenen (ſociorum) und Brüder erhalten. Für dieſe Ehre genoßen ſie des Rechtes, ihr Blut zum Beſten der Römer, ſo viel und ſo oft

ſie wollten, zu verſpritzen; und wenn ſie es allenfalls nicht gern thaten, wurden ſie dazu gezwungen.

Die Römer gingen noch weiter. Sie hoben ſelbſt für ihre Cohorten und Legionen die beſte Mannſchaft zu Recruten aus; denn damahls ſchon beſtanden ſelbige nicht mehr aus den alten Marſen, Apuliern, oder andern Italieniſchen Völkern, die ſo viele Proben der Tapferkeit abgelegt hatten. Je mehr ſich der Krieg von Italien entfernte, deſto weniger mochten die Italiener vom Kriege hören. Das ſchlimmſte, was ihnen begegnen konnte, war, daß ſie ihre angenehmen Gegenden mit entfernten Ländern, und beſonders dem ſo ſehr verrufenen Deutſchland vertauſchen ſollten. Wir haben erſt gehört, was Auguſt für Mühe gehabt, nur einige Mannſchaft in Italien aufzubringen. Es wurde alſo bey den Römern zur Regel, ihre Heere aus den Provinzen ſelbſt, wo ſie ſtanden, zu recrutiren. Auch Feinde ſo gar, beſonders Deutſche, wenn ſie ihnen im Kriege in die Hände fielen, ſteckten ſie unter, oder bedungen ſich bey Friedensſchlüſſen eine gewiſſe Anzahl junger Mannſchaft aus.

Dieſe Einrichtung konnte nicht die beſten Folgen haben. Es war nicht wohl möglich, Leute von ſo verſchiedenen Nationen, und zum Theil ſo rohen und unbändigen Sitten, in dem Zwange zu erhalten, den die Römiſche Kriegsdiſciplin erfoderte; und hierin liegt eine der Haupturſachen ihres allmähligen Verfalles. Dieſe Leute hatten nicht die geringſte Vaterlandsliebe. Die wenigſten hatten Italien, und noch wenigere Rom geſehen, deſſen Wohl oder Wehe ihre letzte Sorge war. Das einzige, was in ihnen Muth und Tapferkeit unterhalten konnte, war der

den Römiſchen Legionen eigene Stolz und Geiſt (Eſprit de Corps), welchen nach und nach auch diejenigen einſogen, die ſo wohl wider Willen, als freywillig ihnen einverleibt wurden. Das letzte, was noch einen Einfluß auf ſie hatte, war das Vertrauen und die Liebe zu ihren Feldherren; dieſe waren aber nicht lauter Patrioten, lauter tapfere, des Kriegsweſens verſtändige, oder ſtrenge Zucht liebende Männer. Der Hof ſuchte oft mit Fleiß ſolche heraus, deren Talente ihm keinen Verdacht machen konnten. Daher geſchah es meiſtens, daß, was einer aufgerichtet, der andere wieder zuſammen fallen ließ; und endlich war vollends alles verdorben, da die Heere nach dem Abgang der Familie der Cäſarn das große Geheimniß des Römiſchen Reichs gefunden, daß ſie Kaiſer machen und abſetzen konnten; eine Sache, welche ſie ihren Feldherren ſo wohl, als Monarchen furchtbar machte, inſonderheit aber den erſten Anlaß gab, durch die niederträchtigſten Mittel ſich die Gunſt der Soldaten zu erwerben.

Bey den Provinzen erweckten dieſe Anſtalten theils Verachtung, theils Haß gegen die Römer. Man verachtete, oder konnte doch nicht beſonders ehren, die man ſo ausgeartet ſah; und haßte ſie, weil ſie ihre Eroberungen auf Unkoſten der Provinzen machten, den Nutzen aber und Ehre für ſich behielten. Sie ſollten nur betrachten, ſagte Julius Sacrovir den Galliern, " wie arm Italien, wie „ muthlos das Volk zu Rom ſey; in den Römiſchen „ Kriegsheeren, was nur immer Achtung verdiene, „ ſeyen Ausländer " 1). Claudius Civilis ermunterte

1) Quam inops Italia, quam imbellis vrbana plebs, nihil validum in exercitibus, niſi quod externum cogitarent. TACITVS *Annal.* L. 3. cap. 40. pag. 221.

terte auf die nähmliche Art die Bataver gegen die Römer: " Die Provinzen, ſagt er, würden durch " das Blut der Provinzen, nicht durch Römiſches " erobert " m). Der edle Britte, Galgacus, redete auf eben die Art mit ſeinen Landesleuten: " Die " Römer, ſagte er, befeſtigten ihre Herrſchaft durch " das Blut der Gallier, Deutſchen, und Britten, " nicht durch ihres; ſolche Kriegsheere aber, die " aus ſo verſchiedenen Nationen beſtünden, könnten " unmöglich von einer Dauer ſeyn " n). Selbſt die Italieniſchen Völker hatten ſich ſchon lange vorher gegen die Römer empört, und den ſo genannten Krieg der Bundesgenoſſen (bellum ſociale) erregt; entweder ſollten die Römer, ſagten ſie, ihnen gleiche Rechte zugeſtehen, oder ihre Eroberungen auf eigene Koſten machen.

Das ſchlimmſte war noch, daß die an ſich ſchon beſchwerliche Recruten-Aushebung meiſtens mit andern Ausſchweifungen verknüpft war. Tacitus ſelbſt gibt uns Nachricht, wie diejenigen, welche dieſes Geſchäft beſorgten, bey dieſen Umſtänden mit den Batavern umgegangen. Sie wählten mit Fleiß alte und ſchwächliche Leute, damit ſie nur durch die Loskaufung derſelben Geld erpreſſeten; mit jungen trieben

m) Prouinciarum ſanguine provincias vinci. TACITVS *in Veſpaſ.* Lib. IV. Hiſtor. Cap. 17. pag. 296.

n) Noſtris illi diſſenſionibus ac diſcordiis clari vitia hoſtium in gloriam exercitus ſui vertunt: quem contractum ex diverſiſſimis gentibus, vt ſecundæ res tenent, ita adverſae diſſoluent, niſi ſi Gallos & Germanos. & pudet dictu Britannorumque pleroſque *dominationi alienae ſanguinem commodantes*, diutius tamen hoſtes, quam ſeruos, fide & affectu teneri putatis. TACITVS *in Agricola.* cap. 32

ben ſie den ſchändlichſten Muthwillen. Dieſes gab endlich zu einem blutigen Kriege Anlaß. Claudius Civilis, ein edler Bataver, ſtellte ſich an die Spitze ſeines Volkes, um es wegen der bisherigen Unterdrückungen zu rächen. Er hielt demſelben die Römiſchen Bedrückungen, die es ohnehin ſchon genug fühlte, vor Augen; beredete es, das Römiſche Joch abzuſchütteln, und vereinigte ſogleich das Werk mit den Entſchließungen. In kurzer Zeit waren die Römer aus der ganzen Inſel verjagt. Aber Civilis, nicht zufrieden mit der Freyheit ſeines Vaterlandes, wollte auch den ganzen Rheinſtrom, und Gallien ſelbſt, wenn es mitwirkte, ſeiner Feſſel entledigen. Zu dieſem Ende verließ er die Inſel, und machte Mine den Rhein herauf zu gehen. Der Römiſche Feldherr Hordeonius Flaccus, der an dem Oberrhein commandirte, ſchickte ihm zwar einige Truppen entgegen; allein, Civilis rückte ihnen unerſchrocken unter das Geſicht, und ſtellte ſich in Schlachtordnung. Neben ſich ließ er die bereits erbeuteten Römiſchen Feldzeichen halten, den Römern zum Schrecken, und den Seinigen zur Erinnerung an ihre bisherige Tapferkeit, hinter ſich aber ſeine Mutter, Schweſtern, nebſt den Weibern und Kindern der Streitenden, als die kräftigſten Antriebe zum Sieg, und den Uiberwundenen zur Schande; und in dieſer Stellung trug er einen vollkommenen Sieg davon. Kaum hatte ein Theil des Römiſchen Heeres Zeit genug, in das bey Xanten verſchanzte Lager, Caſtra vetera genannt, zu entfliehen.

Einige Bataviſche in Römiſchen Dienſten ſtehende Cohorten waren eben auf dem Wege nach Italien begriffen, wohin ſie Vitellius beordret hatte. Civilis meldete ihnen ſeinen Sieg, und ermahnte ſie zu ihm

zu

zu ſtoßen. Dieſe ließen ſich ſeinen Vorſchlag gefallen. Damit ſie aber einige Urſache hätten, die Römiſchen Dienſte zu verlaſſen, machten ſie ſo übertriebene Foderungen an den Hordeonius, daß ſie zuvor ſchon wußten, er wolle und könne ſie nicht erfüllen. Bald darauf, da ſie keine entſcheidende Antwort erhielten, gingen ſie zurück, ſchlugen ſich zu Bonn, wo ſie Herennius Gallus mit einigen Römiſchen Truppen aufhalten wollte, mit großem Verluſt der Römer durch, und kamen glücklich zum Civilis.

Da indeſſen auch eine Menge Deutſcher Völker bey dem Civilis angelanget war, ſah er ſich nun mit einem Heer umgeben, das jedem Feinde, und vielmehr den Römern in ihren mißlichen Umſtänden, da die beſten Truppen entfernt, und Italien durch den bürgerlichen Krieg in volle Flammen geſetzt war, Furcht einjagen konnte. Civilis hatte eben den Zeitpunct gewählt, da ſich Otho, Vitellius, und Veſpaſian um das Kaiſerthum ſchlugen. Um ſich aber auf alle Fälle einen Hinterhalt zu verſchaffen, ließ er ſeine Leute dem Veſpaſian ſchwören, damit es das Anſehen hätte, er thäte alles auf Befehl deſſelben. An die nach Xanten entwichenen Römer machte er die nähmliche Foderung. Dieſe antworteten, ſie brauchten nicht erſt von einem Verräther ihre Schuldigkeit zu lernen, der, anſtatt den Römern Geſetze vorſchreiben zu wollen, ſich auf die ihm gebührende Strafe gefaßt machen ſolle. Civilis, über dieſe trotzige Antwort erzürnt, ging mit ſeinen Batavern und Deutſchen Hilfstruppen auf Xanten los. Jede Nation hatte ihre eigenen Feldzeichen; die Bataver Römiſche, die Deutſchen ihre gewöhnlichen Bildniſſe der wilden Thiere, um den Römern zu zeigen, daß ſie ſo wohl auf Römiſche, als auf Deutſche

Art zu fechten gelernt. Zur nähmlichen Zeit ließ Civilis ſeine Flotte den Rhein herauf gegen Xanten ſegeln, um den Römern deſto mehr Schrecken einzujagen. Letztere hatten ſich ſo gut verſchanzt, als ſie konnten. Nur war das Lager, welches für zwey Legionen bey ſeiner erſten Anlage beſtimmt war, für fünf tauſend Mann, denn höher beliefen ſie ſich nicht, zu weitläufig; auch hatte man mit dem Proviant nicht ordentlich und ſparſam hausgehalten, ſo daß der Platz leicht durch Hunger hätte können bezwungen werden. Eine gewaltſame Eroberung aber war mehr nach dem Geſchmacke der Deutſchen, und Civilis mußte auch wider Willen den Deutſchen Hilfsvölkern hierin nachgeben. Jede Nation ſtellte ſich beſonders, damit ihre Heldenthaten um ſo beſſer könnten unterſchieden werden. Der erſte Angriff geſchah von weiten; als aber ihre Wurfſpieße an den Thürmen und Wällen wenig ausrichteten, ſetzten einige die Leitern an, andere ſuchten ſonſt auf den Wall zu kommen, wurden aber von den Römern abgetrieben. Sie brachten ſo gar Maſchinen herbey, die ſie von den Gefangenen verfertigen gelernt; aber auch dieſe wurden von den Römern durch Steine und Feuer zernichtet. Endlich mußten ſie ſich das gefallen laſſen, wozu Civilis gleich Anfangs gerathen, nähmlich anſtatt der Gewalt die Zeit abzuwarten.

Niemand war bey dieſen Umſtänden in größerer Verlegenheit, als Hordeonius, ein von Natur unſchlüſſiger Mann, der durch das Alter noch zaghafter geworden. Er ſelbſt mit den vornehmſten Officieren war dem Veſpaſian geneigt; hingegen die gemeinen Soldaten dem Vitellius. Die Geſinnungen des Hordeonius konnten dieſen nicht lange verborgen bleiben. Durch ſein Zaudern lud er gar den Ver-

dacht

dacht auf ſich, als wenn er es heimlich mit dem Civilis hielte, als der ſich auch für den Veſpaſian erklärt hatte. Da er ſich bald darauf gegen den Civilis in den Marſch ſetzte, fand er an ſeinen Soldaten ärgere Feinde, als an dem Civilis. Dieſe empörten ſich öffentlich, nahmen ihm das Commando, gaben es eigenmächtig dem Dillius Vocula, und brachten ihn endlich gar ums Leben; bald darauf mußte auch ihr neu erwählter Feldherr Vocula ſein Leben mit der Flucht retten. In dieſer Verwirrung war es dem Civilis leicht ſeine Abſichten auszuführen.

In Italien hatte zwar die Parthey des Veſpaſian durch den Sieg bey Cremona bereits das Uibergewicht, und alles verkündigte ein baldiges Ende des bürgerlichen Krieges; am Rhein aber wurden die Sachen immer ſchlimmer. Die Gallier dachten nunmehr ernſtlich an ihre alte Freyheit; und ſie hätten ſelbe auch erhalten können, wenn ihre Gemüther nicht durch die lange Dienſtbarkeit zu ſehr niedergeſchlagen, oder durch Uneinigkeiten getrennt geweſen wären. Allein, anſtatt ſich in die gehörige Verfaſſung zu ſetzen, ſtritten ſie unter einander, welches Volk bey der neuen Einrichtung am meiſten zu ſagen haben, und welche Stadt die Hauptſtadt des neuen Reiches werden ſollte. A.C. 69

Civilis hingegen ſetzte ſein angefangenes Werk mit deſto größerem Nachdrucke fort. Nichts machte ihm mehr Ehre, als die Ergebung der in dem Lager bey Xanten eingeſchloſſenen Römer. Civilis gefiel ſich ſo ſehr nach dieſer That, daß er nun glaubte, ſeines zu Anfange des Kriegs gethanen Gelübdes,

Haar und Bart nicht eher abzuſchneiden, als bis er etwas großes würde verrichtet haben, entlediget zu ſeyn. Von den übrigen Beſatzungen am Rhein war nichts mehr übrig, indem die meiſten Soldaten freywillig zu den Galliern übertreten waren. Die Deutſchen beſchäftigten ſich daher aus allen Kräften, alle am Rhein angelegte Caſtelle und Feſtungen, woran die Römer ſo lange Zeit gearbeitet hatten, niederzureiſſen. Mainz und Vindoniſſa allein ließen ſie ſtehen; vielleicht, weil die Mauern und Feſtungswerke des erſtern zu ſtark waren, als daß ſie leicht hätten können abgebrochen werden.

Der Rheinſtrom war nun ſo frey als zuvor, da noch kein Römer in dieſe Gegenden gekommen war. Die Sache bekam aber bald eine andere Wendung. Kaum war die Ruhe in Italien gänzlich hergeſtellt, als die Römer ihre erſte Sorge ſeyn ließen, ſich wieder in ihr voriges Anſehen am Rheinſtrom zu ſetzen. Petilius Cerealis mußte alsbald den Marſch mit friſchen Truppen dahin antreten. Aus Britannien ſo gar und Spanien wurde ihm, was man immer an Soldaten entbehren konnte, zur Verſtärkung beygegeben. Cerealis beſchleunigte ſeinen Marſch, ſo viel er konnte. Unter den Galliern ſetzten ſich ihm die einzigen Trevirer (Trierer) auf dem Wege entgegen, wurden aber zweymahl geſchlagen; worauf ſich Gallien theils wieder den Römern unterwarf, theils zu dem Civilis ſtieß. Diejenigen Gallier, die das letztere erwählt hatten, drangen nun aus allen Kräften in ihn, einen Angriff gegen die Römer zu wagen. So ſehr dieſes dem Civilis mißfiel, ſo mußte er doch, um ſeine Bundsgenoſſen bey gutem Willen zu erhalten, nachgeben. Alles was er dabey thun konnte, beſtand darin, die Römer ſo unverſeh-

ens

ens zu überfallen, daß Cerealis durch den nähmlichen Bothen die Nachricht von dem Gefechte, und der Flucht der Seinigen erhielt. Er faßte ſich aber dennoch, eilte herbey, und brachte ſie wieder in Ordnung; und nachdem die Deutſchen ſich zu bald auf das Plündern begeben hatten, nöthigte er den Civilis gar zum Weichen. Einige Vortheile, die bald hierauf Civilis gegen ſeine Feinde erhielt, machten, daß er dieſen Verluſt wieder vergaß. Ein Theil ſeiner Leute ſchlug die Römiſche Flotte auf dem Rhein, ein anderer die Nervier, die den Römern zu Hilfe eilten. Claſſicus aber einer der vornehmſten Trierer, der ſich mit dem Civilis vereinigt hatte, jagte bey Neuß einen Theil der Römiſchen Reiterey in die Flucht.

Civilis ſelbſt bekam indeſſen friſche Hilfsvölker aus Deutſchland, und ſetzte ſich bey Xanten. Um mehr gegen den Feind gedeckt zu ſeyn, ließ er einen Damm in den Rhein ſchlagen, damit ein Theil des Fluſſes die vor ſeinem Lager liegenden Felder überſchwemmete. Der Muth der Soldaten von beyden Seiten war ſo groß, daß ſie auch mitten im Waſſer oft an einander geriethen, wobey die Deutſchen wegen ihrer leichten Kleidung, und Fertigkeit im Schwimmen den Römern meiſtens überlegen waren. Dieſe kleinen Gefechte machten die Gemüther vielmehr begierig, ihre Kräfte in einem Haupttreffen gegen einander zu verſuchen, als daß etwas entſcheidendes dadurch ausgemacht wurde. Ihr Verlangen ward bald erfüllt, von beyden Theilen aber ſo geſtritten, daß der Sieg zweifelhaft blieb, bis ein Bataviſcher Uiberläufer den Römern einen Ort zeigte, wo ſie den Deutſchen in den Rücken kommen konnten

ten. Da Cerealis ungeſäumt Gebrauch davon machte, kamen die Deutſchen in Verwirrung, und mußten den Römern das Feld überlaſſen. Civilis zog ſich hierauf über den Rhein in die Bataviſche Inſel zurück, überfiel aber von dort aus die Römer einigemahl; und faſt hätte er den Cerealis ſelbſt in die Hände bekommen, wenn ſolcher nicht die Nacht außer dem Lager bey einer Buhlſchaft zugebracht hätte. Cerealis folgte endlich mit ſeinen Römern dem Civilis, und ſetzte gleichfalls in die Bataviſche Inſel über. Da aber dieſe durch viele Regen faſt ganz mit Waſſer bedeckt war, die Römer weder Flotte noch Zufuhr hatten, und ihr Lager ſelbſt bedroht wurde von dem Rhein überſchwemmt zu werden, ſo waren faſt alle Früchte der bisherigen Siege verſchwunden. Einige hielten den Cerealis ſchon für verloren, und die Deutſchen Hilfstruppen brannten vor Begierde ihn in dieſer ſchlimmen Lage anzugreifen; Civilis wollte aber ſein und ſeiner Landsleute, der Bataver, Glück nicht auf die Spitze ſetzen, da der Feind einmahl ſo nahe war. Vielmehr bediente er ſich der Zeitumſtände, um mit Ehren aus dem ganzen Handel zu kommen. Die Römer waren gleichfalls des Krieges ſo müde, daß ſie gern die Hände zum Frieden bothen, welcher, man weiß nicht auf was für Bedingungen, erfolgte; indem des Tacitus Schriften, worin das Ende des Kriegs beſchrieben, verloren gegangen ſind. Die Bataver erneuerten ihre Bündniſſe mit den Römern; dieſe aber hatten nun gelernt ihnen mit mehr Achtung zu begegnen, da ſie geſehen, wie viel auch eine einzige, nicht ſonderlich zahlreiche Deutſche Nation vermochte.

Dieſer Krieg gehört zwar nicht eigentlich zu den Deutſchen, weil nur eine kleine Deutſche Nation die Hauptperſon dabey vorſtellte, und die übrigen Nationen dieſſeits des Rheins nur als Hilfsvölker dabey erſchienen; er hatte aber doch einen ſehr großen Einfluß auf das Deutſche Syſtem, und ihre ganze Denkungsart. Der Gedanke wurzelte immer tiefer bey ihnen ein, daß die Römer könnten überwunden werden, wenn man nur wollte; und daß diejenigen Nationen, die unter ihrer Dienſtbarkeit lebten, aus eigener Schuld in dieſem Stande ſeyen. Die Furcht, die Germanicus nach der Varianiſchen Niederlage ihnen eingejagt hatte, verſchwand vollends, und Freyheit war jetzt um ſo mehr die Lieblings-Idee der Nation, weil man ſich ſtärker als jemahls derſelben geſichert zu ſeyn glaubte. Man findet wenig Spuren mehr, daß auch diejenigen Nationen dieſſeits des Rheins, die ſonſt gern Bündniſſe mit den Römern unterhalten haben, dieſelben fortgeſetzt. Vielmehr ward die Freundſchaft mit ihnen als ein Verbrechen angerechnet. Chariomer, der König der Cherusker, wurde bloß aus dieſer Urſache von den Chatten verjagt, weil er ein Freund der Römer war, ohne daß ihm dieſe helfen konnten.

Die Römer wagten auch nichts gegen die dieſſeitigen Deutſchen Völker, die mit in den Bataviſchen Krieg verwickelt geweſen, ſondern hielten feſt über ihr einmahl angenommenes Vertheidigungsſyſtem. Die Deutſchen ſetzten ihre Streifereyen über den Rhein mit mehrerer Heftigkeit fort, als zuvor, wovon die Gallier meiſtens die Reiſekoſten zahlen mußten, die Römer ſich den Sieg zueigneten, weil doch ihre Feinde zuletzt den Rückzug nahmen; die Deutſchen hingegen mit Beute, oft mit blutigen Köp-

ſen nach Hauſe kamen. Ammian Marcellin vergleicht ſie daher mit den wilden Thieren in einem Walde, welche, aller Sorgfalt ungeachtet, Mittel und Wege finden heraus zu brechen.

Das einzige Mittel, auf eine Zeit lang Ruhe zu erhalten, war, dasjenige freywillig geben, was ſie mit Gewalt ſuchten. So ſchimpflich es für die Römer war, den Frieden mit Geld zu erkaufen: ſo mußten ſie ſich dieſes dennoch gefallen laſſen. Wie weit es bereits zu des Kaiſers Trajanus Zeiten damit gekommen, lehrt uns eine Stelle aus der berühmten Lobrede des jüngern Plinius o) an dieſen Kaiſer, die ich hierher ſetzen will. " Nun ſagt er, „ hat ſich Furcht, Schrecken und Biegſamkeit unter „ Römiſche Befehle wieder bey dieſen Völkern eingefun-

o) PANEGYR c. 12. pag. 301. At nunc rediit omnibus terror, et metus, et votum imperata faciendi. Vident enim Romanum Ducem vnum ex illis veteribus, et priſcis, quibus imperatorium nomen addebant contecti caedibus campi, et infecta victoriis maria. Accipimus obſides ergo, non emimus; nec ingentibus damnis immenſisque muneribus paciſcimur, vt vicerimus: rogant, ſupplicant: largimur, negamus, vtrumque ex imperii maieſtate. Agunt gratias, qui impetrauerunt: non audent queri, quibus negatum eſt. An audeant, qui ſciant, te adſediſſe ferociſſimis populis eo ipſo tempore, quod amiciſſimum illis, difficillimum nobis, quum Danubius ripas gelu iungit, duratusque glacie ingentia tergo bella transportat: quum feræ gentes non telis magis, quum ſuo coelo, ſuo ſidere armantur. Sed vbi in proximo tu, non ſecus, ac ſi mutatae temporum vices eſſent, illi quidem latibulis ſuis clauſi tenebantur, noſtra agmina percurſare ripas, et aliena occaſione, ſi permitteres, vti, vltroque hiemem ſuam barbaris inferre gaudebant.

„ gefunden. Denn ſie ſehen an der Spitze des „ Römiſchen Reichs einen aus jenen Alten, dem die „ mit Leichen beſäeten Felder, und mit Blut ge„ färbten Meere den Nahmen eines Feldherrn zu„ wege gebracht haben. Jetzt kaufen wir die Gei„ ſel nicht, ſondern wir bekommen ſie; auch erhan„ deln wir das Blendwerk eines Sieges nicht durch „ großen Schaden, und unermeßliche Verehrungen. „ Sie ſuchen, Sie bitten; Wir geben, oder verſagen, „ nachdem es die Würde des Reichs fodert. Die„ jenigen, die erhalten haben, was ſie begehret, „ danken, die nicht, getrauen ſich nicht zu murren. „ Und wie ſollen ſie es ſich getrauen, ſie, die da „ wiſſen, daß du deinen Poſten nicht verlaſſen haſt „ auch zu der Zeit, welche für ſie die angemeſſen„ ſte, für uns die beſchwerlichſte iſt, da die Kälte „ durch das Eis die Ufer der Donau an einander „ kettet, und die Donau auf ihrem gefrornen Rücken „ große Kriegsheere in unſre Provinzen überſetzt; „ da die wilden Völker mehr durch ihren Himmel „ und Witterung bewaffnet ſind, als durch Spieße. „ So lange aber du in der Nähe wareſt, hielten „ ſie ſich in ihren Schlupfwinkeln eingeſchloſſen, als „ wenn ſich die Zeiten geändert hätten; hingegen „ ſtreiften unſre Truppen an den Ufern herum, und „ hätten ſich nach Art der Barbaren der Donau „ bedient, in ihre Länder einzufallen, wenn du es „ für rathſam befunden hätteſt.“ Hieraus ſehen wir zugleich, daß es an der Donau eben die Beſchaffenheit hatte, wie an dem Rhein, und daß der Winter, da dieſe Flüſſe zufroren, die Zeit war, welche ſich die Deutſchen zu ihrem Vorhaben hauptſächlich ausſahen.

Man gibt auch nicht ohne Grund dieſe Zeit nach dem Bataviſchen Kriege als die Epoche an, wo in Deutſchland jene große Völkervereinigungen, die den endlichen Umſturz des Römiſchen Reichs verurſachet haben, entſtanden ſind. Die Deutſchen begriffen zuletzt, daß ſie mehr gegen die Römer zu unternehmen im Stande ſeyn würden, als bloße Streifereyen, wenn ſie nur ihre Kräfte zuſammen ſetzten, und ſolche gegen den gemeinſchaftlichen Feind gebrauchten, an ſtatt ſich unter einander ſelber aufzureiben. Und von dieſer Zeit an werden wir nicht mehr einzelne, ſondern mehrere unter einem allgemeinen Nahmen verbundene Völker auftreten ſehen, die das Römiſche Reich nicht nur an den Gränzen beſchädigen, ſondern auch in ſeinen innern Theilen erſchüttern. Das erſte Beyſpiel davon gibt uns der A. Ch. 166. berühmte Markmänniſche Krieg, in welchem alle Völker, die von Pannonien an längs der Donau bis an den Norgdau wohnten, die Markmänner, Quaden, Hermundurer, nebſt andern hinter dieſen verſteckten, uns zum Theil unbekannten, eingeflochten geweſen. Ein Römiſcher Geſchichtſchreiber ſagt, daß man ſich desgleichen bey keinem Menſchenalter erinnern könne p). Es kann auch ſeyn, daß mehrere dieſer Nationen wider ihren Willen in dieſen Krieg verwickelt worden ſind; weil ſie nähmlich, von andern verdränget, keinen Ausweg vor ſich hatten, als die Römiſchen Provinzen. Da ſie nun in dieſe nicht aufgenommen wurden, mußten ſie Feinde der Römer werden.

Eine

p) IVLIVS CAPIT. *In Marco*. pag. 145.

Eine Probe der Römiſchen Furcht hat uns der berühmte Philoſoph und Spötter Lucian hinterlaſſen. q). In Aſien hatte ſich ein Betrüger, Alexander mit Nahmen, hervorgethan, der durch ſeine Ränke, und eine zahm gemachte Schlange, die er bey ſich führte, ganz klein Aſien ſo ſehr betäubte, daß er durchgehends für einen Propheten und Wundermann, von einigen aber für den Aeſculap gehalten wurde. Er brachte es endlich ſo weit, daß er ſich nicht allein einen vertrauten Umgang mit dem Rutilian, einem der angeſehenſten Römer, ſondern auch den Zutritt in den kaiſerlichen Pallaſt verſchaffte. Als er unter andern über den Markmänniſchen Krieg befragt wurde: befahl er, man ſollte zwey Löwen, mit Spezereyen und riechenden Kräutern beladen, über die Donau in des Feindes Land ſchwimmen laſſen; dann würde Sieg und Friede erfolgen. Die Deutſchen, die dieſe Löwen für Hunde, oder fremde Wölfe hielten, ſchlugen ſie todt, und kurz darauf zwanzig tauſend Römer noch dazu. Der Betrüger gebrauchte die kahle Entſchuldigung, daß zwar das Orakel den Sieg verſprochen, ohne jedoch zu erklären, ob ihn die Römer oder Deutſchen davon tragen würden.

Zur Zeit dieſes Kriegs hatten die Römer noch das Unglück, daß eine grauſame Peſt viele Menſchen wegraffte. Der Kaiſer ward daher gezwungen, Knechte, Fechter, und was man immer von Leuten auftreiben konnte, bey der Armee unterzuſtecken. So gar eine Bande Straßenräuber aus Dardanien ward in Dienſte genommen. Da der Krieg auch vielen Aufwand erfoderte, M. Aurelius aber ſein Volk nicht mit neuen Auflagen beſchweren

 wollte,

q) LVCIANVS in Pſeudomante. pag. 746.

wollte: ließ er durch eine öffentliche Verſteigerung alle Koſtbarkeiten des kaiſerlichen Schatzes an Juwelen, Gemählden von großen Meiſtern, Gold- und Silbergeſchirr verkaufen.

Von den beſondern Umſtänden des Krieges wiſſen wir wenig; indem M. Aurelius, der die Römer in Perſon commandirte, mehr darauf bedacht geweſen, uns die Geſchichte ſeines Herzens, als ſeiner Kriege zu hinterlaſſen r). Nach den Münzen und andern Denkmählern zu urtheilen, hat Marcus mehrere Siege davon getragen, zuletzt auch eher Bedingungen vorgeſchrieben, als angenommen. Doch haben die Römer dabey empfindliche Stöße bekommen. Der Präfectus Prätorio, Furius Victorinus, und mit ihm ein Theil des Krigsheers ging verloren; auch wurde der Römiſche General, M. Vindex, überwunden, und gar umgebracht. Viele edle Römer nebſt einer Menge von andern Nationen fanden ihren Untergang dabey. Dem Marcus ſelbſt riethen ſeine Freunde, ſeiner Sicherheit wegen zu Rom zu bleiben; allein, er war unbeweglich.

Nichts von dem ganzen Kriege iſt merkwürdiger, als das, was ſich mit den Quaden zugetragen hat. Sie hatten den Kaiſer in eine dürre unfruchtbare Gegend gelockt, wo ſie ihn umringeten, und durch Hunger und Durſt aufzureiben ſuchten. Die Noth war bereits bey den Römern ſo hoch geſtiegen, daß ſie weder Kräfte genug zum Fechten, noch zum Marſchiren hatten. Auf einmahl kam ein Regen mit Donner

r) Aus der Stelle ſeiner Bücher de ſe ipſo: *Hæc apud Quados ad Granuam*, läßt ſich allerdings ſchließen, daß er während dieſes Kriegs daran gearbeitet habe.

ner vermiſcht, der ſie erquickte und aufs neue belebte. Sie griffen zu den Waffen, fingen mit den Schilden und Helmen das Waſſer auf, und ſtritten zugleich gegen den Feind, jagten ihn in die Flucht, und riefen den Marcus Aurelius wegen dieſes Siegs zum ſiebentenmahl als Imperator aus. Die Heiden ſelbſt fanden ein Wunder in dieſer Begebenheit. Dio Caſſius ſagt, daß ein Aegyptiſcher Zauberer von dem Mercurius dieſes Donnerwetter und Regen erhalten s); die chriſtlichen Scribenten hingegen verſichern, daß die bey der Armee befindlichen chriſtlichen Soldaten durch ihr Gebeth denſelben erlangt, und daher die zwölfte Legion, die meiſtens aus Chriſten beſtanden, den Nahmen Legio fulminatrix (die donnernde) bekommen habe. Um aber ſicher beſtimmen zu können, ob die Sache nicht natürlich zugegangen, müßten die Umſtände genauer von den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern aufgezeichnet worden ſeyn. So viel iſt auch richtig, daß die erwähnte Legion ſchon lange zuvor dieſen Nahmen geführt hat.

Weil verſchiedene Völker an dem Kriege Theil gehabt, fiel auch der Friede verſchiedentlich aus, je nachdem eines mehr oder weniger durch den Krieg geſchwächt war. Die Markmänner ergaben ſich, und viele wurden nach Italien verſetzt. Ob es mit oder gegen ihren Willen geſchehen, melden die Geſchichtſchreiber nicht. Der Kaiſer hatte zwey Abſichten dabey, die Nation zu ſchwächen, und Italien zu bevölkern. Armſelige Länder, die, um nicht wüſt und öde zu liegen, ſelbſt ihrer Feinde zum Anbauen bedurften! Tiber hat das Völkerverpflanzen angefangen; er ſetzte ſie aber nur hin und wieder an die

s) *Excerpta Xiphilini e Dione* pag. 274.

Gränze des Reichs; jetzt aber brauchte das Innerſte deſſelben Zufluß von Fremden. Alle in dem Krieg mitbegriffene Nationen konnte Marcus nicht zur Ruhe bringen; er ſtarb vielmehr darüber weg. Wenn er nur noch ein Jahr gelebt hätte, ſagt ein Römiſcher Geſchichtſchreiber, würde er aus den Markmännern, Hermundurern, Sarmatern und andern Nationen eine Römiſche Provinz gemacht haben; ein Compliment, das man gleichwohl in Anſehung der übrigen Regenten-Tugenden des Marcus Aurelius einiger Maßen ſeinem Biographen vergeben kann. Seinem Sohne Commodus befahl er vor ſeinem Tode, er ſolle das noch übrige vom Kriege nicht vernachläſſigen. Commodus ſtellte ſich auch, als wenn er ſich dieſes überaus angelegen ſeyn ließe. In einer Rede an die Soldaten ſprach er gar von dem Ocean, der die Gränze ſeiner Eroberungen werden ſollte; er konnte aber ſeine Sehnſucht nach den Annehmlichkeiten Italiens nicht lange verbergen. Die übrigen verzärtelten Römer, die bey Lebzeiten des tugendhaften und ſtrengen Marcus Aurelius ſich nicht getraut hatten etwas merken zu laſſen, gaben ſich nun auch bloß, nachdem ſie nur die mindeſten Spuren von der Denkungsart des Prinzen vor ſich hatten. Wie lange er noch Rom gegen die unfreundlichen Ufer der Donau hingeben möge, ſagten ſie ihm, wo nichts als Kälte, Regen und ewiger Winter, kein fruchttragender Baum, nichts, was das Leben angenehm machen könne, anzutreffen ſey? Ob er nie aufhören werde, das gefrorne Donauwaſſer zu trinken, während deſſen andere ſich in den warmen Bädern Italiens beluſtigten? Nur noch einige Freunde ſeines Vaters riethen ihm, eine Zeit lang auszuhalten, bis er mit Lorbeern gekrönt zurück kehren, und eine Menge barbariſcher Fürſten im Triumphe aufführen

ren könnte. Commodus aber war taub; und unter dem Vorwand, daß ſich nicht etwa zu Rom jemand des kaiſerlichen Pallaſtes, und der höchſten Gewalt bemächtigen möge, ward die Rückreiſe nach Rom znm großen Vergnügen des Heers, das eben ſo dachte, wie ſein Oberhaupt, feſtgeſetzt t). Man ſuchte in der Eil einige der Feinde durch Schrecken, andere durch das ſchon gewohnte Mittel, nähmlich durch das Geld, zum Frieden zu bewegen, und ging, für das Künftige unbeſorgt, über die Alpen zurück.

Einige der nachfolgenden Kaiſer, als Alexander Severus, und Maximin, gingen zwar den Deutſchen wegen ihrer unaufhörlichen Einfälle in die Römiſchen Provinzen ſcharf zu Leibe; die Römer befreyeten aber jedesmahls ſelbſt die Deutſchen von der ihnen drohendeu Gefahr. Die Soldaten, die bey jeder neuen Regierung neue Geſchenke zu gewarten hatten, konnten zuletzt keinen Kaiſer mehr vertragen, deſſen Regierung etwas lange dauerte. So bald ſich ein Käufer darſtellte, erregten ſie einen Aufruhr, ermordeten ihren Herrn, und erwählten denjenigen, der das meiſte Geld gab, oder ſich ſonſt bey ihnen beliebt gemacht hatte; wodurch oft die wichtigſten Unternehmungen vereitelt wurden. Gleichwie den Römern die innern Uneinigkeiten der Deutſchen treflich wohl zu Staten kamen: ſo nutzten auch den Deutſchen die Schwachheiten der Römer, und ihre ſo oft veränderten Regenten.

Die Weitſchweifigkeit des Reichs hinderte auch die Kaiſer, etwas mit Nachdruck zu unternehmen. Wann

t) Nullo non redire Romam cupiente, relictoque hoſtili ſolo vrbanas affectante delicias. HERODIAN *in Commodo* pag. 9.

Wenn ſie im Occident zu thun hatten, regte ſich der Orient; und wenn ſie nach dem Orient eilten, ging der Lärmen wieder im Occident an. Wenn ſie einem ein Heer anvertrauten, mußten ſie ſich allezeit gefaßt machen, einen gefährlichern Feind an ihm zu bekommen, als an Barbaren. Alles, was auch die beſten unter den nachfolgenden Kaiſern thun konnten, beſtand darin, die Barbaren, welche immer übermüthiger wurden, und in das Innerſte der Römiſchen Provinzen drangen, zurück zu jagen, und die Provinzen ſelbſt im Gehorſam gegen das Römiſche Reich zu erhalten.

Achtes Kapitel.

Neue Völker. Franken, Alemannier, Gothen. Ihre Verrichtungen.

Nach dem Markmänniſchen Kriege zeigt ſich Deutſchland aus einem ganz andern Geſichtspunct, als jener war, da es die Römer zuerſt kennen gelernt. Der Nahme der Sueven iſt nicht mehr jener ſo ſehr gefürchtete Ehrennahme; die meiſten kleinen Nationen, die Tacitus anführt, verſchwinden gar; hingegen kommen andere zum Vorſchein, von denen man zuvor nichts gehöret. Die berühmteſten davon ſind die Franken. Schon unter Gordian, (237-244) da ſie zum erſtenmahl vorkommen, ſtreiften ſie in ganz Gallien herum; wurden aber bey Mainz von den Römern mit einigem Verluſt zurück getrieben. Ihr Ruhm verdunkelte in der Folge den Ruhm aller übrigen Deutſchen Völker.

Nach den Nachrichten, die von ihnen vorhanden ſind, läßt ſich zwar nicht mit Zuverläſſigkeit beſtimmen, ob ſie urſprünglich eine einzige Nation geweſen, welche andere überwältigt, und ſich einverleibet, oder ob mehrere Völker zur Behauptung ihrer Freyheit ſich unter dieſem allgemeinen Nahmen vereinigt haben. Nach der Erfahrung anderer Zeiten aber ſollte man faſt das erſtere für wahrſcheinlicher halten. Leibniz und Eccard haben es auch aus hiſtoriſchen Gründen zu erweiſen geſucht, daß ſie anfänglich als eine eigene Nation über der Elbe zwiſchen der Eyder und Warne in dem Lande, das man in den mittlern Zeiten Nord-Albingia nannte, und das heut zu Tage Holſtein, Lauenburg und einen Theil von Mecklenburg in ſich faßt, gewohnt, von hier aus, nach dem Markmänniſchen Kriege, ſich in die Gegenden von Thüringen, und dem Saal-Gau in dem heutigen Franken, von da aber endlich an den Rhein gezogen haben, wo ſich die Chatten (Heſſen), Amſivarier (Anwohner der Ems), Chamaver (die ſich in der Gegend von Ham aufhielten), Bructerer, Attuarier und andere Völker mehr mit ihnen vereiniget. Sonſt iſt Sprache, Geſichtsbildung, Charakter und alles übrige deutſch an ihnen. Aus ihren angegebenen erſten Wohnungen iſt es auch nicht unwahrſcheinlich, daß dasjenige Volk, ſo zuerſt den Fränkiſchen Völkerbund veranlaßt, mit unter den alten Cauzen begriffen geweſen. In ihren Waffen hatten ſie etwas beſonders. Sie führten eine Art von Axt oder Beil, das Wiederhaken hatte. Mit demſelben kamen ſie dem Feind mit der größten Geſchwindigkeit auf den Hals, durchbohrten deſſen Schild, und zogen ihn mit einer Hand an ſich, mit der andern aber ſuchten ſie den vom Schild entblößten Körper zu verwunden. Dieſer Umſtand wegen der beſondern Waffen ſollte uns faſt wieder

auf

auf die Muthmaßung führen, daß ſie urſprünglich nur eine einzige Nation geweſen, und zwar eine ſolche, die mit den Scandinaviſchen (Swediſchen, Däniſchen und Norwegiſchen) Nationen in einiger Verbindung geſtanden. Dieſe Völker haben von jeher Beile als unterſcheidende Waffen geführt. Die in den mittlern Zeiten ſo fürchterlich gewordenen Normänner, und die ſo häufig nach Conſtantinopel gegangenen Waräger, welche ebenfalls Normänner und Schweden waren, führten gleichfalls Aexte als Waffen; und die in dem dreyßigjährigen Kriege bekannt gewordenen Schwediſchen Beile waren noch lange bey unſern Vätern in ſchreckbarem Andenken.

Mit den Franken kommen die Alemannier faſt in eine Claſſe zu ſtehen. Ihr Urſprung iſt eben ſo ungewiß als der Franken ihrer. Da ſie zuerſt in den Gegenden um den Main vorkommen, und zwar als ſehr gute Reiter: Tacitus aber dieſes als eine charakteriſtiſche Eigenſchaft der eben daſelbſt wohnenden Tencterer angibt, die ſich um dieſe Zeit ganz verlieren: ſo muthmaßet Gatterer u), daß dieſe Nation den Hauptſtoff der Alemannier möge ausgemacht haben, zu welchen auch vermuthlich jene Gallier gekommen ſind, die nach der Auswanderung ſo vieler Deutſchen ſich dieſſeits des Rheins angebaut, und den Römern etwas gewiſſes von ihren Feldern, die man deßwegen Decumates nannte, gegeben haben. Mehrere zurück gebliebene Sueven und Markmänner können eben ſo wohl ſich zu ihnen geſellt haben. Ob ſie ihren Nahmen von der Altmühl, die von den Geſchichtſchreibern des mittlern Zeitalters Alemon genannt wird, oder daher erhalten, weil ſie aus allerley Völkern beſtan-

u) Einleitung in die ſynchroniſtiſche Univerſal-Hiſtorie. pag. 865.

beſtanden, wie es der Griech Agathias vorgibt, der es von dem Aſinius Quadratus, der vermuthlich bey ihrem damahligen Einbruch in Italien mit ihnen bekannt geworden, gehöret, läßt man dahin geſtellt ſeyn.

Eine andere Erſcheinung ſind die Gothen, ein zwar ganz gewiß urſprüngliches Deutſches Volk, deſſen erſte Sitze aber eben ſo ungewiß ſind, als der meiſten andern. Einige halten dafür, daß ſie zuerſt und noch um des Tacitus Zeiten, in Polen und Polniſch-Preuſſen um die Niederweichſel herum gewohnt, ſich von da oſtwärts gezogen, und bereits unter dem Kaiſer Caracalla ſich in einem Theile von Dacien feſtgeſetzt, und zuletzt bis an den Pontus Euxinus ausgebreitet haben. Andere glauben, ſie hätten Anfangs ſchon um den Pontus Euxinus herum gewohnt, und wären ein Volk mit jenem, welches die Römer Geten genannt. So viel iſt gewiß, daß ſie von der Zeit an, da ſie einen Theil von Dacien erobert, den Römern immer fürchterlicher geworden, und, um Friede zu halten, eine jährliche Summe Geldes empfingen. i. J. Ch. 213.

Ihr Ruhm ſtieg ganz beſonders unter dem Kaiſer Decius. Sie gingen damahls über die Donau, und verheerten Thracien. Decius ſetzte ſich entgegen, griff ſie verſchiedene Mahle an, nahm ihnen die bereits gemachte Beute ab. Und damit keiner wieder den Weg nach Haus fände, und in künftigen Zeiten den Römern beſchwerlich fiele, ſuchte er ihnen zugleich den Rückzug abzuſchneiden. Der Römiſche General Gallus ward zu dieſem Ende beordret, die Donau beſetzt zu halten. Er ſelbſt ließ ſie nicht aus den Augen, und folgte ihnen bis an einen Sumpf, wo ſie ſich in Schlachordnung ſtellten. Decius, ganz erfreut, daß er ſie endlich zum ſtehen gebracht, ſetzte

in

in ſie, gerieth aber durch ſeine Hitze ſo wohl, als durch falſche Kundſchafter des damahls ſchon untreuen Gallus verführt, in den Sumpf, und ward darin mit allen, die ihm gefolgt waren, von den Gothen getödtet. Gallus, der ſich ſo gleich zum Kaiſer ausrufen ließ, dachte nichts weniger, als den Schimpf der Römer zu rächen; ſondern machte in Eil mit dem Gothen Friede, und ließ ſie ungehindert die Donau paſſiren, mit dem Verſprechen, ihnen die gewöhnliche Geldſumme, wie zuvor, auszuzahlen.

Dergleichen unruhige und leichtſinnige Gemüther konnten aber unmöglich lang ſtille ſitzen. Die aller Orten ſich mehr und mehr äußernde Schwäche des Römiſchen Reichs, die verwahrloſten und ohne Bedeckung gelaſſenen Gränzen waren zu ſtarke Verſuchungen, als daß ſie ihren gleichſam natürlichen Trieb zum Rauben hätten einhalten können. Nicht allein in das Innerſte von Thracien und Illyrien ſetzten ſie ihre Streifereyen fort, ſondern ſie wurden auch lüſtern nach den Aſiatiſchen Reichthümern, von denen ſie nun, da ſie in der Nähe waren, mehreres mochten gehört haben. Ein Theil davon wagte es, und ließ ſich von den am Bosphorus wohnenden Thraciern in Schiffen überſetzen, die ihre Gäſte um ſo lieber andern zuführten, damit ſie nur je eher je lieber davon befreyt würden. Außer einigen Verwüſtungen aber konnten ſie dießmahl wenig ausrichten; nur daß ſie Aſien näher kennen gelernt, und um ſo begieriger nach ſeinen Schätzen wurden. Sie kehrten zurück, um mit größerer Macht wieder zu kommen, welches eben geſchah, da ſich die Aſiater auf einen neuen Beſuch gar nicht vorſahen. Jetzt begnügten ſie ſich nicht mit der Verheerung des platten Landes, ſondern verſuchten ihr Glück auch an Städten, und eroberten ſo gar die feſte Stadt Trape-

zunt, wo ſie unſägliche Beute machten, mit der ſie vergnügt nach Hauſe kehrten. Die zu Hauſe gebliebenen, als ſie die großen Reichthümer ſahen, wollten ihr Glük ebenfalls in Aſien verſuchen, ſetzten zwiſchen Byzanz und Chalcedon über, eroberten Chalcedon, Nicomedien und andere Städte, plünderten und raubten ohne Widerſtand, und kamen eben ſo glücklich wieder nach Hauſe.

Aus dieſen Begebenheiten kann man ſich leicht die Vorſtellung von der damahligen Beſchaffenheit des Römiſchen Reichs, von dem nach und nach entſtehenden Elende und der Entvölkerung der Provinzen machen. Die aller Orten im Reiche ausgebrochene Verwirrung, nachdem der Kaiſer Valerian von den Perſern gefangen worden, machte die Barbaren noch kecker ihre Einfälle fortzuſetzen, unter welchen ſich die Gothen beſonders hervor thaten. Die Art, zur See den Weg in die Römiſchen Provinzen zu nehmen, gefiel ihnen täglich beſſer. Sie merkten bald, daß ſie ohne Vergleich mehr Beute machen könnten, als durch Einfälle zu Land. Die Seeſtädte waren wegen der Handlung blühender und reicher, zugleich weniger kriegeriſch, als die Städte auf dem feſten Lande, und an den Gränzen. Zur See konnten ſie auch viel weiter reichen, als zu Land, wo ſie nichts vor ſich hatten, als das ohnehin ſchon von ihnen verheerte Thracien. Sie lernten daher von den Gefangenen Schiffe bauen, übten ſich im Seefahren, und dehnten die bisherigen Eroberungen und Einfälle in ihren Gedanken ſchon auf die entfernteſten Gegenden, und alle in den drey Welttheilen liegende Provinzen des Römiſchen Reichs aus. Die Römer wurden aber auch vorſichtiger, machten Vertheidigungsanſtalten zur See, befeſtigten die Seeſtädte, und bauten Flotten. Dem

tapfern Kaiſer Claudius gelang es endlich, ihnen ſolche Streiche zu verſetzen, daß ihnen die Luſt zum Seefahren auf lange Zeit verging. Hingegen mußte Aurelian das ſchöne von dem Kaiſer Trajan ehemahls eroberte Dacien ihnen Preis geben, welches die Gothen ſo gleich beſetzten, und von dort aus unter ihrem Könige Ermanrich ein Reich ſtifteten, das nebſt Dacien ganz Sarmatien umfaßte, und den Römern je länger je mehr gefährlich wurde.

Die Deutſchen Nationen waren wie ein reiſſender Strom, der an einem Orte heftiger ausbricht, wenn man ihn an einem andern aufhält. Ob ſie gleich nicht gemeinſchaftlich zu Werke gingen, hatten ſie doch alle eine gemeine Abſicht, die Herrſchaft der Römer zu zernichten; und eben dadurch erleichterte immer eine der andern ihre Unternehmungen. So wie ſich die Gothen meiſtens an das ihnen am nächſten gelegene Thracien hielten, ſo thaten die Franken ihre Einfälle in die nächſten Galliſchen Provinzen; die Alemannier hingegen hatten zwey Wege vor ſich, einen durch Rhätien unmittelbar nach Italien, den andern aber über den Rhein, und die dortigen Galliſchen Provinzen. Auf beyden treffen wir ſie oft an. Unter dem Kaiſer Gallienus fehlte es wenig, daß ſie ſich nicht zum Meiſter von ganz Italien gemacht hätten; welches deſto ſchlimmer für die Römer war, da nebſt andern Unglücksfällen, welche ſie zu gleicher Zeit drückten, die Franken nicht allein ganz Gallien ausgeplündert hatten, ſondern auch in Spanien eingedrungen, und nachdem ſie die Stadt Tarracona faſt zerſtöret, ein Theil davon auf ihren Schiffen bis nach Afrika geſegelt war. Nach dem Zeugniſſe des Oroſius hat das Plündern in Spanien bis zwölf Jahre gedauert.

Un-

Unter dem Kaiſer Aurelian kamen die nähmlichen Alemannier in Geſellſchaft der Markmänner wieder nach Italien x). Aurelian ſuchte ihnen zwar die Weege zu verlegen, ſie fanden aber doch Mittel durchzudringen; und als er ihnen auf dem Rücken folgte, wurde die ganze Gegend um Mayland verwüſtet. Rom gerieth hierüber in die größte Beſtürzung; jedermann fürchtete, es dürfte das Anſehen gewinnen, ſo es kurz vorher unter dem Gallienus gehabt. Man eröffnete die Bücher der Sibyllen, welches ſonſt nur in der größten Noth geſchah. Und nachdem man gefunden, daß die Barbaren nicht über die Orte hinaus kommen würden, wo man Opfer verrichtete, wurde dieſes mit allen möglichen Cäremonien ins Werk geſetzt. Vielleicht ſchlachtete man auch Menſchen; wenigſtens erbiethet ſich Aurelian in einem Schreiben an den Senat zu Rom, ſo viel Gefangene dazu herzugeben, als man verlangte. Eben die Schwäche, die den Aberglauben erzeugt, vermehrt ihn auch, wenn ſie zunimmt. Deſſen ungeachtet litten die Römer zu Piacenza eine ſolche Niederlage, daß das Römiſche Reich faſt darüber zu Trümmern gegangen wäre. Die Deutſchen, welche das freye Feld ſcheuten, zogen ſich in die Waldung zurück; fielen aber des Nachts mit ſolcher Gewalt heraus auf die Römer, daß ſelbſt ein Römiſcher Geſchichtſchreiber ſagt, es wäre um Rom gethan geweſen, wenn nicht nach der Eröffnung der Sibylliſchen Bücher, und den vielen Opfern die Götter die Barbaren durch falſche Geſichte und Bethörungen irre gemacht hätten y).

x) Vopiſcus nennt nur die Markmänner; hingegen Sextus Aurelius Victor die Alemannen; das wahrſcheinlichſte iſt, daß beyde Völker vereinigt waren.

y) VOPISCVS *in Aureliano*. p. 257.

Kaum war Aurelian todt, als die Franken und
A. Ch. Allemannier Gallien aufs neue überſchwemmten, bis
275. ſechzig Städte eroberten, und bereits das Land als ihr Eigenthum zu betrachten anfingen. Gleichwie ſie aber nichts mehr ſcheueten, als ſich in Städten einzuſchließen, und Belagerungen auszuhalten: ſo fiel es dem Kaiſer Probus nicht ſonderlich ſchwer, ſie aus ihren neuen Beſitzungen über den Rhein und den Necker ſo gar zurück zu treiben. Probus hatte im Sinne die ganze Nation wehrlos zu machen; man mußte ſie aber erſt in ſeiner Gewalt haben. Ihre Waffen waren ohnehin ſchlecht genug, und konnten bald wieder hergeſtellt werden. Von den Franken verſetzte er mehrere nach Thracien. Allein, Himmel und Erde, und vornehmlich die Arbeit, welche man von ihnen foderte, mochten ihnen zuwider ſeyn; genug, ſie ergriffen einen Vorſatz, der, durch Verzweiflung eingeflößt, durch Muth und Herzhaftigkeit ausgeführt, durch Glück unterſtützt, die Welt in Erſtaunung ſetzte. Sie brachten einige Fahrzeuge in ihre Gewalt, durchſchifften den Helleſpont, ſtiegen in Griechenland und Afrika verſchiedene Mahle an das Land, zu plündern, und ſich Lebensmittel zu verſchaffen, kamen nach Sicilien, eroberten die berühmte Stadt Sirakus, bey welcher einſt die ganze Macht der Athenienſer geſcheitert war, ſchifften endlich von dem Mittelländiſchen Meer in den Ocean, und kammen glücklich an den Deutſchen Küſten an. Vopiſcus ſagt zwar, es ſeyen ihrer wenig nach Hauſe gekommen; aber Zoſimus ſo wohl, als Eumenius melden, ſie hätten wenig Schaden gelitten. Der letzte macht ſo gar eine durch die Erfahrung aller Zeiten beſtätigte Anmerkung, daß nichts vor entſchloſſenen Seeräubern ſicher ſey, ſo weit immer Schiffe reichen können.

Der Kaiſer Diocletian ſah endlich, daß dem
Reich ſeine Größe zur Laſt fiel, und daß ſo ſehr von
einander entfernte, von ſo unruhigen Nachbarn umge-
bene Gränzen unmöglich von einem einzigen Regenten
könnten geſchützt werden. Er nahm ſich daher den
Maximianus Herculeus zum Gehülfen an, und bald i. J. Ch. 286.
darauf auch den Conſtantinus Chlorus und Maximi- 292.
nus Galerius unter dem Titel von Cäſarn. Jeder
derſelben bekam gewiſſe Länder zur Regierung und
Vertheidigung. Dieſe Theilung hatte ihre ſchlimme
Seite; jeder wollte ſo groß und ſo mächtig ſeyn,
einen ſo anſehnlichen Hofſtatt, eben ſo zahlreiche
Kriegsheere haben, als der andere; wodurch die in-
nere Bedrückung der Provinzen, die Proviant- und
Reerutenlieferungen, nebſt den Geldauflagen ſehr
vermehret wurden. Auf der andern Seite aber iſt es
auch gewiß, daß die Deutſchen nie ſo ſehr im Zaume
gehalten, und die Gränzen ſo gut gedeckt geweſen,
als zu den Zeiten des Maximinus, des Conſtantius
und des Conſtantinus. Wir haben gehört, wie hart
letzterer einigen Fränkiſchen Prinzen begegnet ſey.
Seine Lobredner ſahen dieſes als eine Wirkung an,
die das Gefühl eigener Kräfte und der Römiſchen
Uiberlegenheit bey ihm hervor gebracht hätte. Und
dennoch iſt dieſer Conſtantin eben der Kaiſer, dem
der Kaiſer Julian den Vorwurf macht, er habe zuerſt
die Barbaren erhöhet, das iſt, zu den wichtigſten
Kriegs- und Staatsämtern befördert. Er hatte im-
mer eine Menge Alemannier und Franken um ſich.
Der Alemanniſche König Erok war derjenige, der
ihm am meiſten Muth zu ſeinem Unternehmen gegen
den Maxentius gemacht hat; und der Franke Boni-
tus einer ſeiner beſten Generale, der ihm ungemei-
ne Dienſte in ſeinen bürgerlichen Kriegen geleiſtet.

Man bürdet dem Conſtantin noch einen Staatsfehler auf, der in der Folge ſehr viel zum Verfall des Römiſchen Reichs beygetragen haben ſoll, nähmlich die Verlegung der kaiſerlichen Reſidenz nach Conſtantinopel. Allein Conſtantin hatte ſchon damahls die Theilung des Reiches im Sinne, und Conſtantinopel ſollte nicht ſo wohl die Hauptſtadt des Reiches, als die Reſidenz desjenigen unter ſeinen Prinzen ſeyn, dem der Orient zu Theil würde; die Theilung aber an ſich war durch die Umſtände der Zeit einiger Maßen nothwendig geworden. Und wenn es doch zuträglich iſt, daß ein Regent ſich da aufhalte, wo die Stärke und der Mittelpunct der Kräfte ſeines Reiches iſt: ſo mußte gewiß die Reſidenz nicht zu Rom, oder in Italien aufgeſchlagen werden, welches viel zu ſchwach war, um ein Reich, wie das Römiſche, in der Ordnung zu halten, und ſchon lange nichts mehr zu deſſen Erhaltung, oder den Heeren, als den Nahmen hergab. Die ewigen Kriege hatten ohnehin von langer Zeit die Kaiſer gehindert, ſich in Italien aufzuhalten, und das hämiſche Weſen des Römiſchen Volks benahm ihnen vollends alle Luſt dazu.

Zoſimus macht ihm noch den Vorwurf, er habe die Gränzen von Beſatzungen entblößt, und hingegen die Städte mit Soldaten beſchweret. Die Erfahrung aber ſpricht für den Conſtantin. Genug, daß die Gränzprovinzen unter ihm einer ſonſt wenig bekannten Ruhe genoſſen. Vielleicht wollte er dadurch, daß er die Gränzſoldaten zum Theil in die Städte verlegt, dem Gewerbe der Städte etwas aufhelfen, indem er die Soldaten ihren Sold darin verzehren ließ; oder ſollte dieſes zu Wiederherſtellung der Kriegszucht dienen. Die Gränzſoldaten bauten ſich meiſtens an, hielten Vieh, trieben den Ackerbau, ja auch Handlung; und

nun braucht es nicht einmahl zu fragen, ob ſie gute Soldaten geweſen, wenn ſie in den Städten beyſammen wohnten, konnten ſie gewiß eher überſehen, und in der Uibung erhalten werden.

Unter den Söhnen Conſtantins, ſo lange das Reich getheilt war, und jeder Prinz in den Gränzen des ſeinigen ſich aufhielt, war alles ziemlich ruhig; ſo bald aber Conſtantinus allein Herr ward, fingen die alten Unruhen wieder an. Conſtantius, nachdem er ſeinen Gegner Magnentius überwunden hatte, zeigte ſich auch an dem Rhein, weil die Alemannier ihre alten Wege nach Gallien wieder gefunden. Sie bathen aber um Frieden, als er angelangt; und Conſtantius, der ohnehin kein Liebhaber vom Kriege war, willigte gern in ihre Bitte. Da er ſich zu bald entfernte, ging das Feuer erſt recht an. Die Deutſchen, die ſchon lange keinen Beherrſcher der ganzen Römiſchen Monarchie in der Nähe geſehen hatten, glaubten Wunder, was für große Dinge Conſtantius ausführen würde. Da er aber nicht allein nichts that, ſondern auch ſein Heimweh nach dem weichlichern Oriente nicht verbergen konnte, wurden ſie muthiger, als zuvor. Conſtantius war noch in Italien, als er einen Bothen über den andern erhielt, Gallien liege in Zügen, und werde von den Barbaren von Grund aus verheeret. So ungern er auch daran kam, mußte er ſich doch entſchließen, ſeinen Vetter, den in der Folge ſo berühmt gewordenen Kaiſer Julian, zum Cäſar zu erklären, und ihn nach Gallien zu Beſorgung der dortigen Angelegenheiten und zu Wiederherſtellung der Ruhe zu ſchicken.

Julian fand ein großes Feld vor ſich, ſeinen unerſchrockenen Muth und ſeine Einſichten in das Kriegsweſen zu zeigen. Er war noch nicht an dem Orte ſeiner Beſtimmung angelangt, als er die Nachricht er-

hielt, daß die Franken die Stadt Cöln, die einzige Vormauer des Römiſchen Reiches am Niederrhein, die ſeit ihrer Stiftung den Deutſchen ein Dorn in den Augen geweſen, eingenommen und geplündert hätten. Auf der andern Seite aber ſtreifte ein Heer Alemannier noch mitten in Gallien herum. Dieſe ſuchte er zuerſt hinaus zu ſchaffen. So bald der Winter verfloſſen, ging er auf verſchiedene Partheyen derſelben los, zerſtreute ſie, und marſchirte mitten unter Feinden und Gefahren an den Rhein, wo die Alemannier von Straßburg bis Mainz alle Städte in ihrer Gewalt hatten, und die Gegenden davon bewohnten; denn von den Städten ſelbſt, die ſie als Kerker anſahen, mochten ſie nach Deutſchem Brauch nichts hören. Die Stadt Brumſt (Brocomagus) wurde von den Römern zuerſt wieder beſetzt, und zugleich ein Schwarm von Feinden, der ſich entgegen ſtellte, zurück getrieben. Julian ging hierauf nach dem Niederrhein, und ſetzte ſo lang in die Franken, bis ſie Cöln wieder abtraten. Dieſes glücklichen Erfolgs ungeachtet, konnte er ſeine Soldaten nicht dahin bringen, die Winterquartiere in den Gegenden am Rhein zu nehmen. Er zog ſich daher bis nach Sens zurück; allein auch hier ſtatteten ihm die Deutſchen mitten im Winter einen Beſuch ab, belagerten ihn dreyßig Tage lang, und Julian mußte ſelbſt bey Tag und bey Nacht auf den Wällen ſeyn, um nur den Seinigen Muth genug einzuſprechen, daß ſie ihn nicht mit der Stadt den Feinden übergeben möchten.

Uiberhaupt, anſtatt daß der vorige Feldzug die Deutſchen ſollte ſchüchtern gemacht haben, brachen ſie mit größerer Gewalt aller Orten los. Eine Parthey wagte ſich mitten durch die Römiſchen Quartiere, kam bis nach Lion, verwüſtete die ganze Gegend, die Stadt

allein

allein ausgenommen, welche nicht bezwungen werden konnte. Julian machte ſo gleich Anſtalten ihr den Rückzug abzuſchneiden; die Römiſchen General aber ließen ſelbſt die meiſten aus Eiferſucht gegen den Julian entwiſchen. So bald es die Jahrszeit verſtattete, ging Julian wieder an den Rhein, jagte alle Barbaren, die ſich an dem Römiſchen Ufer anſäſſig gemacht, über den Fluß, und baute in der Nachbarſchaft deſſelben die von ihnen zerſtörte Feſtung Zabern (tres Tabernas) wieder auf, weil ſie über die dortigen Gegenden meiſtens den Weg nach Gallien nahmen. Der Feſtungsbau war noch nicht zu Ende gebracht, als die Alemannier den Römiſchen General Barbatio überfielen, in die Flucht trieben, und bis Baſel verfolgten; wobey ſie den größten Theil der Römiſchen Bagage erbeuteten. Nun, dachten ſie, würde bald auch Julian zum Weichen gebracht werden. Sieben Alemanniſche Könige ſetzten ſich mit vereinigten Kräften zu Straßburg, ſchickten Geſandte an den Julian mit dem Bedeuten, ungeſäumt dieſe Gegenden (das Elſaß) zu verlaſſen, die ſie ſich durch das Schwert und ihre Tapferkeit erworben hätten. Unter den Verbundenen ſtand der König Chnodomar in dem größten Anſehen, weil er den zum Cäſar ernannten Decentius in einem Treffen überwunden, viele Städte erobert und verwüſtet, und lange Zeit ganz Gallien durchſtreift hatte. Julian ließ ſich aber nicht allein durch ihre Drohungen nicht irre machen, ſondern ging ihnen, nach geendigtem Feſtungsbau, ſelbſt entgegen. Sobald beyde Heere einander zu Geſichte bekommen, machten ſie ſich zu einem Treffen gefaßt. Die Alemannier ſtellten, nach dem ſchon von dem Tacitus bemerkten Brauche, zwiſchen ihre Reiter leichte Fußgänger, um den Römiſchen, bey welchen viele ganz geharniſchte (Clibanarii) waren, um ſo beſſer ge-

wach-

wachſen zu ſeyn. Dieſe Fußgänger mußten während der Zeit, da die Reuter mit einander fochten, unter das Pferd zu kommen, daſſelbe zu tödten, und den Reiter auf ſolche Art aus dem Sattel zu heben ſuchen. Das Alemanniſche Fußvolk aber rief vor dem Treffen den Königen zu, von den Pferden zu ſteigen, damit keiner entweichen, und die Seinigen verlaſſen könnte. Chnodomar that es ſo gleich, und die übrigen folgten ſeinem Beyſpiel. Das Treffen war hartnäckig und zweifelhaft. Die Römer ſiegten bald, bald mußten ſie weichen. Nachdem die Reiterey ihres rechten Flügels die Flucht ergriff, ſchien ſich der Sieg ganz auf die Seite der Alemannier zu neigen; das Römiſche Fußvolk behauptete aber ſeinen Stand mit deſto größerer Tapferkeit; und als endlich die in Römiſchen Dienſten ſtehenden Bataver herbey eilten, um ihren Landsleuten, die am meiſten im Gedränge waren, Luft zu machen, ſahen ſich die Alemannier ihrerſeits nach der Flucht um. Chnodomar ward auf derſelben mit ſeinem Gefolge gefangen, und nach Rom geſchickt. Nach dieſer Niederlage mußten die Alemannier ihre Gedanken, ſich in Elſaß und Gallien feſt zu ſetzen auf eine Zeit lang fahren laſſen. Als aber Julian in dem Orient gegen die Perſer geblieben, fielen ſie die Römiſchen Provinzen deſto heftiger an. Unter den Kaiſern Valentinian und Gratian machten ſie unter allen Deutſchen Völkern den Römern am meiſten zu ſchaffen, bis endlich durch die große Völkerwanderung dem bisherigen Syſtem ein Ende gemacht worden, und ganz Europa eine andre Geſtalt bekam.

Neun-

Neuntes Kapitel.

Verfall des Römiſchen Reichs. Völkerwanderung. Ankunft der Hunnen in Europa. Folgen davon. Krieg der Gothen mit den Römern.

Durch die ſtarken Einfälle der Barbaren wurde das Römiſche Reich immer mehr entkräftet. Die Städte erwehrten ſich ihrer zwar noch ziemlich; das platte Land hingegen, von welchem die Städte den Nachwuchs an Bevölkerung, und ihren nöthigen Unterhalt ziehen, war ein ewiger Raub derſelben; und, was das ſchlimmſte war, derjenige, der es bauen ſollte, ward ſelbſt als eine Beute weggeführt. Wenn er ſich auch durch die Flucht rettete, konnte er die Früchte ſeiner Arbeit nicht einärnden, und hatte weder ſo viel, daß er leben, noch daß er ſeine Felder wieder beſtellen konnte. Dadurch geſchah es endlich, daß ungeheure Strecken der fruchtbarſten Länder, nach dem Ausdrucke des heiligen Hieronymus, den Wüſteneyen und Sandhügeln von Lybien glichen. Man ſuchte zwar den entvölkerten Provinzen dadurch zu helfen, daß man eine Menge Ausländer, und manchmahl ganze barbariſche Nationen in dieſelben verſetzte, welche aber theils ihren alten Hang zum Müßiggange beybehielten, theils ſchlechte Patrioten wurden. Die Römer ſcheinen nicht einmahl die Verſuche gemacht zu haben, ſolche aus ihnen zu bilden. In ihren Geſetzen wird immer ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen den alten Inwohnern, und neuen Coloniſten gemacht. Wir haben

ben ein Geſetz von den Kaiſern Valentinian und Valens, in welchem die wechſelweiſe Ehe zwiſchen einem Provinzialen, und Gentilen oder ſo genannten Barbaren bey Lebensſtrafe unterſagt wird a). War es National-Stolz, der ihnen dieſe Geſinnungen einflößte; ſo zeigte er ſich gewiß am unrechten Orte. Da man bereits Conſule von barbariſcher Herkunft in ihren Jahrbüchern, und eben dergleichen Generals an der Spitze ihrer Heere erblickte: ſo war es lächerlich, einen ſo ſtrengen Unterſchied bey den Heurathen zu machen. Und wenn es Politik war, ſo ſcheint ſie eben ſo übel angebracht zu ſeyn.

Ein anders Uibel, das die Städte ſowohl als das Land plagte, waren die übermäßigen Anlagen. In dem nähmlichen Maße, als die innern Kräfte des Reichs abnahmen, ſtiegen dieſe. Die Gelder, welche man entweder jährlich, oder von Zeit zu Zeit den Barbaren geben mußte, beliefen ſich auf erſtaunliche Summen. " Von ſeinen unermeßlichen Reichthümern iſt der Römiſche Staat in die äußerſte „ Armuth durch diejenigen verſetzt worden, von welchen „ die Fürſten gelehret worden, durch Geld Frieden „ von den Barbaren zu kaufen ", ſagt Julian zu ſeinen Soldaten, als ſie Geld verlangten b). Freund und Feinde wollten Geld haben; alle benachbarte Nationen bis auf die in ihren Wüſten herum irrenden,

a) Nulli prouincialium, cuiuscumque ordinis aut loci fuerit, cum barbara ſit vxore coniugium: nec vlli gentilium prouincialis femina copuletur. Quodſi quae inter prouinciales atque gentiles affinitates ex huiusmodi nuptiis extiterint (quod in iis ſuſceptum vel noxium detegitur) capitaliter expietur. COD, THEOD. L. 3. T. 14.

b) AMMIAN. MARCELLIN. L. 24. c. 3. pag. 305.

den, und der übrigen Welt kaum bekannten Sarazenen foderten Geld. Julian hatte endlich das Herz den letzten zu antworten, daß er Eiſen und kein Gold habe. Nebſt den Barbaren koſteten die eigenen Soldaten viel mehr als zuvor; weil man die Stärke der Heere nach der Menge ſchätzte, und die alte Kriegszucht zu Grunde gehen ließ. Nach dem Zeugniſſe des Vegetius haben die alten Römer gegen die ſtärkſten Feinde nicht mehr als zwey Legionen, und nebſt dieſen einige Hilfstruppen ihrer Bundsverwandten gebraucht c). Hingegen führten bereits Conſtantin und ſeine beyden Gegner Maxentius und Licinius ungeheure Kriegsheere ins Feld.

Was endlich die Barbaren und Soldaten übrig ließen, raubte der unerſättliche Geiz der Höflinge. Ammian Marcellin beſchuldigt den Kaiſer Conſtantin, daß er zuerſt den Höflingen und Vorſtehern der Provinzen zu viel nachgeſehen, und ihrem Geize keinen Einhalt gethan. Conſtantius mäſtete ſich mit dem Mark der Provinzen, ſagt der nähmliche Geſchichtſchreiber. Valentinian der ältere vergrößerte das Uibel, daß er den Generalen und vornehmſten Officieren der Armee die nähmlichen Wege öffnete, ob er gleich die Ausſchweiffungen der gemeinen Soldaten mit einer unbiegſamen Härte beſtrafte. Unter allen aber waren die Verſchnittenen, die am Hofe das meiſte zu ſagen hatten, die ſchlimmſten; ihr Geldgeiz, ſagt der nähmliche Geſchichtſchreiber, überſtieg alles, was menſchlich iſt. Das unbegreiflichſte war, wie er bey Leuten entſtand, die für keine Nachkommen-

c) Tanta in illis erat exercitatio, tanta fiducia, vt cuius bello duae legiones crederentur poſſe ſufficere. VEGET. *de re milit.* L. 2. c. 4. pag. 32.

kommenſchaft zu ſorgen hatten. Zwey der vernünftigſten Männer der damahligen Zeiten ſuchen uns dieſe moraliſche Erſcheinung aufzuklären. Der Poet Claudian ſagt, daß ſie das Gold als eine Entſchädigung deſſen anſehen, was ihnen an andern Lüſten abgeht d). Ammian Marcellin, daß ſie aus Abgang der Kinder, und anderer Gegenſtände, woran ſich ihr Affect heften könnte, die Goldpfennige als ihre liebſten Töchter umfangen e). Beyde machen ihnen den Vorwurf der Härte und Gefühlloſigkeit in Anſehung anderer f), weil ſie nichts für ihre Kinder zu fürchten haben, oder vielmehr, weil ihre Herzen durch die ſanfteren Gefühle, die durch Liebe und Freundſchaft erzeuget werden, nicht erweicht ſind.

Alles, bis auf die geringſten Curialen, einer Art von Rathsverwandten in den Municipal-Städten, welche die öffentlichen Gefälle einnahmen, folgte dem Beyſpiele des Hofes. " Wo ſind die Städte, oder „ auch nur Flecken, wo nicht ſo viele Tyrannen, „ als Curialen ſind? ſagt Salvian von Maſſilien g). „ Wo iſt der Ort, an welchem nicht die Eingeweide der „ Wittwen und Waiſen von den Vornehmſten der „ Städte aufgefreſſen werden? " Die Sache kam endlich

d) Peius in aurum
Aeſtuat, hoc vno fruitur ſuccisa libido.
CLAVDIAN. *in Eutropio.* carm. 190. pag. 266. 18. ver.

e) Auctore et incitatore coetu ſpadonum, qui feri et auidi ſemper, carenteſque neceſſitudinibus caeteris, diuitias ſolas, vt filiolas iocundiſſimas amplectuntur. L. 18. c. 5. pag. 152.

f) Enuchus nulla pietate mouetur,
Nec generi natisue cauet. CLAVDIAN. *in Eutrop.* carm. 18. ver. 188. pag. 266.

g) L. 5. *de gubern. Dei.* c. 4. pag. 103.

endlich ſo weit, daß man ſchon zu des Kaiſers Julian Zeiten wünſchte die Barbaren zu Herren zu haben, und diejenigen für glücklich ſchätzte, die von ſelben in die Gefangenſchaft mitgenommen worden h). Die Bewohner der ſonſt berühmten Stadt Autun verließen ihre Stadt und Gebiet, und wollten ſich lieber in den Wäldern aufhalten, als daß ſie das Feld anbaueten, wovon die Früchte nicht hinreichten die öffentlichen Abgaben zu entrichten, viel weniger ſie zu nähren; andere entflohen ſelbſt zu den Barbaren, um unter deren Herrſchaft zu leben, ſo ſehr es auch die Römer verbothen i).

Wir haben gehört, daß die Kriegszucht immer mehr abnahm. Dieſes Uibel hatte verſchiedene Quellen. Bereits hatten die Aſiatiſchen Reichthümer die Römiſchen Sitten untergraben, und den Römern nach und nach eine Abneigung gegen das beſchwerliche Kriegshandwerk eingeflößt. Unter den Kaiſern, da das Verdienſt oft ſelbſt zum Verbrechen angerechnet wurde, vergruben ſich Leute von Genie und großen Talenten lieber in einer ſtillen Muſe, als daß ſie ihrem Vaterlande mit Gefahr nützlich hätten werden ſollen. Diejenigen unter ihnen, welche noch die Ehrbegierde aus der Dunkelheit hervorzog, ſchränkten ſich auf die minder gefährlichen Bedienungen ein; und ſo geſchah es zuletzt, daß Vegetius im vierten Jahrhundert nach dem Auguſtus ſagen konnte: alles

h) Porro aliae (vrbes), quas a vaſtitate barbarica terrarum interualla diſtulerant, iudicum nomine a nefariis latronibus obtinebantur. Nemo ab iniuria liber .... vt iam barbari deſiderarentur, vt praeoptarentur a miſeris fortuna captorum. MAMERTIN. *Panegyr.* Iuliani.

i) OROSIVS L. 7. Hiſt. c. 41.

alles, was immer von einer etwas erhabneren Geburt iſt, läuft jetzt nach Civil-Bedienungen k). Ammian Marcellin bezeugt das nähmliche. Die damahls ſchon herrſchende chriſtliche Religion, und ihre mit großem Anſehen und großen Einkünften verbundene Aemter öffneten dem Adel ebenfalls neue Ausſichten, bey denen er gar nichts zu wagen hatte. Daher kam es zuletzt, daß der Kriegs- und Staatsmann, die bey den alten Römern in einer Perſon vereiniget waren, getrennt wurden, und der Kriegsſtand ſo gar bey dem Römiſchen Adel, der ohnehin alles verachtete, was außer den Thoren Roms geboren war, in Geringſchätzung kam. Die Kaiſer arbeiteten nicht allein dieſer weichlichen Denkungsart nicht entgegen, ſondern ſie ſahen es noch lieber, daß der Adel ſeine großen Reichthümer vielmehr zu Rom in Pracht und Üppigkeit, als bey der Armee in Kriegsdienſten, wo er die Gemüther der Soldaten hätte an ſich ziehen können, verzehrte.

Der Kaiſer Gallienus machte ſo gar ein für die Römer äußerſt ſchimpfliches Geſetz, daß kein Senator ſich bey der Armee nur ſollte ſehen laſſen l). Wir finden auch, nachdem die Familie der Cäſar erloſchen war, kaum einige Kaiſer, die aus guten Römiſchen Häuſern entſproſſen waren. Auf ſolche

Art

k) Honeſtiores quique ciuilia ſectantur officia. FLAV. VEGETIVS de re militari. L. 1. c. 7. pag. 9.

l) Et patres quidem praeter commune romani malum orbis ſtimulabat proprii ordinis contumelia: quia primus ipſe metu ſocordiae ſuae, ne imperium ad optimos nobilium transferretur, ſenatum militia vetuit, etiam adire exercitum. SEXTVS AVREL. VICTOR. *in Gallien*, pag. 522.

Art half alles zuſammen, um dem Adel den Krieg gehäſſig zu machen, der nun anſtatt der Heldenthaten ſeiner Voraltern ſeinen Stolz in den übertriebenſten und eben ſo geſchmackloſen als lächerlichen Luxus ſetzte, wovon uns Ammian Marcellin ein ſo treffendes Bild hinterlaſſen m).

Das Römiſche Volk hatte ohnehin ſchon zu Juvenals Zeiten keine Angelegenheit, als Brod und Circenſiſche Spiele (panem & Circenſes). Darüber vergaß es alles übrige; und mochten die Gothen und Franken den Himmel ſtürmen, ſo zankte es nur, und ſchlug ſich unter einander, wer der beſte Kutſcher, der beſte Fechter, und der beſte Springer ſey. Vegetius räth zwar den Römern, anſtatt der Ausländer die alten Marſen, Appuler, und Peligner wieder hervor zu ſuchen, die ſonſt den Stoff der ſo furchtbaren Römiſchen Legionen ausgemacht haben; allein, dieſe wieder zu finden war eben ſo ſchwer als in Rom die alten Römer. Was die damahligen Italiener für Helden geweſen, lehren uns die zu ihrem ewigen Schimpfe noch vorhandenen Geſetze, worin die Strafen für diejenigen feſt geſetzt werden, welche ſich aus Furcht, zu Soldatendienſten ausgehoben zu werden, die Daumen abſchnitten.

Es waren demnach nur die Provinzen und feindlichen Nationen übrig, um die Heere zu recrutiren. Allein nebſt dem, daß dergleichen Leuten der Patriotiſmus und die Biegſamkeit unter die ſtrenge Diſciplin fehlte, wurde in den ohnehin entvölkerten Pro-

m) AMMIAN. MARCELL. L. 14. c. 6.

Provinzen die Auswahl mit ſo viel perſönlichen Abſichten und Privatvortheilen getroffen, daß immer nur die ſchlechteſte Mannſchaft zur Armee kam. Was freywillig Dienſte nahm, ſtellte ſich allemahl lieber unter die leichten Truppen, als unter die Legionen, bey welchen der Dienſt viel beſchwerlicher war.

Als vollends die Römer die ſonſt zu Friedenszeiten gewohnten Kriegsübungen unterließen, kam ihre ganze Kriegszucht in Verfall, und der Soldat wurde unter dem Kaiſer Gratian ſo zärtlich, daß er zuerſt aus Weichlichkeit den Cüraß, hernach auch die Sturmhaube wegwarf, welche ihm in vorigen Zeiten unſtreitig, nach dem Geſtändniſſe der Römiſchen Schriftſteller ſelbſt, die Uiberlegenheit gegen die faſt ganz nackten Barbaren verſchaffet hatten n). Die Kaiſer merkten das Uibel, ohne die Quellen zu verſtopfen. Um dasjenige zu erſetzen, was ihren Heeren abging ſuchten ſie ſtarke Corps von Barbaren in ihrem Solde zu haben, und vertrauten zuletzt den Barbaren aus einer übel verſtandenen Politik das Commando ihrer eigenen Heere. Sie glaubten ſich eher auf letztere verlaſſen zu dürfen, als auf geborne Römer, weil die Geburte derſelben und der bloße Nahme eines Barbar unüberſteigliche Schranken zwiſchen ihnen und dem Kaiſerthron ſetzte. Eben dieſes aber mußte den noch übri-

n) Ab vrbe enim condita vſque ad tempus diui Gratiani et cataphractis et galeis muniebatur pedeſtris exercitus. Sed cum campeſtris exercitatio interueniente negligentia deſidiaque ceſſaret, grauia videri arma coeperunt, quae raro vtique milites induebant. Itaque ab Imperatore poſtulabant primo cataphractas deinde caſſides deponere: ſic detectis pectoribus et capitibus congreſſi contra Gothos milites noſtri multitudine ſagittariorum ſaepe deleti ſunt. VEGET. L. I. c. 20. pag. 19.

übrigen Muth der Römer ganz danieder ſchlagen, und war gleichſam ein öffentliches Geſtändniß, daß ſich die Barbaren beſſer zu dem Kriegshandwerke, als die Römer, ſchickten. Uiber nichts würde ſich ein alter Römer mehr verwundert haben, als anſtatt der Scipionen jetzt Arbogaſten und Stilichonen an der Spitze der Römiſchen Legionen zu erblicken.

Einige Kaiſer, als Conſtans und Gratian, verloren ihr Leben wegen ihres vertrauten Umganges mit den Barbaren, und dennoch wurde in der Hauptſache von den folgenden nichts geändert. Sie wuchſen endlich, beſonders im Orient, ſo ſtark an, daß ein damahliger Schriftſteller ſagt, ſie wären im Reich wie die Männer, die Römer wie die Weiber, die nur die Hausgeſchäfte zu beſorgen hätten o). "Entweder müſſen wir glauben, ſagt er ferner, daß „die Barbaren ganz weiſe und tugendhafte Leute „ſind, oder daß der Stein des Tantalus an einen „ganz kleinen Faden gebunden uns über dem Nacken „hange. So bald ſie ihren Vortheil ſehen werden, „werden ſie uns anfallen und überwältigen." Eben dieſer bemerkt auch den lächerlichen Contraſt, daß zu eben der Zeit, da zu Conſtantinopel die Gothen im Cabinet ſo wohl, als im Feld alles vermochten, alle Sänften = Waſſer = und Holzträger daſelbſt Gothen waren. Zu Rom hingegen ahmte man ſo gar die Kleidermoden der Deutſchen nach, und fing an ſich gleichfalls in Pelz zu kleiden, welches die Kaiſer durch ſtrenge Geſetze umſonſt zu hindern ſuchten.

Nichts beförderte endlich den Umſturz des Reiches mehr, als die Schwäche der Regenten. Der Körper war zwar lange zuvor ſchwächlich; wenn aber nur der

o) SYNESIUS *Orat. de Regno.*

Kopf geſund und tüchtig war, ſo hatte jener noch allemahl Hilfsmittel genug. Ein Fehler des Reiches war die Weitſchweifigkeit; aber eben deßwegen war es weder an Mannſchaft, noch an Geld leicht zu erſchöpfen. Die Barbaren, die den Römern ſo viel koſteten, hatten weder Manufacturen, noch Handlung; ſie mußten alſo das meiſte wieder an die Römer zurück zahlen. Mit Geld konnte man auch allemahl ſo viel Hilfsvölker von ihnen haben, als man wollte, Trennungen unter ihnen ſtiften, und ſie durch einander ſelbſt ſchwächen. Auch war die in den Römiſchen Heeren obgleich in Verfall gekommene Kriegsdiſciplin noch immer beſſer, als dasjenige, was die Barbaren davon angenommen hatten. Das Ganze war viel zu beſchwerlich für ſie, als daß ſie ſich einem ſolchen Zwange hätten unterwerfen ſollen. Sie waren auch viel zu ſtolz auf ihren eingebildeten Muth und ihre Herzhaftigkeit, als daß ſie nicht hätten glauben ſollen, durch dieſe allein den Römern gewachſen zu ſeyn. Ein Haupthinderniß bey ihnen, dauerhafte Eroberungen zu machen, war noch, daß ſie ſich nichts auf die Belagerung und Vertheidigung der Städte verſtanden. Man konnte ihnen daher leicht wieder abnehmen, was ſie erobert hatten.

Dieſe wenigen noch übrigen Vortheile verſchwanden, als nach Gratians Ermordung, beſonders im Occident, ſolche den Kaiſerthron beſtiegen, die Alters wegen nicht im Stande waren, ſich ſelbſt, vielweniger ein ſo großes Reich zu regieren. Nebſt dieſem war die von Conſtantin an immer mehr und mehr nach Aſiatiſchem Fuß gemodelte innere Hofverfaſſung der Erziehung, wie ſie ein Kaiſer in den damahligen Umſtänden hätte bekommen ſollen, ganz entgegen. Das Volk, deſſen Kunſt, nach dem ſtol-

zen

zen Ausdrucke ſeines Virgils, das Regieren war p), iſt von jeher verdammt geweſen, von dem Auswurfe des menſchlichen Geſchlechtes, von Sclaven und Freygelaſſenen, regiert zu werden. Mit eben derſelben Zuverläßigkeit, mit welcher man die Folge der Römiſchen Kaiſer angeben kann, kann man auch diejenigen unter ihren Sclaven und Freygelaſſenen nennen, die über ſie regiert haben. " Die meiſten Fürſten, ſagt „ Plinius in ſeiner berühmten Lobrede an den Kai„ ſer Trajan, da ſie Herren der Bürger waren, „ waren Knechte ihrer Freygelaſſenen. Durch die„ ſer ihre Räthe, ihre Augenwinke wurden ſie re„ giert, durch dieſe hörten ſie, durch dieſe redeten „ ſie, durch dieſe und ſo gar von ihnen begehrte man „ alle Ehrenſtellen, die Präturen, Conſulate, und „ das Prieſterthum. Du ehreſt zwar deine Freyge„ laſſenen auf das höchſte, aber als Freygelaſſene, „ und glaubeſt, ihre größte Ehre beſtehe darin, „ wenn ſie für ehrliche und wackere Männer gehal„ ten werden " q). Auch ſo gar von dem philoſophiſchen Kaiſer Marcus Aurelius ſagt ein Geſchichtſchreiber, daß die Freygelaſſenen Geminas und Agaclytus viel unter ihm vermocht haben r).

p) Tu regere imperio populos, Romane, memento: Hae *tibi erunt artes* VIRGIL. *Aeneid*, L. 6. ver. 853.

q) Plerique principes, cum eſſent ciuium domini, libertorum erant ſerui, horum conſiliis, horum nutu regebantur, per hos audiebant, per hos loquebantur, per hos praeturae etiam et ſacerdotia et conſulatus imo et ab his petebantur; tu libertis tuis ſummum quidem honorem, ſed tanquam libertis habes, abundeque ſufficere his credis ſi probi et frugi exiſtimentur. PLINIVS *Paneg. Traian.* c. 88. pag. 405.

r) Multum ſane potuerunt liberti ſub Marco et Vero Geminas et Agaclytus. IVL. CAPITOL. *in M. Aurel.* pag. 145.

In der Folge brachten die Kaiſer eine noch weit ſchlimmere Gattung von Höflingen aus Aſien mit ſich, nähmlich die Verſchnittenen. Eine Stelle des Lampridius von dem Kaiſer Alexander Severus gibt uns ungemein viel Aufklärung in Anſehung des Innern der kaiſerlichen Höfe, und entdeckt uns die Quellen der ſtarken Veränderung, die an denſelben vorgegangen. “ Alexander, ſagt er, gebrauchte die „ Verſchnittenen weder zu Rathgebern, noch zu ſeiner „ Bedienung, welche allein diejenigen ſind, von denen die „ Fürſten verderbet werden, indem ſie haben wollen, daß „ dieſe nach Art der Ausländer (Orientaler) und „ Perſer leben; die auch den leutſeligſten Fürſten „ von dem Volke entfernen; die, da ſie des Fürſten „ Antworten hin und wieder tragen, oft ſagen, was „ er nicht geſagt hat, ihn, ſo viel möglich iſt, ein„ ſchließen, und ihre Hauptſorge ſeyn laſſen, daß „ er nichts von dem, was vorgeht, wiſſe. Was „ kann man ſich gutes verſprechen von denen, die „ gekauft worden, und verdorbene Menſchen „ ſind “ s)? Dieſer an ſich furchtſamen und mißtrauiſchen Leute einziges Beſtreben war, aus dem Kaiſer einen ſtummen und unthätigen Götzen zu machen, den ſie nach Gefallen wenden und bewegen könnten.

Das

s) Eunuchos nec in conſiliis, nec in miniſteriis habuit, qui ſoli principes perdunt, dum eos more gentium aut regum Perſarum volunt viuere, qui a populo etiam amiciſſimum Principem ſemouent, qui internuntii ſunt, aliud, quam reſpondetur, ſaepe referentes, claudentes principem ſuum, et agentes ante omnia, ne quid ſciat. Qui cum emti ſint, et praui fuerint, quid tandem poſſunt boni ſapere? ...... Scio Imperator Conſtantine, quo periculo iſta dicantur apud Imperatorem, qui talibus ſeruit, ſed ſalua republ. poſteaquam intellexiſti, quid mali clades iſtae habeant. LAMPRIDIVS *in Alexandro Sev.* pag. 223.

Das einem Kaiſer nöthige Anſehen aber ſuchten ſie durch ein kindiſches Ceremoniel, durch ſeltene Erſcheinung vor den Augen des Volkes, und durch einen übertriebenen und lächerlichen Putz zu erzwingen. Wie weit ſie ihre Abſichten erreicht, lehret uns der Philoſoph Syneſius in ſeiner vortreflichen Rede von dem Reiche an den Kaiſer Arcadius t). „ Wann „ glaubſt du, ſagt er, ſind die Römiſchen Sachen „ beſſer geſtanden? von der Zeit an, da ihr ganz „ mit Purpur, Gold, nnd edlen Steinen bedeckt „ ſeyd? — oder da dieſe Ceremonien ſind eingeführt „ worden, daß ein Kaiſer gleich einer Blindſchleiche „ ſich in einem Schlupfwinkel aufhalte, und ſich „ nicht getraue an das Tageslicht zu kommen, da„ mit ihn die Menſchen nicht erwiſchen? oder zur „ Zeit, da Leute zu oberſten Befehlshabern der „ Kriegsheere ſind aufgeſtellt worden, die gleichſam „ im Angeſichte aller Menſchen lebten? Gott und „ ein Kaiſer muß uns helfen, „ ſagt er ferner. Freylich ein Kaiſer, ſo wie ihn Syneſius mahlt, würde noch das einzige Mittel geweſen ſeyn, das Reich zu retten.

t) Quonam tempore Romanas res melius ſeſe habuiſſe putas? num ex quo purpurati et inaurati eſtis, lapilloſque ex montibus barbaroque mari quaeſitos alios redimitis, alios ſubligatis, alios cingitis, alios appenditis, alios fibulatis, aliis inſidetis — — num igitur melius nunc vobiſcum agitur, a quo hae circa imperatores caerimoniae inſtitui coeperunt; latibuliſque vos lacertarum in morem continetis, aegre ſi forte ad ſolis ſplendorem prodeuntium, ne vos homines ipſi deprehendant; an potius tunc, cum exercitibus praeficiebantur homines in propatulo vitam agentes, SYNES. *Orat de Regno.*

Hingegen waren die Deutſchen noch immer dieſelben. So wenig Veränderung in den Sitten einer Nation, die mit einer andern von ganz entgegen geſetzten Sitten ſo langen Umgang gepflogen, wird man kaum in der Geſchichte bemerken. Der Krieg war noch ihr Lieblingshandwerk; die mit der Tapferkeit und Freyheit allein verknüpfte Ehre die Seele ihrer Handlungen. Weder Städte, noch Künſte und Wiſſenſchaften hatten auf dem Deutſchen Boden Wurzel ſchlagen können, noch weniger aber hatte derſelbe Theater, Bäder und andere dergleichen Werkſtätte der Uippigkeit ertragen. Noch immer waldig und ſumpfig, und nur zur höchſten Nothdurft angebaut, hat er noch nicht die ſonſt dem Menſchen ſo natürliche Neigung zum Geburts- und Erziehungsorte ſeinen Bewohnern einflößen können. An allen Orten und Enden desſelben ſtanden ganze Nationen zum Ausmarſche bereit, am Niederrhein die Franken, am Oberrhein die Alemannen, an der Oberdonau die Markmänner, Quaden, Sueven, an der Niederdonau die Gothen. Hinter und neben dieſen waren noch eine Menge anderer mit gleichen Geſinnungen, und verdrängten oft die erſtern, wenn dieſe nicht Platz machen wollten; ſogar an den Seeküſten warteten einige auf günſtige Gelegenheit ſich anderwärts niederlaſſen zu können.

Wenn wir die ganze Geſchichte der Menſchheit durchgehen, finden wir nicht, daß Nationen, die ſich aus dem Ackerbau ein wahres Geſchäft machten, in andere Länder ſich verpflanzt hätten. Der Ackersmann hat eine ſtäte Wohnung, in der er geboren wird, aufwächſt, ſeinem Vater die Augen ſchließt, und ſelbſt Vater wird; eine Wohnung, die er liebt, weil ſie ſein iſt, wenn ſie auch noch ſo ſchlecht iſt.

Die

Die Erde, ſo ihn nähret, wird nach und nach ſeine Vertraute und Freundinn, die er deſto mehr liebt, je mehr er ſie anbaut. Wie hart kommt es ihn oft an, einen einzigen Baum zu verlaſſen, den er ſelbſt gepflanzt, gewartet, und zum Baume gemacht hat! Bey den Deutſchen war aber der Ackerbau noch immer das letzte Zufluchtsmittel, das er nur ergriff, wenn alles andre fehlte. Die Gallier, ihre Nachbarn, waren reich und ſchwach, ſagt Tacitus (dites et imbelles). Hierin lag Grund genug, ſich vielmehr auf Unkoſten derſelben, als durch eigene Arbeit zu nähren. Sie dachten nicht, daß ſie aus Deutſchland ein Gallien machen könnten, wenn ſie wie die Gallier arbeiteten; Gallien hingegen unter ihren Händen dem waldigten Deutſchlande gleich werden müßte, wenn ſie ihre Denkungsart in ihren neuen Beſitzungen nicht änderten.

Was einige aus freyer Willkühr thaten, dazu wurden andere durch die Noth gezwungen. Dieſe an keine ſtäten Wohnungen gebundene Völker waren in einer ſo wunderlichen Lage, daß, wenn ſich nur ein einziges bewegte, oder einen Stoß bekam, alle übrige ihn empfanden. Anſtatt daß die Nationen heut zu Tage, wenn ſie ſich im freyen Felde nicht mehr gegen ihre Feinde halten können, ſich in Städten und Feſtungen verbergen, warfen ſie ſich damahls auf ihre benachbarte, und wurden von dieſer oft zurück auf eine dritte geprellt, und von dieſer abermahl weiter, bis ſie eine Ausflucht fanden, und zuletzt oft an Orte und Stellen kamen, von denen ſie ſich Anfangs nichts hatten träumen laſſen, gleich einem Balle, der, wenn er oft genug hin und wieder geworfen iſt, vielmahl eine Direction bekommt, die ſeiner erſten ganz entgegen iſt. Dieſes war der

eigentliche Fall der meiſten Völker, die das Römiſche Reich zu Grunde richten halfen, nur daß man nie vermuthet hätte, das der erſte Stöß von der Seite herkommen würde, wie es hernach geſchehen.

Das nördliche Aſien war mit eben ſo unruhigen und kriegeriſchen Nationen bevölkert, als das nördliche Europa, nur daß man ſich in dieſem wenig bekümmerte, was in jenem vorging. Um das Jahr Ch. 376. ging eine derſelben unter dem Nahmen der Hunnen unvermuthet über die Máotiſche See, überwáltigte die Alanen, und ſtürzte ſich ſo gleich auf die Nachbarn derſelben, die Gothen, die nun ebenfalls gezwungen waren weiter zu gehen. Hier haben wir die Loſung zu jener großen Begebenheit, die unter dem Nahmen der Völkerwanderung in der Geſchichte vorkommt. Ammian Marcellin u) und Jornandes x) ſagen, die Hunnen hätten mehr den wilden Thieren, als den Menſchen geglichen. Die Gothen glaubten ſo gar, ſelbe wären nicht von Menſchen, ſondern von böſen Geiſtern und Alraunen, das iſt, von Weibern, die der Gothiſche König Filimer der Hexerey wegen ehemals in die Wüſte verjagt hätte, erzeuget worden. So viel wiſſen wir nun, daß ſie, der Geſtalt nach, den heutigen Kalmucken faſt ganz ähnlich waren; ſie waren breitſchulterícht, von dicken, kurz unterſetzten Leibern, hatten ganz kleine Augen, dicke, breit gepletſchte Geſichter. Zu ihren Speiſen brauchten ſie kein Feuer. Tag und Nacht brachten ſie auf den Pferden zu; ſie waren daher gute Reiter, und zugleich vortrefliche Pfeilſchützen. Wenn noch etwas von

u) *Hiſtor.* L. 31. c. 7.

x) *De rebus geticis.* c. 24. pag. 203.

von ihrer Sprache übrig wäre, würden wir leichter beſtimmen können, welche jetzt noch vorhandene Völker mit ihnen verwandt ſeyen y).

Die Macht der Gothen ſtand eben am höchſten, als der fürchterliche Schwarm der Hunnen angerückt kam. Der Gothiſche König Hermanreich, der ſich durch ſeine Tapferkeit zeither ſo viel Anſehen bey allen ſeinen Nachbarn erworben hatte, verlor den Muth zu fechten, aber nicht zu ſterben. Damit er ſeinen bisherigen Ruhm nicht überlebte, brachte er ſich ſelbſt um das Leben. Sein Nachfolger Vithimer ſetzte ſich zur Wehre, blieb aber im Gefechte. Alatheus und Saphrax, zwey tapfere Gothiſche Generale, übernahmen die Sorge über ſeinen noch unmündigen Sohn Viderich; getrauten ſich aber nicht den Hunnen unter das Geſicht zu treten, ſondern zogen ſich mit dem größten Theile der Nation zurück an den Nieſter (Danaſtus), einen Fluß zwiſchen der Donau und dem Nieper (Boryſthenes). Bis daher hatten es nur die Greuthunger, oder jener Theil der Gothen mit den Hunnen zu thun, die hernach unter dem Nahmen der Oſtgothen in der Geſchichte ſo berühmt geworden. Athanarich, König der Thervinger eines andern Aſtes der Gothiſchen Nation, den die Reihe nun traf, nahm ſich vor Stand zu halten, und verſchanzte ſich an dem Nieſter. Allein, die Hunnen paſſirten den Fluß, ehe Athanarich noch etwas von ihrer Annäherung erfahren hatte. Ganz voll Schrecken zog er ſich hierauf eilends in die Carphatiſchen Gebirge zurück. Athanarich würde nicht entkom-

y) Ein mehrers von ihnen kann man leſen in Gatterers Einleitung in die ſynchroniſtiſche Univerſal-Hiſtorie, pag. 658. ſeq.

entkommen ſeyn, wenn nicht die bereits gemachte große Beute die Hunnen gehindert hätte, mit ihrer ſonſt gewohnten Geſchwindigkeit zu marſchiren. Alle noch übrige Thervinger und andere Gothiſche Nationen, durch die bisherigen Vorgänge ganz betäubt, faßten nun einmüthig den Entſchluß alles im Stich zu laſſen, und ſich anderwärts entweder mit Gewalt oder im Guten niederzulaſſen, wie es die Umſtände erlauben würden. Die Auswahl fiel auf Thracien, theils wegen ſeiner guten Weyden, da ſie ſich gleich den übrigen Deutſchen mehr von der Viehzucht als dem Ackerbau nährten, theils wegen der Donau, welche ſie ſich zur Vormauer gegen ſo wilde Feinde ausſahen. Es wurden ſo gleich Geſandte an den Orientaliſchen Kaiſer Valens geſchickt, mit dem Erſuchen, die Gothen in Thracien aufzunehmen, wo ſie ſich ganz ruhig verhalten, und den Römern, im Falle ſie es brauchten, mit Hilfsvölkern beyſtehen wollten.

Zu Conſtantinopel hatte man ſchon von den Bewegungen der Hunnen gehört, die Sache aber ganz kaltſinnig aufgenommen. Denn daß ſich die Barbaren unter einander ermordeten und vertilgten, erweckte vielmehr Vergnügen als Beſtürzung. Man glaubte auch, daß das Kriegstheater zu weit von den Gränzen des Reichs entfernt wäre, als daß man etwas zu beſorgen hätte. Der unerwartete Antrag der Gothen machte zuerſt die Aufmerkſamkeit des Hofes rege. Man berathſchlagte ſich darüber. Eines Theils ſchien es gefährlich zu ſeyn, ſo viele Leute, die zu allen Zeiten Feinde des Reiches geweſen, in daſſelbe aufzunehmen, andern Theils aber wurde die freywillige Unterwerfung einer ſo kriegeriſchen Nation für einen großen Vortheil des Reichs gehalten. Einige Schmeich-

ler wünſchten dem Kaiſer Valens Glück, daß ſich ſo viele tapfere Leute freywillig zu ſeinem Dienſte einſtellten, wodurch die zur Recruten-Aushebung erfoderlichen beträchtlichen Geldſummen erſpart, und dem kaiſerlichen Schatze zuwachſen würden. Man genehmigte alſo den Antrag, und fertigte ſo gleich die Commiſſarien ab, um die Uiberſetzung der Gothen zu beſorgen. Alle Mühe ward angewendet, damit nur keiner zurück bliebe; Schiffe, Fahrzeuge, und ſo gar ausgehöhlte Bäume wurden herbey geſchaffet, um die Sache zu beſchleunigen. Viele konnten nicht warten, bis die Reihe an ſie kam, und ſuchten durch Schwimmen über den Fluß zu kommen. So ſehr war man beſchäfftiget, ſagt Ammian Marcellin, dem Reiche ſeinen Untergang herbey zu holen. Die erſten, die herüber kamen, waren Alavius und Fridigernus mit dem Uiberreſte der Thervinger. Sie betrugen ſich ihrem Verſprechen gemäß ganz ruhig; hingegen wurden ſie durch den Geiz der Römiſchen Generale auf das ſchändlichſte gemißhandelt. Jeder ſuchte Gewinn aus ihrer Noth zu ziehen. So gar ſchafften die Römer Hunde herbey, ſo viel ſie auftreiben konnten, verkauften ſie den von allen Lebensmitteln entblößten Gothen, und ließen ſich aus Abgang des Geldes Menſchen dafür geben; mit Weibern und Knaben aber wurde der ſchändlichſte Unfug getrieben.

Indeſſen kam auch Viderich, der König der Greuthunger, mit ſeinen Vormündern Alatheus und Saphrax an die Donau, und verlangte, daß man ihn überſetzen ſollte. Der Hof fing aber bereits an ſchüchtern zu werden, und beſorgte, eine ſo ungeheure Menge fremder Gäſte dürfte dem Staate mit der Zeit gefährlich werden. Viderich ward daher abgewieſen. Die ſchon übergeſetzten Gothen hingegen

wollte der General Lupicin, der das ganze Geſchäft beſorgte, nun weiter in das Innere von Thracien abfüh- ren. Weil er ſich aber ſeiner Niederträchtigkeiten, wodurch er die Nation zum Unwillen gereitzet hatte, ſelbſt zu ſehr bewußt war, entblößte er die Donau von den ordentlichen Wachen, die er an ſich zog, um die Go- then auf dem Wege deſto beſſer in Schranken halten zu können. Nicht ſo bald merkten die an dem andern Ufer noch ſich aufhaltenden Greuthunger, daß die Donau nicht beſetzt war, als ſie den Fluß wider den Willen der Römer in möglichſter Eile paſſirten. Der ſchon miß- vergnügte Fridigern maſchirte mit Fleiß langſam, um ihnen den Uibergang zu erleichtern, und allenfalls in der Folge zu ihnen zu ſtoßen.

Als Fridigern zu Marcianopel angelangt, lud ihn Lupicin zu ſich in die Stadt. Von den übrigen Go- then ließ man niemand hinein, ſo ſehnlich ſie auch ſol- ches verlangten, um ſich Lebensmittel zu kaufen. Die Gothen brauchten endlich Gewalt, und in einem hierü- ber entſtandenen Handgemenge kamen ſo wohl von ihnen, als von den Römern viele um. Lupicin, als er ſolches erfahren, ließ die von dem Fridigern mit- gebrachte Wache tödten, damit nicht auch in der Stadt Lärmen entſtünde; welches vollends die Gothen in Wuth brachte. Dem Fridigern war hierbey nicht wohl zu Muthe; aber als ein Mann von einer unge- meinen Gegenwart des Geiſtes ſtellte er dem Lupicin vor, das einzige Mittel ſeine erzürnten Landsleute zu beſänftigen, ſey, daß er zu ihnen ins Lager gelaſſen werde, um durch Ermahnungen ſo wohl, als Befeh- le ſie auf andere Wege zu bringen. Lupicin geſtattete ſolches. Fridigern ging, ward mit größtem Frohlocken aufgenommen, aber nicht als Friedensmittler, ſon- dern als Anführer zum Kriege; denn ſonſt wollten ſie

nun nichts mehr hören. Den Römern wurde alle Freundſchaft aufgeſaget, und durch Morden und Plündern der Anfang zu Feindſeligkeiten gemacht. Lupicin ſuchte zwar einigen Widerſtand zu thun, wurde aber mit den Seinigen in die Flucht getrieben. Nach ſeiner Entfernung waren die Gothen von allen Gegenden an der Donau Meiſter, und wirthſchafteten ſo übel, daß die damahligen Geſchichtskundigen behaupteten, das Römiſche Reich habe niemahl ſo traurige Zeiten erlebet. Alles, was von Gothen hin und wieder im Reiche anzutreffen war, theils diejenigen, welche noch vor der großen Einwanderung derſelben in das Römiſche Reich waren aufgenommen worden, theils, welche von Kaufleuten als Sclaven zu verſchiedenen Zeiten gekauft, hauptſächlich aber die, welche bey der letztern Uiberſetzung um ein wenig Wein und Brod, oder gar um einen Hund waren vertauſcht worden, geſellten ſich nun zu dem Fridigern, und verriethen ihm alle Orte, wo Beute zu machen war. Weil ſie durch ihre eigene Erfahrung gelernt hatten, daß die Menſchen in dem Lande, wo ſie jetzt waren, eine gangbare und ſehr angenehme Waare ſeyen, ſchleppten ſie alles mit ſich fort, was nicht in der erſten Hitze getödtet wurde.

Valens war eben zu Antiochia, als ihm dieſe traurigen Nachrichten zu Ohren kamen. Was er von Truppen entbehren konnte, ſchickte er ſo gleich voraus nach Thracien; er ſelbſt folgte, und erſuchte auch ſeines Bruders Sohn, den Occidentaliſchen Kaiſer Gratian, ihm mit Mannſchaft beyzuſtehen. Die voraus gegangenen Generale griffen bey ihrer Ankunft die Gothen hitzig an, konnten aber wegen der Menge derſelben, und ihrer tapfern Gegenwehr nichts ausrichten. Sie wählten daher einen

andern Weg, ſich ihrer Feinde zu entledigen. Weil die Gothen ſich nicht auf die Belagerung der Städte verſtanden; ſo ſollten alle Lebensmittel vom flachen Lande in dieſelben gebracht werden, damit ſie endlich vom Hunger entweder zum Rückzug genöthiget, oder aufgerieben würden. Zugleich beſetzten ſie alle Zugänge des Gebirges Hämus, worin ſich mehrere Gothen zu ihrer größeren Sicherheit aufhielten; und warfen noch Wälle und Verſchanzungen davor auf, um ihnen alle Zufuhr abzuſchneiden. Allein, dieſes hatte die gehoffte Wirkung nicht. Einer Seits waren die Gothen mehr Meiſter von dem flachen Lande, als die Römer; anderer Seits aber wären die letztern faſt ſelbſt durch die außer dem Gebirge herum ſtreifenden Gothen, und von Hunnen ſo gar und Alanen, welche die Begierde, Beute zu machen, herbey zog, eingeſchloſſen worden.

Indeſſen rückten die beyden Kaiſer, Valens aus dem Orient, Gratian aus dem Occident, mit friſchen Armeen an. Gratian ſchlug gleichſam im Vorbeygehen die Lentienſer ein mächtiges Alemanniſches Volk, das auf die Nachricht der Unruhen im Orient, und der bevorſtehenden Abreiſe des Gratian einen Einfall in die Römiſchen Provinzen gethan hatte. Er meldete dieſes dem Valens, und erſuchte ihn, bis zu ſeiner Ankunft nichts vorzunehmen. Allein Valens (es mag nun entweder aus Eiferſucht gegen den tapfern Jüngling, oder aus einem heimlichen Mißtrauen, weil Gratian nicht der Arianiſchen Lehre, wie er, zugethan war, oder auf Einrathen ſeiner Generale, die durch einige über die Gothen erhaltene Vortheile ſtolz geworden, geſchehen ſeyn) ließ ſich, ohne die Ankunft des Gratian zu erwarten, in ein Treffen ein, welches für die Römer ſeit der Schlacht bey Cannä das unglück-

lich-

lichſte war. Valens ſelbſt ging vorloren, ohne daß man jemahls mit Gewißheit hat erfahren können, wo er hingekommen. Einige behaupteten, er ſey auf dem Wahlplatze durch einen Pfeil erſchoſſen worden; einer, der ſelbſt dabey wollte geweſen ſeyn, ſagte aus, er habe ſich nach der Schlacht in ein Haus geflüchtet, welches von den Gothen, ohne zu wiſſen, wer ſich darin aufhalte, wäre angezündet worden. Die übrigen Römer wurden dermaßen aus einander geſprengt, daß keiner mehr von dem andern was wußte.

Die Gothen gingen nach dieſem wichtigen Siege auf Adrianopel, und ſelbſt auf Conſtantinopel los. Sie prällten auch plötzlich an, und wagten einige Stürme, wurden aber mit blutigen Köpfen abgewieſen. Wenn ſie ſich nur ein wenig auf die Belagerung der Städte verſtanden hätten, würden ſie ſich Meiſter von dem ganzen Orient haben machen können. Ihr Anführer Fridigern hatte ihnen gleich bey ihrem Eintritte in die Römiſchen Provinzen gerathen, mit den Mauern Frieden zu halten, und den Krieg nur mit offenen Orten zu führen. Dieſen Rath mußten ſie ſich endlich, wiewohl gezwungener Weiſe, gefallen laſſen. Von ihren weitern Schickſalen weiß man wenig, nur daß ſie in verſchiedenen Haufen herum geſchwärmt, wovon einige ſich ſo gar nach dem Occident gewendet, aber auch wieder über die Donau zurück gekehrt ſind. Zoſimus meldet, ein gewiſſer Modares, ein in Römiſchen Dienſten ſtehender Gothe, habe ihrer viele erlegt; andere ſchreiben dem Theodoſius, welchen Gratian nach des Valens Tod zum Kaiſer im Orient ernannt hatte, verſchiedene Siege über ſie zu. Wenigſtens hat er zu Conſtantinopel einen prächtigen Triumph deßwegen ge-

gehalten, wovon eine allda noch vorhandene Säule, die nach jener des Trajans zu Rom ſcheint gebaut zu ſeyn, ein Denkmahl iſt. Eben dieſer Theodoſius aber hat nicht allein ſo viele unter ſeine Truppen geſteckt, daß ſie die Anzahl der gebornen Römiſchen Unterthanen übertrafen, ſondern ihnen dasjenige gutwillig eingeräumt, was ſie anfangs geſucht, nähmlich ein Stück von Thracien, wo ſie beyſammen unter ihrer eigenen Obrigkeit und nach eigenen Geſetzen wohnen durften, den Römern aber unter dem Nahmen der Verbundenen (Foederatorum) Kriegsdienſte leiſten mußten, die ihnen dagegen etwas an Geld und Lebensmitteln jährlich reichten. Dieſe verbundenen Gothen haben ihm in der Folge die wichtigſten Dienſte gegen die beyden Tyrannen Maximus und Eugenius, die ſich, nach der Ermordung des Gratian und jüngern Valentinian, zu Kaiſern aufgeworfen, geleiſtet.

Es waren aber auch damahls ſchon Leute, die mit dieſer Einrichtung nicht zufrieden waren, und, von der Erfahrung geleitet, dem Reiche große Uibel vorſagten. Nicht allein der heidniſche Geſchichtſchreiber Zoſimus tadelt ihn wegen ſeines großen Zutrauens, das er auf die Barbaren geſetzt, ſondern auch Syneſius, den man keiner Religions-Parteylichkeit beſchuldigen kann, ſagt, daß die Barbaren von der Zeit des Theodoſius an der Römer nur ſpotteten. Selbſt ſein Lobredner Themiſtius läßt genug merken, daß viele dem Kaiſer ſein Betragen gegen die Gothen übel ausgedeutet haben, und für rathſamer gehalten, wenn er ſie ganz vertilgt hätte; zu deſſen Entſchuldigung ſagt er aber, wenn auch dieſes ihm möglich geweſen wäre, wovon die Erfahrung der vorigen Zeiten das Gegentheil weiſe, ob es nicht beſſer ſey, Thra-

cien

eien mit Lebendigen, als mit Leichen anzufüllen; machen, daß es angebaut, als daß es ganz wüſt und öde liege.

An ſich hat Theodoſius allemahl, wenn ihn die Noth nicht dazu gezwungen, einen gefährlichen Schritt gewagt. Die alten Römer, wenn ſie Hilfstruppen von den Barbaren verlangten, ſchickten dieſelben allemahl nach geendigtem Kriege wieder in ihr Vaterland zurück; die man aber auf Römiſchen Boden verſetzte, wurden entwaffnet, zerſtreut, zum Feldbau angehalten, den Römiſchen Obrigkeiten untergeben, und überhaupt ſolche Anſtalten mit ihnen getroffen, daß ſie ihnen nicht gefährlich ſeyn konnten. Eine fremde Nation in den Waffen auf dem Grund und Boden des Reichs beyſammen wohnen zu laſſen, war die bedenklichſte Sache. Doch haben ſie, ſo lange Theodoſius lebte, ihr Verſprechen genau erfüllt. Unter ſeinen beyden Söhnen, Arcadius und Honorius, hingegen äußerten ſich bereits die mißlichſten Folgen der getroffenen Einrichtung.

Gaines und Alarich, zwey Gothiſche Heerführer, hatten verſchiedene Haufen ihrer Landsleute in dem Treffen gegen den Eugenius commandirt, und das meiſte zu dem Siege beygetragen. Als Theodoſius bald nach dem Treffen ſtarb, ſchickte ſie Stilicho, der dem jungen Honorius, welchem ſein Vater den Occident zugedacht, als Feldherr und Miniſter zur Seite gegeben war, in den Orient zurück, ohne ihnen die gehofften Belohnungen zu geben. Voll Mißvergnügen, und feſt entſchloſſen, ſich ſelbſt bezahlt zu machen, traten ſie den Marſch an. Nach der letzten Verordnung des Theodoſius war ſeinem ältern Sohne, Arcadius, der Orient zu Theil geworden. Dieſer

Arcadius war jene Puppe, die Syneſius in ſeiner ſchon angeführten Beſchreibung der damahligen Kaiſer vor Augen gehabt, unſchuldig an allem Guten ſo wohl, als Böſen, das in dem Reiche vorging. Statt ſeiner regierte ſein erſter Miniſter Rufinus. An dieſem ließ Gaines ſeine Rachgier aus, und ermordete ihn in dem Angeſichte des Kaiſers. Nach dem Rufin bemächtigte ſich der Verſchnittene, Eutropius, des Kaiſers, und machte ſich bey dem Volke ſo wohl, als dem Gaines noch gehäſſiger; auch dieſen mußte der ſchwache Kaiſer der Willkühr des Gaines überlaſſen, der ihn, wie den Rufin, hinrichten ließ. Gaines, der immer muthiger wurde, faßte endlich einen Entſchluß, welcher eine der größeſten Veränderungen in der Welt nach ſich gezogen, und den Gaines der Zahl der größten Eroberer, und Stifter neuer Reiche einverleibt haben würde, wenn er nicht zu bald wäre entdeckt worden. Er glaubte ſtark genug zu ſeyn, Conſtantinopel zu überrumpeln, und ſich zum Meiſter vom Orient zu machen. Weil man aber ſein Vorhaben zu bald merkte, wurden die in Conſtantinopel ſich aufhaltenden Gothen, die dem Gaines die Thore öffnen ſollten, von den Soldaten, und dem in Wuth gerathenen Pöbel theils ermordet, theils in einer Kirche, darein ſie ſich geflüchtet hatten, verbrennet. Gaines aber mußte hierauf mit den Seinigen, nachdem er die Gegenden außer der Stadt verwüſtet hatte, über die Donau in die alten Wohnungen der Gothen zurück gehen; wo ihn aber die Hunnen, welche ihn nicht zum Nachbar haben wollten, angriffen, und endlich nach tapferem Widerſtande durch ihre Menge unterdrückten.

Zehntes Kapitel.

Einbruch des Viſigothiſchen Königs Alarich in Italien. Des Radagaiſus in eben daſſelbe. Der Vandalen, Alanen, Sueven in Gallien. Uibergang derſelben in Spanien. Eroberungen der Stadt Rom durch den Alarich. Stiftungen des Burgundiſchen und Gothiſchen Reichs in Gallien, und des Vandaliſchen in Afrika.

Alarich, eben ſo mißvergnügt wie Gaines, ſchlug einen andern Weg ein, um ſich wegen ſeiner dem Reiche geleiſteten Dienſte ſchadlos zu halten. Gleichwie Gaines ſeinen Anſchlag auf den Mittelpunct des Orientaliſchen Reiches gerichtet hatte: ſo ging hingegen Alarich in die entlegenen, und von Beſatzungen am meiſten entblößten Provinzen, in Macedonien nähmlich und Griechenland. Der Orientaliſche Hof machte ſo geringe Vertheidigungsanſtalten, daß man dafür hielt, der erſte Miniſter Rufin habe dem Alarich allen Vorſchub dazu gethan, um ſich an ſeinem Herrn zu rächen, weil er ſeine Tochter nicht geheurathet. Als Alarich immer weiter ging, in den Pelopones eindrang, und Italien zu nahe kam, ſetzte Stilicho, der unter dem Nahmen des Honorius den Occident regierte, mit einigen Truppen in den Peloponnes über. Die Orientaliſchen Geſchichtſchreiber geben ihm Schuld, er hätte den Alarich mit den Seinigen ganz zu Grunde richten können, wenn er nicht in den Städten die Zeit mit unnützen Luſtbarkeiten verloren hätte; die Abendländiſchen hingegen ſagen,

gen, der Orientaliſche Hof habe den Alarich ſelbſt gegen den Stilicho in Schutz genommen. Beyde können Recht haben. Es ſcheint dem Stilicho nicht Ernſt geweſen zu ſeyn, den Alarich aufzureiben, und der Orientaliſche Hof mag vielleicht noch lieber den Alarich, als den Stilicho mit einem Heere an ſeinen Gränzen geſehen haben; indem Stilicho, unter dem Vorwand, daß Thedoſius vor ſeinem Ende ihm ſeine beyden Söhne anvertraut, ein abgeſagter Feind des Rufin war, und Rufin eben ſo des Stilicho. Man machte alſo einen Vergleich mit dem Alarich, ſo gut man konnte, und für die Verwüſtung ſo vieler Provinzen bekam er die Präfectur des Orientaliſchen Illyricums zur Belohnung.

Aber nicht zufrieden damit, ſuchte er ſich nur in dem Illyricum zu erholen, um den kühnſten Gedanken auszuführen, den man vielleicht jemahls gehabt hat. Anſtatt der Orientaliſchen Provinzen wollte er nun auf Italien und Rom ſelbſt losgehen, um ſich durch Tapferkeit lieber ein eigenes Reich zu ſtiften, als ein Unterthan eines fremden zu ſeyn. Alarich hatte die Päſſe nach Italien, und die Beſchaffenheit des Landes kennen gelernt, als er dem Feldzug gegen den Eugenius beygewohnt. Bey allem dem aber war es ein ſehr bedenkliches Unternehmen, ſich in ein Land zu begeben, das von innen mit Städten angefüllt, deren Eroberung den Gothen ſo ſelten gelungen, von außen aber entweder mit Waſſer oder Gebirgen umgeben war. Die Barbaren hatten zwar die Wege nach Italien mehrmahl gefunden, ſelten aber den Rückweg. Meiſtens konnten ſie auch auf ihre Menge trotzen. Alarich aber, da er vor den Thoren Roms angelangt, hatte nicht mehr als vierzig tauſend Mann bey ſich. Deſſen ungeachtet,

wagte er den Schritt, der dem ganzen Occident einen andere Geſtalt gegeben. Italien war in keiner Verfaſſung, als Alarich über die unbeſetzten Juliſchen Alpen im Anzuge war. Nie hatte man von dieſer Seite, wo man nur Freunde und Hilfsvölker von undenklichen Zeiten herkommen ſah, einen Feind vermuthet. Faſt alle Truppen waren in den Gränzprovinzen vertheilt. Auf einmahl erſchien Alarich, und ſetzte alles in Schrecken. Der Hof ſelbſt zitterte, und machte Anſtalten zur Flucht. Rom beſſerte in aller Eile ſeine Mauern aus. Alles, was den Nahmen Soldat hatte, wurde aufgebothen, und von allen Enden des Reichs herbey gerufen. Stilicho ſelbſt ſetzte ſich mit den Deutſchen, mit denen er eben im Krieg begriffen war, ſo gut er konnte, und eilte Italien zu Hilfe. Seine Ankunft richtete die niedergeſchlagenen Gemüther wieder auf; und Alarich mußte dießmahl Italien unverrichteter Sache verlaſſen, aber nicht ohne Hoffnung, mit größerer Macht wieder zu kommen. Honorius hielt wegen der Entfernung der Gothen einen Triumph zu Rom, ſo daß er den Stilicho in dem Wagen bey ſich hatte.

Sonſt brachte dieſer Zug des Alarich nach Italien, ob er ihm ſchon nicht nach Wunſch gelungen, dem Abendländiſchen Kaiſerthum dennoch einen tödtlichen Stoß bey, weil er Urſache geweſen, daß die Römer alle ihre Gränzen entblößten z), eine Sache,

 die

z) Aus einer Stelle des Poeten Claudian erhellet, daß nicht nur die Völker von der Donau und dem Rheinſtrom, ſondern auch aus Rhätien und Britannien ſo gar nach Italien ſind geführet worden. Die Bemerkung, die dieſer Poet hierüber macht, iſt ein Meiſterſtück der Schmeicheley, und eine ſichere Probe, daß kein Fehler zu erdenken ſey, dem ein nie-

die ſonſt niemahls, auch nicht in der äußerſten Noth oder in bürgerlichen Kriegen, wo jeder Theil ſich zu verſtärken ſuchte, ſo viel er konnte, geſchehen war. Man ſah bald die widrigen Folgen davon, beſonders an der Donau und an dem Rhein. Alle nördliche Länder geriethen in eine allgemeine Gährung, und die Luſt auszuwandern ergriff dieſelben wie eine epidemiſche Seuche, nachdem eine Hand voll Gothen Rom ſelbſt zittern gemacht, und alle Päſſe in die Römiſchen Provinzen offen ſtanden. Unter einem gewiſſen Radagais zog ſich eine ungeheure Armee von allerhand Völkern, beſonders aber von ſolchen, die zwiſchen dem Rhein und der Donau wohnten, zuſammen, und
A. Ch. 405. nahm den Weg gerade zu nach Italien. Radagais kam ſo glücklich hinein, als Alarich, und verurſachte noch mehr Schrecken, als der letztere, theils, weil er ein ungleich ſtärkeres Heer bey ſich hatte, theils, weil Alarich ein Chriſt, obſchon ein Arianer, Radagais hingegen ein Heid war, von dem ſich der alles vergrößernde Ruf zu Rom verbreitet hatte, daß er ſeinen Göttern das Blut aller Römer, die in ſeine Hände fallen würden, gelobet habe. Die armen Römer, die damahls keines Menſchen Feinde mehr waren, ſondern nur an ihre Ergetzlichkeiten dachten, ſollten

niederträchtiger Lobredner nicht den Firniß irgend einer Tugend zu geben im Stande ſey.

Vllane poſteritas credat? Germania quondam
Illa ferox populis, quae vix inſtantibus olim
Principibus tota poterat cum mole teneri,
Tam ſeſe placidam praebet Stiliconis habenis,
Vt *nec praeſidiis nudato limite* tentet
Expoſitum calcare ſolum, nec tranſeat amnem,
Incuſtoditam metuens attingere ripam.

Der Erfolg zeigte bald, wie wahr Claudian geredet habe.

ſollten ſich nun den Göttern opfern laſſen! Alles war darüber in größten Aengſten. Damahls befanden ſich noch viele Heiden zu Rom, beſonders unter dem Adel. Es könnte nicht anders ſeyn, ſagten dieſe, Radagais ehre die Götter, ihnen aber ſey es verbothen; der Zorn der Götter zeige ſich augenſcheinlich, weil Theodoſius jene Opfer eingeſtellt, unter denen Rom zu ſeiner fürchterlichen Größe aufgewachſen; da es hingegen nach der Abſchaffung der Opfer täglich mehr zu ſeinem Untergange ſich neige. Die Chriſten ſetzten Schlüſſe entgegen, und ſuchten die Nichtigkeit der Götter und ihres ganzen Dienſtes zu erweiſen; in der That aber war es ihnen noch banger, als den Heiden. Radagais kam indeſſen bis nach Florenz. Hier ſcheiterte ſein ganzes Unternehmen, weil er eben ſo unerfahren in der Belagerung der Städte war, als die übrigen Deutſchen. Als er ſich zu lange vor Florenz verweilte, fand Stilicho Mittel, durch Hilfe der Hunnen und Gothen, die er an ſich gezogen hatte, ihm alle Zufuhr abzuſchneiden, und nöthigte ihn dadurch ſich in das Apenniniſche Gebirg zurück zu ziehen, wo ein Theil ſeines Heeres vor Hunger verſchmachtete, der andre, um nicht ein gleiches Schickſal zu erfahren, ſich ergeben mußte. Die Zahl der Gefangenen war ſo groß, daß man ſie truppenweiſe die Perſon für eine Krone verkaufte, die aber faſt alle ſo ermattet waren, daß ſie ſtarben, ehe man ſie zur Arbeit brauchen konnte.

Das Schickſal des Radagais ſchreckte die Deutſchen noch nicht von ihrem Vorhaben ab. So ſtark war die durchaus eingeriſſene Auswanderungsſucht. Nur daß ſie ſich jetzt auf eine andere Seite, und zwar mit glücklicherem Erfolge, als Radagais, wendeten. Die Vandalen, Alanen, und ein Theil der Sueven

waren es, die ſeinem Beyſpiele zuerſt ſolgten. Ihre Abſichten waren auf Gallien gerichtet. Von Römern hatten ſie nichts zu fürchten, weil der Rhein von Beſatzungen entblößt war. Hingegen widerſetzten ſich ihnen andere Deutſche ſelbſt, nähmlich die Franken, entweder, weil ſie mit den Römern in Bündniſſen ſtanden, oder weil ſie glaubten, daß, wenn es doch zur Theilung kommen ſollte, ſie mehr Recht hätten, als dieſe fremden Gäſte. Die Vandalen wollten ſich den Weg mit Gewalt bahnen, wurden aber in einem darüber entſtandenen Treffen ſo übel zugerichtet, daß nur wenige den Rückweg, und weit wenigere den Weg nach Gallien würden gefunden haben, wenn ihnen nicht Reſpendial, ein Heerführer der Alanen, wäre zu Hilfe gekommen. Dann änderte ſich das Glück; die Franken mußten weichen, und die Van-
A. Ch. dalen drangen, wie ein reiſſender Strom, in Gallien
406. ein, durchſtreiften es von einem Ende zu dem andern; und wenn die Pyrenäiſchen Gebirge nicht beſetzt geweſen wären, würden ſie damahls ſchon in Spanien eingedrungen ſeyn. Der glückliche Fortgang ihrer Waffen zog nach und nach eine Menge Deutſcher Völker nach Gallien, ſo daß Quaden, Gepiden, Heruler, Sachſen, Burgunder, Franken, Alemannen, nebſt den Vandalen und Alanen darin mit einander zuſammen trafen, und das Land um die Wette plünderten.

Gleichwie ſelten ein Unglück allein kommt, und, wenn es auf das Verderben angeſehen iſt, oft die Mittel, die man braucht es abzuwenden, das meiſte dazu beytragen: ſo ging es auch bey dieſen Umſtänden im Römiſchen Reiche. Die Provinzen, die ſchon ſo lange Zeit keinen Kaiſer geſehen hatten, dachten, es würde ihnen beſſer geholfen ſeyn, wenn ſie anſtatt

des

des Honorius, der ſich nicht getraute ſeinen Pallaſt zu verlaſſen, einen wählten, der ſelbſt an der Spitze der Römiſchen Legionen den allenthalben eindringenden Feinden entgegen rückte. Britannien machte den Anfang, und rief einen gewiſſen Conſtantin zum Kaiſer aus, deſſen größtes Verdienſt darin beſtand, daß er den Nahmen Conſtantin führte, der in Britannien noch ungemein geehret war, weil Conſtantin von Britannien aus das ganze Römiſche Reich ſich unterwürfig gemacht. Dieſer neue Conſtantin ſetzte mit einigen Truppen in Gallien über, und fand großen Anhang, weil ſich jeder nach Hilfe ſehnte, ſie mochte herkommen, wo ſie wollte. Man irrte ſich aber; die Barbaren blieben wie zuvor in Gallien, und alles wurde von Seiten der Römer nur verworrener. Conſtantin, dem es mehr darum zu thun war, ſich gegen den Honorius feſt zu ſetzen, als ſich mit den Barbaren herum zu ſchlagen, ſchickte ſeinen Sohn Conſtans und den General Gerontius nach Spanien, um ſich dieſes von den Barbaren noch unberührte Land unterwürfig zu machen; und eben dieſer unglückſelige Gedanke öffnete ihnen auch den Weg dahin. Gerontius hatte Deutſche Truppen bey ſich, die noch vor dem Einbruche der Vandalen in Römiſchen Sold getreten, und bey der Armee unter dem Nahmen der Honoriaci bekannt waren; mit dieſen griff er den Didymus und Verianus, zwey Verwandte des Honorius, an, ſchlug ſie auf das Haupt, und bekam ſie gefangen. Allein, ſeine eigenen Soldaten, die Honoriaci, behandelten die Spanier nicht als Unterthanen Conſtantins, ſondern als Feinde, plünderten und raubten, und, um es ungeſtrafter zu thun, riefen ſie alle ihre in Gallien herum ſtreifende Landsleute nach Spanien, welches ſie deſto eher thun konnten,

weil

weil ihnen Gerontius die Päſſe über die Pyrenäiſchen Gebirge anvertraut hatte.

Den Vandalen und Alanen war dieß eine erwünſchte Gelegenheit, weil ohnehin Gallien ganz ausgezehret war, Spanien hingegen lange Zeit keinen Feind geſehen hatte. Sie kamen, vereinigten ſich mit den erſten, und verwüſteten das Land von den Pyrenäiſchen Gebirgen bis an das Atlantiſche Meer. Eine grauſame Seuche folgte ihnen auf dem Fuße nach, und verheerete zur nähmlichen Zeit ganz Spanien; die von Leichen lange Zeit genährten wilden Thiere fielen endlich auch die Lebendigen an, und waren für ſie eine neue Gattung von Feinden. Die Städte, und was dahin ſeine Zuflucht genommen hatte, wurden von den noch übrigen Römiſchen Soldaten und Einnehmern der öffentlichen Gefälle ſo ſehr geplagt, daß ſie endlich die Herrſchaft der Barbaren noch erträglicher fanden, als die Römiſche, und ſich ihnen ohne Belagerung unterwarfen: worauf ſich letztere förmlich in Spanien theilten. Die Vandalen und Sueven bekamen Gallăcien, die Alanen Luſitanien und die Gegend von Carthagena, und die Vandalen,
A. Ch. 411. mit dem Zunahmen Silingi, Bäticam a).

Die Empörung des Conſtantin hatte noch die üblen Folgen für die Römer, daß ſie auch ihren übrigen Feinden nicht Widerſtand genug thun konn-
Die

a) Debacchantibus per Hiſpanias barbaris, et ſaeuiente nihilominus peſtilentiae malo opes et conditam in vrbibus ſubſtantiam tyrannicus exactor diripit, et miles exhaurit; fames dira graſſatur, adeo vt humanae carnes ab humano genere vi famis fuerint deuoratae; matres quoque necatis vel coctis per ſe natorum ſuorum ſint paſtae corporibus.
Beſtiae

ten. Alarich, den ſich Stilicho auserſehen hatte, um ſeine Abſichten gegen den Orientaliſchen Hof auszuführen, und den er eben daher durch große Schenkungen und Verſprechen zur Ruhe gebracht hatte, fing nun aufs neue an ſich zu regen, und drohte mehr als jemahls. Da durch die bisherigen Vorfälle in dem Occident alle Anſchläge des Stilicho gegen den Orientaliſchen Hof zernichtet worden, wollte Alarich ſeinerſeits nicht umſonſt gewartet haben. Er machte daher gewiſſe Foderungen an Geld, und näherte ſich zugleich Italien, um dieſelben mit dem Degen zu unterſtützen. Honorius war eben zu Rom; Stilicho reiſete dahin, und brachte es ſo weit, daß man dem Alarich vier tauſend Pfund Gold verſprach. Dieſe Bemühungen des Stilicho für einen Barbaren, unter dem Vorwand der mit ihm eingegangenen Verbindungen, brachte das Mißtrauen, ſo man bereits gegen ihn geſchöpft hatte, auf das höchſte. Alles hielt ihn für einen Verräther, der die Barbaren in das Reich gezogen, um ſeinem Sohne Eucherius den Weg zu dem Throne zu bahnen. Seine Feinde fanden Mittel, dem Honorius ſelbſt, der zwey Töchter von ihm nach und nach zur Ehe genommen hatte, dergleichen Vorſtellungen beyzubringen.

Ein neuer Umſtand, der dazwiſchen kam, ſchien ihr Vorgeben zu bekräftigen. Arcadius, des Honorius Bruder, war indeſſen zu Conſtantinopel mit Tod abgegangen. Honorius wollte ſelbſt dahin reiſen, um ver-

Beſtiae occiſorum gladio, fame, peſtilentia, cadaueribus adſuetae, quosque hominum fortiores interimunt, eorumque carnibus paſtae paſſim in humani generis efferantur interitum — Hiſpani per ciuitates et per caſtella reſidui a plagis barbarorum per prouincias dominantium ſe ſubiiciunt ſeruituti. IDATIVS *in Chronico colum.* 232. *lit. D. Edit. Sirmond.*

verſchiedenes zu verfügen, weil deſſen nachgelaſſener Sohn Theodoſius erſt acht Jahr alt war. Stilicho widerrieth dieſes, weil Alarich Italien bedrohte, Conſtantin Gallien inne hätte, die Reiſe aber auſſerordentlichen Aufwand foderte; dagegen both er ſich an, dieſes Geſchäft zu beſorgen, den Alarich aber ſollte man vermögen, gegen den Conſtantin in Gallien zu ziehen. Seine Feinde machten einmüthig den Schluß, er wolle nur deßwegen nach dem Orient gehen, um ſeinen Sohn Eucherius mit Hindanſetzung des Theodoſius indeſſen allda zum Kaiſer zu machen, mit dem Occident würde er hernach das nähmliche ins Werk richten. Honorius glaubte es endlich, getraute ſich aber nicht dem Miniſter, der mächtiger war, als ſein Herr, öffentlich etwas merken zu laſſen, ſondern ging nach Pavia, um ſich der Soldaten zu verſichern. Dieſe waren ohnehin gegen den Stilicho aufgebracht, weil er die in Römiſchen Dienſten ſtehenden Barbaren mehr achtete, als die Römiſchen Soldaten. Die erſtern waren außerordentlich angewachſen. Alles wimmelte in Italien von Gothen und Hunnen. Die wichtigſten Poſten wurden ihnen anvertraut, ohne alle Rückſicht, ob ſie Chriſten oder Heiden wären. Stilicho, der ſelbſt von barbariſcher Herkunft war, indem ſein Vater, der in Römiſchen Dienſten ſein Glück gemacht, ein Vandal geweſen, hatte eine Leibwache von Hunnen bey ſich, und war allezeit von den Anführern der verſchiedenen barbariſchen Haufen, die im Römiſchen Sold ſtanden, umringet. Als Honorius zu Pavia angekommen, hielt er eine Anrede an die Soldaten, und ermunterte ſie, gegen den Conſtantin tapfer zu fechten; von dem Stilicho that er keine Meldung. Sie waren aber ſchon unter der Hand von ſeinen Geſinnungen unterrichtet, und ermordeten ſo gleich, um ihm Proben ihrer Treue zu geben, e-

den, welchen man nur im Verdacht hatte, daß er ein Anhänger, oder eine Creatur des Stilicho ſey. Stilicho war zu Bononien, als dieſes zu Pavia vorging. Nachdem er Nachricht davon bekommen, nahm er den Weg gerade nach Ravenna, anſtatt nach Pavia zu gehen, ob ihm ſchon ſeine Freunde mißriethen dieſes zu thun, ehe er noch wegen des Honorius ſich ſicher geſtellt hätte. Ihr Furcht war nicht ohne Grund. Honorius ließ gleich nach ſeiner Ankunft zwey Befehle an die dortige Beſatzung ergehen. Der erſte war, den Stilicho zu bewachen. Stilicho, der mehr als dieſes beſorgte, flüchtete ſich in eine Kirche; als aber in Gegenwart des Biſchofs die Soldaten eidlich ausſagten, daß ſie keine Befehle hätten ihn zu tödten, verließ er die Kirche. Bald kam der andere Befehl, daß Stilicho ſollte hingerichtet werden, welches auch geſchah. Seine Freunde und Vertrauten wurden aller Orten verfolgt, ihrer Güter beraubt, und einige getödtet; die Gemahlinn des Honorius, des Stilicho Tochter Thermantia, ihrer Mutter Serena heimgeſchickt, ſein Gedächtniß in öffentlichen Geſetzen, worin man ihn einen Verräther ſchalt, gebrandmarkt, und die Tragödie damit beſchloſſen, daß alle Weiber und Kinder der in Römiſchen Dienſten ſtehenden Barbaren, die hin und wieder in den Städten vertheilt waren, ermordet wurden. Dieſe Treuloſigkeit war nicht die erſte in ihrer Art. Nach der unglücklichen Schlacht des Valens mit den Gothen war man ihnen im Orient eben ſo begegnet. Jetzt aber geſchah es zur Unzeit. Die Männer und Verwandten der Ermordeten, bis dreyßig tauſend an der Zahl, rotteten ſich zuſammmen, und beſchloßen einhellig, mit dem Alarich gemeine Sache gegen die Römer zu machen. Dieſes Gewebe von Schwäche und Grauſamkeiten iſt eben ſo betrübt anzuſehen, als es ſchwer

iſt

iſt, auf den wahren Grund der Hof-Intriguen in ſolchen Fällen zu kommen. Stilicho war unſtreitig ein Mann von großen Fähigkeiten, und hatte dem Reich große Dienſte geleiſtet; ſeine wahren Geſinnungen aber werden allezeit ein hiſtoriſches Problem bleiben, da man ihn weder gehört, noch eine gerichtliche Unterſuchung über ſein Betragen angeſtellt hat.

Alarich, welchen der Nahme, Stilicho, im Zaume hielt, war bey deſſen Falle noch nicht wegen ſeiner Foderungen zufrieden geſtellt. Jetzt wiederholte er ſelbe um deſto dreiſter; und Honorius, der in ſeinen Gedanken, weiß nicht, was für einen Sieg davon getragen hatte, daß er ſeinen erſten Miniſter ſo glücklich aus dem Weg geräumt, ſchlug ihm ſein Begehren eben ſo dreiſt ab, ohne ſich jedoch in die gehörige Gegenverfaſſung zu ſetzen. Alarich, der ohnehin ſchon an den Gränzen Italiens ſtand, war kurz entſchloſſen, rückte in Italien ein, und ging gerade zu, gleichſam im Angeſichte des Hofes und der Stadt Ravenna vorbey, auf Rom, ohne ſich mit Belagerung der Städte unterwegs aufzuhalten. Dieſe Ankunft war ein Donnerſchlag für die Stadt, welche ſeit Hannibals Zeiten keinen Feind vor ihren Thoren geſehen, und den ſtolzen Beynahmen der Ewigen nicht nur allein von Schmeichlern angenommen, ſondern ſich ſelbſt denſelben erſt in einer Inſchrift wegen der hergeſtellten Mauern ertheilt hatte b). Alarich bemächtigte ſich ſogleich der Tiber, und ſchnitt der Stadt alle Zufuhr ab. Das Elend ward hierauf allgemein. Doch, weil man ſich auf einen Entſatz von Ravenna aus Rechnung machte, wollte man gleichwohl gegen den Feind aushalten. Der Hunger nahm aber ſo ſehr über-

b) Bey GRVTER *p. CLXV. n. i.*

überhand, daß man bald gelindere Saiten aufzog. Es wurden Geſandte an den Alarich geſchickt mit dem Bedeuten, daß die Stadt bereit ſey, Frieden einzugehen, wenn nur annehmliche Bedingungen vorgeſchlagen würden, aber auch ſich zu wehren, wofern dieſes nicht geſchähe; indem das ſo zahlreiche Römiſche Volk durch beſtändige Uibung in den Waffen ſo beherzt geworden, daß es ſich nicht mehr vor dem Krieg fürchte. Alarich lachte überlaut, als die Geſandten das letztere vorbrachten, und ſagte nur, das dicht ſtehende Heu ſey leichter abzumähen, als das dünne. Wenige Sieger hat man mit ſolcher Zuverſicht auf ſich ſelbſt ſprechen geſehen wie den Alarich, und nie ein Volk, deſſen Höhe in ſeinen eigenen Gedanken nichts beykam, auf einmahl ſo ſehr erniedriget. Eine unendliche Zahl von Siegen, Triumphen, Eroberungen und Heldenthaten ſah man in den Staub hingeſtreckt, und zwar vor einem in der Inſel Peuce am Ausfluße der Donau unter einem barbariſchen Volk gebornen Manne, der auf dem ganzen Erdboden kein Eigenthum, als ſeine Tapferkeit beſaß. Alarichen mußte dieſes gewiß mehr freuen, als die Römiſchen Feldherren und Kaiſer alle ihre noch ſo glänzende in eben dieſer Stadt gehaltene Triumphe.

Die Geſandten lenkten endlich die Rede auf die Friedensbedingungen; und Alarich foderte alles Gold, Silber, Geräth und Sclaven von barbariſcher Herkunft, die in der Stadt wären. Was er ihnen denn übrig laſſen wollte, erwiederten die Geſandten; die Seelen (animas), verſetzte Alarich. Mit dieſer Antwort mußten ſie den Rückweg nehmen. Man berathſchlagte ſich in Rom über dieſe Foderungen.

Alles, was helfen kam, ward hervor geſucht. Einige Thuſcier erbothen ſich, den Alarich durch Beſchwörungen von der Stadt zu treiben; nur ſollten die öffentlichen Opfer der Götter wieder hergeſtellt werden, und der Rath denſelben beywohnen. Alles ward ihnen erlaubt zu thun; nur das letztere getraute man ſich nicht. Endlich aber, da keine Rettung zu hoffen war, mußte man ſich verſtehen, ſo hart es auch den Römern ankam, die bisher nur gewohnt geweſen andere Nationen zu plündern und durch deren Gut ſich zu bereichern, den Gothen nach dem Berichte des Zoſimus fünf tauſend Pfund Gold, dreyßig tauſend Pfund Silber, vier tauſend ſeidene Kleider, drey tauſend ſaffianene Häute, und bis drey tauſend Pfund Gewürz zu verſprechen. Alles mußte hierzu, hauptſächlich aber die Senatoren, als die reicheſten, das ihrige beytragen. Es war aber nicht möglich die ganze Summe aufzubringen. Man verfiel endlich darauf, die in den heidniſchen Tempeln noch vorhandenen Geſchmucke, und Zierathen der Götzenbilder anzugreiffen. Als auch dieſes nicht erklecken wollte, wurden einige goldene Bilder der Götter, und unter andern das Bild der Tapferkeit, und mit dieſem, ſagt ein heidniſcher Geſchichtſchreiber in vollem Ernſte, alles, was noch von Tapferkeit zu Rom übrig war, zuſammen geſchmolzen.

Alarich ging hierauf in Thuſcien; die Römer aber ſchickten, aus Furcht eines abermahligen Beſuches, ein und das andere Mahl Abgeordnete an den Honorius, die mit den Gothen eingegangenen Vergleichspuncte zu beſtätigen. Man wollte aber an dem Hofe den Frieden nicht, den man für ſchimpflich anſah; und war doch zu ſchwach, den Feind aus Italien zu treiben. Valens, ein kaiſerlicher General,

ward mit ſechs tauſend Mann Dalmatiſcher Truppen, welche den Kern des Römiſchen Heeres ausmachten, nach Rom geſchickt der Stadt zur Beſatzung zu dienen, unterwegs aber von den Gothen ſo übel zugerichtet, daß kaum hundert Mann davon kamen, wovon Valens einer war, der anſtatt der Hilfe die Zeitung von ſeiner Niederlage mit ſich brachte. Der Hof fing nun ſelbſt an mit dem Alarich in Unterhandlungen zu treten, wozu ein gewiſſer Jovius, welcher noch vor deſſelben Einbruche in Italien mit ihm in guter Bekanntſchaft geſtanden, gebraucht wurde. Alarich foderte eine jährliche Summe Geldes, und etwas gewiſſes an Lebensmitteln, nebſt der Erlaubniß mit den Seinigen das Noricum, Dalmatien und Venetien zu bewohnen. Jovius, welchem dieſe Foderungen zu übertrieben vorkamen, machte dem Hof den Vorſchlag, dem Alarich die oberſte Befehlshabersſtelle über die ſämmtlichen Römiſchen Truppen aufzutragen, in Hoffnung, daß ihn dieſes auf gelindere Bedingungen bringen würde. Als die Antwort vom Hof zurück gekommen, las er ſie ſogleich dem Alarich vor, voll Vertrauen, man würde ſeinen Vorſchlag genehmiget haben; zu ſeiner Verwunderung aber fand er das Gegentheil, und daß man nicht einmahl geſonnen ſey, dem Alarich das Noricum c) einzuräumen, eine den feindlichen Einfällen ohnehin ausgeſetzte Provinz, die den Römern wenig eintrug. Alarich, der durch dieſe Unvorſichtigkeit des Römiſchen Geſandten von den geheimen Geſinnungen des Hofes unterrichtet worden, gab auf der Stelle Befahl wieder nach Rom umzukehren. Dort ſprach er mit den Römern in eben dem gebieteriſchen Tone, wie das vorige Mahl,

 und

c) Das heutige Oeſterreich, Steyermark und Kärnthen.

und verlangte ſo gar von ihnen, wenn ſie ihre Stadt nicht wollten verwüſtet ſehen, anſtatt des Honorius einen andern Kaiſer zu wählen, wozu er ihnen den zu Rom in großem Anſehen ſtehenden Stadt-Präfect, Attalus, vorſchlug. Die Römer, welche, wenn ſie doch etwas entbehren ſollten, ihren ſchwachen Kaiſer noch am liebſten dahin gaben, willigten in ſeinen Antrag, und machten den Attalus zum Kaiſer.

Der Anfang ſeiner Regierung ließ ſich zum allgemeinen Vergnügen an; die vornehmſten Civil-Stellen beſetzte er ſo gleich mit Leuten, die ſich des Vertrauens des Volkes würdig gemacht hatten; dem Alarich übergab er das Commando über den ganzen Kriegsſtaat, von ſich ſelbſt war er ſo ſehr eingenommen, daß er in dem Rath vorbrachte, er wolle nicht nur dem Reiche ſeinen alten Glanz wieder verſchaffen, ſondern den ganzen Erdboden den Römern unterwürfig machen. Nichts fehlte, als daß auch ſeine Thaten dieſem Vorgeben entſprochen hätten. Dieſe zeigten aber nur zu bald, daß er mehr Hochmuth, als wahre Größe und Vernunft beſaß. Alarich rieth ihm, ſich ſo gleich von Afrika, als der Vorrathskammer Roms zu verſichern. Zu dieſer Unternehmung wollte er ihm von ſeinen eigenen Leuten geben, ſo viel er brauchte. Attalus ſchlug es aus, unter dem Vorwand, daß ſich Afrika von ſelbſt ergeben werde. Alarich war zu ſcharfſinnig, um nicht zu merken, daß es aus einem heimlichen Mißtrauen gegen die Gothen geſchehe; der Schluß war eben ſo natürlich, daß Attalus die Gothen nur als das Werkzeug anſehe, um ſich groß zu machen, welches, ſo bald es möglich, mit Undank würde weggeworfen werden. Alarich konnte nun auch ſeinerſeits nichts anders thun,

als

als den Attalus bloß als ein Schreckbild für den Honorius anzuſehen, und ihm nur ſo viel Gewalt einzuräumen, als erfodert würde, von dem Honorius vortheilhafte Bedingungen zu erzwingen. Er trat ſo gar in neue Unterhandlungen mit letzterem; und, um dieſelben zu erleichtern, zog er dem Attalus den Purpur wieder aus. Da aber Honorius, der ſich ſchon angeſchickt hatte Italien zu verlaſſen, inzwiſchen einige Hilfstruppen aus dem Orient erhalten, und aus Afrika die angenehme Zeitung eingelaufen, daß der von dem Attalus dahin geſchickte Conſtantin nicht allein nichts ausgerichtet, ſondern ſo gar ſein Leben eingebüßet: faßte Honorius wieder friſchen Muth, und wollte weniger von den Vorſchlägen der Gothen hören, als jemahls.

Alarich, der nun ſchon gewohnt war, wegen alles, was ihm widriges begegnete, ſich an Rom zu erholen, ging das drittemahl dahin, und eroberte die J. J. Ch.
Stadt mit Sturm; eine Begebenheit, die die Welt 409.
in Erſtaunen ſetzte, ob es ſchon eine ganz natürliche Sache war, eine von Uippigkeit und Wolluſt entnervte Stadt zu bezwingen. Alarich war ein Held, nicht ſo wohl weil er Rom erobert, als weil er ſich nur getraut hat dieſe Eroberung zu denken; ſo groß war das Vorurtheil, das man von dieſer Stadt und ihrer Unüberwindlichkeit hegte! Auch war es Heldenmuth, daß er ſich mitten in ein feindliches Land gewagt, ein halb hundert Städte hinter ſich gelaſſen, und das Herz gehabt, Kaiſer ein- und abzuſetzen.

Nichts geht über die Beſtürzung, worein das ſo genannte Römiſche Reich, das noch immer einigen Antheil an dem Schickſale ſeiner Hauptſtadt nahm, gerathen. Je weiter ſich die Nachricht verbreitete,

deſto ſchreckhafter wurde das Gemählde von dieſer Eroberung gemacht. Die Römiſchen Flüchtlinge, die nach Afrika und bis nach Aſien kamen, übertrieben ſelbſt die Sache am meiſten, ob ſie gleich um ſo weniger glaubwürdige Zeugen abgeben konnten, da ſie das endliche Schickſal der Stadt nicht abgewartet. In der Ferne glaubte man faſt, daß nicht allein nichts von Menſchen mehr übrig, ſondern kaum ein Stein über dem andern geblieben; und auf ſolche Art muß man einige Nachrichten der von Rom entfernten Schriftſteller beurtheilen. In der That ſelbſt zeigten die Gothen viele Mäßigung. Was ſich in die Kirchen flüchtete, ward verſchonet. Sie führten ſelbſt Leute dahin, damit ſie nicht etwa von ihren Cameraden möchten gemißhandelt werden. Alarich hatte ſo gar die Beſcheidenheit, einige goldene und ſilberne Gefäße aus der St. Peterskirche, ſo bald bey ihm die Anzeige geſchehen, zurück geben zu laſſen. Daß aber auch Ausſchweifungen begangen worden, kann man ſich leicht vorſtellen, wenn man betrachtet, daß die Stadt mit Sturm erobert worden, und daß Alarich ein Anführer war nicht eines diſciplinirten und von ihm beſoldeten Heeres, ſondern eines Volkes, das mit ihm auf Abentheuer ausging, und ſich ſelbſt durch ſeine eigene Tapferkeit ſuchen mußte bezahlt zu machen, ſo gut es konnte.

Sonſt hatte dieſe Eroberung wenige Folgen. Rom war nicht mehr, was es geweſen, der Aufenthalt des regierenden Volkes; doch allemahl die größeſte, reichſte und merkwürdigſte Stadt der Welt, welche ihren Uiberwinder zwar auf eine Zeit lang reich machen konnte, der ſich aber mit ſeinem ganzen Heere darin würde verkrochen haben, wenn er ſie für ſich hätte behalten wollen. Alarich blieb nicht

lange

lange in Rom, ſondern ging nach Campanien in der Abſicht, nach Sicilien und von da aus nach Afrika überzuſetzen, ein Land, welches zu einer ſichern und beſtändigen Wohnung beſſer gemacht war; er ſtarb aber unterwegs. Sein Nachfolger Ataulf gab dieſes Vorhaben auf, und ging zurück nach Thuſcien, von da nach Gallien, um ſich hier, jedoch mit Genehmhaltung der Römer, niederzulaſſen. Um dieſe ſich geneigter zu machen, vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Placidia, des Honorius Schweſter, welche die Gothen mit ſich von Rom hinweg genommen, und als eine Art von Geiſel bis daher mit ſich geführt hatten. Indeſſen aber hatte ſich ein andrer Werber für die Prinzeſſin hervor gethan, der aus Verdruß über dieſe Heurath den Frieden mit den Gothen auf alle Weiſe hinderte. Conſtantius war es, aus Pannonien gebürtig. Die Römer hatten nun zur Genüge geſehen, wie gefährlich es ſey, den Barbaren ſo viel Gewalt im Cabinet ſo wohl, als im Feld anzuvertrauen. Alles ſchrie über dieſelben, und verlangte Römer an der Spitze der Heere zu ſehen; wozu endlich dieſer Conſtantius gewählt wurde. Es hatte ihm auch bereits geglückt, den bisherigen Gegenkaiſer Conſtantinus zu überwinden; und er glaubte, durch dieſe ſo wohl, als andere glorreiche Thaten ſich ſo ſehr um das Reich verdient gemacht zu haben, daß er Anſpruch darauf machen dürfte, wenn Honorius, der keine Kinder hatte, mit Tode abgehen ſollte; wozu ihm die Vermählung mit der Placidia die ſicherſte, und nächſte Stufe würde geweſen ſeyn. Conſtantius konnte alſo dem Ataulf den von ihm gethanen Schritt ſo wenig verzeihen, daß er nicht allein den Honorius von dem Frieden abwendig machte, ſo ſehr auch ſelbigen die mit ihrem Schickſal nicht unzufriedene Placidia

wünſchte, ſondern auch die Gothen ſelbſt mit Krieg
überzog, und, nach einigen erhaltenen Vortheilen
über ſie, den Ataulf nöthigte nach Spanien aufzu=
brechen, wo er von einem der Seinigen ermordet
worden.

Die Römer achteten zwar dieſes ſehr hoch; in
der That aber war es nichts anders, als wenn der
Arzt die böſen Säfte, von denen er den Körper
nicht ganz befreyen kann, von dem Herzen und den
edlern Theilen in die äußern treibt. Ihre Sachen
waren bereits in einer ſolchen Lage, daß, was auf
einer Seite gewonnen ward, auf der andern wieder
verloren ging. Die Gothen mußten Gallien ver=
i.J.Ch. laſſen. Hingegen waren die Römer gezwungen die
406. Burgunder einzunehmen, und ihnen ein Stück Lan=
des, vermuthlich anfangs von Germania prima,
einzuräumen; von welcher Zeit an ſie feſten Fuß in
Gallien behalten, und ſich bald weiter ausgebreitet
haben. Von ihren vorher gehenden Schickſalen wiſ=
ſen wir nichts, als daß ſie oft mit den Alemanniern,
ihren Nachbarn, Krieg geführt, und unter dem
Kaiſer Valentinian dem erſten ſchon einmahl bis an
den Rhein gerückt, um mit den Römern gemeine
Sache gegen die Alemannier zu machen, ſich aber,
da die erſtern noch nicht in der gehörigen Verfaſſung
ſtanden, wieder zurück gezogen haben. Nun brachte
ſie die allgemeine Bewegung der Deutſchen ebenfalls
in Unruhe, und machte ſie nach fremden Ländern be=
gierig. Auch die Gothen fanden bald den Weg wie=
der nach Gallien. Ihr König Wallia führte ſie im
Jahr 418. zurück, und die Römer ſelbſt waren da=
mit zufrieden, weil ihnen Wallia ungemein gute
Dienſte gegen die Vandalen und Alanen in Spanien
geleiſtet, und er die Placidia nach dem Tode des

Ataulfs

Ataulfs gutwillig heraus gegeben hatte, die ſo fort dem Conſtantius, obſchon gegen ihre Neigung, beygelegt ward.

Hier nimmt eigentlich das Viſigothiſche Reich in Gallien ſeinen Anfang, welches zuerſt aus einem Theile von Aquitanien, nebſt einigen Städten zwiſchen der Garonne und dem Meere beſtand, und Toulouſe zur Hauptſtadt hatte. Sie behielten auch einen Theil von den Ländern, die ſie in Spanien den Vandalen abgenommen, wodurch ſie auch jenſeits der Pyrenäiſchen Gebirge feſten Fuß hatten, und ſich zu fernern Eroberungen den Weg bahnten. Durch dieſe neuen Staaten, die mitten in einem fremden errichtet wurden, bekam das Römiſche Reich eine wunderliche Geſtalt. Alle Gränzen wurden ungewiß. Heut war ein Stück Grund und Boden Römiſch, morgen Gothiſch, und den folgenden Tag Vandaliſch. Bald kam der Römiſche Einnehmer, und foderte die Zinſen für die Römer, bald eigneten ſich die Gothen und Vandalen vermöge des Eroberungsrechtes zu, was ſie antrafen; nur daß die letzten ſich immer weiter ausbreiteten, da hingegen die Römiſche Hoheit immer enger eingeſchränkt wurde. i. J. C. 419.

Die eingerückten Völker waren vielleicht nicht einmahl alle entſchloſſen, ſich für beſtändig in dem Römiſchen Reiche niederzulaſſen. Nur, da ſie die Möglichkeit davon eingeſehen, und zum Theil den Rückweg nicht ſicher nehmen konnten, mögen ſie auf dieſe Gedanken verfallen ſeyn. Dann that ihnen aber erſt die Wahl wehe, und, ungewiß, ob ihre Nachbarn nicht eine fettere Beute davon getragen, oder die noch übrigen Länder nicht beſſer wären, als die ihrigen, waren ſie leicht zu bereden, ihre Sitze

mit andern zu verwechſeln. Auf ſolche Art ging eine Veränderung mit den Vandalen vor, welche der bisherigen Lage der Sachen eine ganz andere Geſtalt gab, den Römern aber eine neue Wunde verſetzte.
i. J. C. 429. Sie verließen Spanien, gingen nach Afrika, und brachten es in ihre Gewalt. In Spanien konnten ſie ſich nicht wohl mit den Alanen nnd Sueven vertragen; noch gefährlichere Feinde für ſie waren die Viſigothen, die ihnen bereits vielen Verdruß gemacht, und täglich mit noch größerm droheten. In Afrika hingegen waren ſie für ſich allein Meiſter, und ſchienen auch durch das Meer gegen die Römer beſſer geſichert zu ſeyn. Doch hätten ſie vielleicht nicht daran gedacht, wenn ihnen die Römer nicht ſelbſt Anlaß und allen Vorſchub zu dieſer Unternehmung gegeben hätten.

Aetius und Bonifacius hatten an dem Hofe des jüngern Valentinian, eines Sohnes der Placidia und des Conſtantius, der nach dem Tode ſeines Oheims, des Kaiſers Honorius, den Thron beſtiegen, das meiſte zu ſagen. Beyde waren ihres Poſtens würdig, wenn ſie nur auch unter ſich in guter Freundſchaft zu leben gewußt, und ihrer Rachgier nicht das allgemeine Beſte aufgeopfert hätten. Aetius ſuchte, um das Heft allein in Händen zu haben, den Bonifacius, der eben Staathalter in Afrika war, bey Valentinians Mutter, der Placidia, in Verdacht zu bringen, als wenn er gefährliche Abſichten gegen den Hof hegte; man ſolle, ſagte er, die Probe machen, den Bonifacius nach Hof berufen, er würde gewiß nicht erſcheinen. Unter der Hand aber ſuchte er den Bonifacius auf gleiche Art gegen den Hof aufzubringen, und bekräftigte ſein Vorbringen damit, daß er bald nach Hof würde gerufen

werden,

werden, wo alles zu ſeinem Untergange vorbereitet ſey. Bonifacius wußte ſich nicht in dieſe Neuigkeiten zu finden. Allein, der bald darauf angekommene Befehl vom Hof machte, daß er alles vollkommen glaubte, was ihm Aetius gemeldet. Er weigerte ſich zu kommen, und ſeine Weigerung beſtärkte auch den Hof in dem gegen ihn gefaßten Wahne, der nun durch Gewalt den Bonifacius zu ſtürzen ſuchte; dieſer hingegen rief die Vandalen aus Spanien zu Hilfe. Sie kamen, und brachten ganz Afrika ohne Widerſtand unter ſich. Bonifacius und der Hof merkten endlich den Betrug; allein es war zu ſpät. Die Feinde hatten ſchon alles, außer den Städten Carthago und Hippon, in ihrer Gewalt. In Hippon war eben der gelehrte und berühmte Kirchenvater Auguſtinus Biſchof, als die Stadt belagert wurde. Er ſtarb aber noch vor der Uibergabe, und erlebte die Verwüſtung der Afrikaniſchen Kirche nicht, an die er ſo viele Mühe gewendet hatte. Genſericus war der König, welcher dieſe Unternehmung ausgeführt, einer der größten Helden, die die ausgewanderten Deutſchen Völker hervor gebracht haben.

Eilftes

Eilftes Kapitel.

Unternehmungen des Attila gegen das Abendländiſche Kaiſerthum. Neue Eroberung der Stadt Rom durch die Vandalen. Gänzlicher Untergang des Römiſchen Reichs in dem Occident.

In Spanien breiteten ſich die Sueven und Alanen, nach dem Ausmarſche der Vandalen, um ſo weiter aus, ſo wie die Gothen in Gallien ihre bereits gemachten Eroberungen unter ihrem Könige Theodemir ebenfalls ausdehnten. Dieſe neuen Reiche waren noch nicht genug befeſtiget, als ein plötzlicher Sturm ihnen ſo wohl, als demjenigen, was noch von dem Römiſchen Reiche übrig war, den gänzlichen Untergang drohte. Dieſer kam von eben der Seite her, wie jener, wodurch die bisherigen großen Veränderungen ſind veranlaſſet worden. Die Ankunft der Hunnen in den Gegenden dieſſeits des Dons hatte den Einfall der Gothen in das Römiſche Reich nach ſich gezogen, der Gothiſche aber den Vandaliſchen, Alaniſchen, Burgundiſchen und anderer Völker. Die Hunnen fingen nun wieder an, und zwar mit größerer Gewalt ſich zu regen, als das erſtemahl.

Was ſie ſeit ihrer Ankunft in Europa für beſondere Schickſale gehabt, und was dieſe neue Bewegung verurſachet hat, läßt ſich nicht genau aus den Geſchichtſchreibern beſtimmen. Die, welche dieſſeits des Dons an den Ufern der Donau gewohnt,

hielten

hielten ſich ziemlich ruhig, und ſchickten den Römern oft Hilfstruppen. Daß ſie nichts Großes mehr unternommen, daran ſcheint ihre eigene Verfaſſung Schuld geweſen zu ſeyn; indem ſie unter zu viele Fürſten und Oberhäupter zertheilt geweſen. Endlich aber trat ein Held unter ihnen auf, der die ganze Nation ſeiner Bothmäßigkeit unterwarf, und, wenn wir einigen neuen Entdeckungen trauen dürfen, mit einem Arm Europa, mit dem andern aber Aſien bis in ſeine entlegenſten Gegenden zittern machte. Attila war es, deſſen Nahme unter geſitteten und ungeſitteten Völkern ſo berühmt geworden, daß, die erſten Helden Griechenlands ausgenommen, von wenig Menſchen ſo viel Wunderbares und Fabelhaftes iſt erzählet worden. Eben dieſes aber zeigt doch allemahl ſo viel, daß er ein außerordentlicher Menſch geweſen. Zum Glück haben wir noch einige, obwohl verſtümmelte Nachrichten von einem Römer, der an ſeinem Hofe als Geſandter geſtanden, die das Gepräge der Wahrheit und Unparteylichkeit auf ſich haben. Dieſer, Priſcus mit Nahmen, und der Gothiſche Geſchichtſchreiber Jornandes geben uns folgende Beſchreibung von ihm: der äußern Geſtalt nach war Attila kurz von Leib, von breiter Bruſt, großem Kopf, kleinen Augen und garſtiger Farbe, ſo wie wir die Hunnen insgemein beſchrieben geſehen, und noch wirklich einige Tartariſche Stämme kennen. In dieſem obgleich häßlichen Körper wohnte doch ein großer Geiſt.

Attila war ehrgeitzig, unternehmend; weder die Größe, noch die Schwierigkeit der Gegenſtände ſchreckte ihn; ſonſt aber war er nüchtern, und liebte weder Pracht noch Uippigkeit. Die Hunnen und Gothen hatten ein ungemeines Wohlgefallen an prächtigen

tigen

tigen Reitzeugen; Attila verachtete ſolche. Bey ſeinen Gaſtmahlen wurden allen Gäſten goldene und ſilberne Geſchirre vorgeſetzet; er allein hatte hölzerne. Auf die Tafel kamen verſchiedene Gerichte; er begnügte ſich mit wenigen. Da alles luſtig war, und lachte, war er allein ernſthaft, und nicht einmahl ſein Sohn getraute ſich in ſeiner Gegenwart die Augen zu erheben. Aus dieſem letztern ſehen wir, daß ſeine Sitten mehr Aſiatiſches als Deutſches hatten, obſchon an ſeinem Hofe, nebſt der Hunniſchen Sprache, die Gothiſche und folglich die Deutſche gemein war. Doch ließ ſich ſeine Gemahlinn nicht allein öffentlich ſehen, ſondern bewirthete auch ſelbſt die Fremden. Priſcus ſelber hat einem Abendeſſen bey ihr beygewohnt, wobey ſie ihre Gäſte mit eben ſo angenehmen Diſcurſen unterhielt, als prächtig die Tafel war. Attila hatte auch Poeten an ſeinem Hofe, die die Heldenthaten ihres Herrn beſangen, und zwar ſo, daß ſie den Anweſenden, die Alters halben nicht mehr den Feldzügen beywohnen konnten, die Thränen aus den Augen lockten, den Jungen aber Vergnügen, Muth uud heiſſe Begierde nach Siegen einflößten. Attila verſtand ſich eben ſo gut auf Unterhandlungen, als Krieg. Den Römern ſchickte er ſo oft Geſandte, daß ſie es zuletzt müde wurden, indem dieſe Geſandten nie mit leeren Händen fortgingen, und Attila nebſt ſeinen politiſchen Abſichten auf dieſe Art auf Unkoſten der Römer ſeine getreueſten Diener belohnte. Die ſo ſehr unter ſich verſchiedenen Völker, welche er zu regieren hatte, konnten freylich nicht anders als durch Strenge in der Ordnung erhalten werden; doch hatte er auch jenes Uibergewicht über ſie, das große Geiſter über kleine zu haben pflegen, und das ihnen eine feſter gegründete Hoheit über ſie verſchaffet, als alles

Flitter-

Flittergold und Schreckbilder, womit der Thron umgeben iſt.

Attila war an ſich ſchon zum Krieg geneigt; doch ſoll ihn das eben damahls gefundene Schwert des Mars, oder ſonſt eines Helden, noch mehr dazu angefriſcht haben. Vielleicht war dieſes eine Erfindung von ihm, um den Seinigen mehr Muth zu machen. Dieſes vermeinte Schwert iſt hernach zu den Deutſchen gekommen, wie dieſe in den mittleren Zeiten geglaubt haben. Nebſt ſeiner eigenen Nation hat Attila zuerſt die Oſtgothen, Gepiden und andre jenſeits der Donau wohnende Völker ſich unterwürfig gemacht, und den Seinigen auf ſolche Art einzuverleiben gewußt, daß ſie, ob ſie ſchon ihre eigenen Fürſten und Geſetze hatten, doch ſeine Oberherrſchaft gern erkannten, und mit ihm gemeine Sache gegen ſeine Feinde machten.

Durch dieſe unterſtützt, zwang er den Occidentaliſchen Kaiſer, ihm einen Strich Landes an der Sau abzutreten, welches ihm eine Stellung zwiſchen beyden Reichen verſchaffte, ſo daß er ſich hinwenden konnte, wo er wollte. Den Orientaliſchen Hof demüthigte er auf eine weit ſchimpflichere Art. Die Römer mußten ihm, um Frieden zu haben, verſprechen, 1) alle Hunnen, die ihre Zuflucht in die Römiſchen Länder genommen hätten, oder noch nehmen würden, auszuliefern; 2) die Römiſchen Gefangenen, ſo den Hunnen ohne Bezahlung ihres Löſegeldes entwiſchen würden, auf gleiche Weiſe auszuliefern, oder acht Stücke Gold für einen jeden derſelben zu bezahlen; 3) anſtatt der drey hundert und funfzig Pfund Gold in Zukunft jährlich ſieben hundert zu entrichten; 4) keinem Volke in der Welt beyzuſtehen,

wenn

wenn es von den Hunnen angegriffen würde, oder mit demſelben Krieg führte. Vermöge dieſes ſchändlichen Vergleiches lieferten die Römer ſo gleich einige Fürſten von dem königlichen Geblüte der Hunnen an den Attila aus, welche auf ſeinen Befehl, gleichwie die geringſten Sclaven, vor den Augen der Römer gekreuziget wurden, keines andern Verbrechens wegen, als weil ſie ihr Vaterland verlaſſen hatten,
i.J.Ch. um den Römern Kriegsdienſte zu leiſten. Doch hatte
451. der Kaiſer Marcian, der nach dem Tode des Theodoſius durch die Vermählung mit deſſen Schweſter Pulcheria den Thron beſtieg, das Herz, dem Attila ſagen zu laſſen, da er die jährliche Steuer foderte, daß er Gold für ſeine Freunde, und Stahl für ſeine Feinde habe.

Attila, der an ſolche Complimente nicht gewohnt war, wurde zwar dadurch ſehr aufgebracht; doch, weil er ſeinen berühmten Zug nach dem Occident ſchon im Sinne hatte, ließ er ſeinen Zorn nicht heraus, in Hoffnung, daß es ihm ein Leichtes ſeyn werde, ſich an dem Orient zu rächen, wenn er einmahl den Occident würde überwältiget haben. Des Kaiſers Valentinian III. eigene Schweſter, Honoria, hatte ihm einigen Anlaß zu dem letztern gegeben. Noch in ihrer Jugend überließ ſie ſich verſchiedenen Ausſchweifungen zur Schande ihres Hauſes; und als man ihr Einhalt that, fand ſie Wege mit dem Attila in geheime Unterhandlungen zu treten, both ſich ihm als Braut an, und das Abendländiſche Reich als das Heurathgut; zum Zeichen der Aufrichtigkeit ihrer Geſinnungen ſchickte ſie ihm zugleich einen koſtbaren Ring. Nichts konnte ſchmeichelhafter für den Attila ſeyn, als dieſer Antrag. Was man ſonſt ihm zu Gefallen gethan hat-

te, geſchah aus Furcht vor ſeiner Macht; in dieſer Sache aber war ſeine eigene Perſon auf eine ganz beſondere Art intereſſirt. Zu dem Zuge nach dem Occident munterten ihn noch der Vandaliſche König Genſerich, und ein Fränkiſcher Fürſt auf; jener, weil er ſich zu dem Viſigothiſchen Könige Theodorich, dem er ſeine Tochter zurück geſchickt hatte, die mit ſeinem Sohne Hunerich vermählt geweſen, nichts Gutes verſah; dieſer aber, um gegen ſeinen eigenen Bruder, der ſich zu den Römern geflüchtet hatte, Hilfe zu haben. Attila brauchte die Politik gegen die Römiſchen Geſandten, die Valentinian abgeſendet hatte, um ihn zu beſänftigen, daß er ſich dem Anſcheine nach zufrieden ſtellte, und vorgab, ſeine Abſichten wären nur gegen die Viſigothen gerichtet; dieſen hingegen meldete er, daß er nur als Feind der Römer komme. Sein Zug ging durch Deutſchland, mehr um ſich zu verſtärken, als Eroberungen darin zu machen. Auf dieſe Art ſind mehrere Deutſche Völker, unter andern ein Theil der Thüringer, Bructerer, der Franken, Markmänner, Sueven, Quaden und Heruler zu ihm geſtoßen, die mit ihm auf der Ebene von Chalons gegen die Römer gefochten haben.

Bey ſeiner Ankunft in Gallien öffneten ihm einige Städte die Thore, weil er vorgab, daß er nur den Durchzug zu nehmen, und eigentlich nur die Gothen anzugreiffen Willens ſey. Weil ſie aber durch ſeine Leute nicht anders als feindlich behandelt wurden, ſchloßen die andern ihre Thore vor ihm zu. Hierauf zog er die Larve ab, belagerte Tongres, Trier, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, eroberte dieſelben mit Sturm, und plünderte ſie. Alle ſeine

ſeine Feldzüge geben an den Tag, daß er ſich beſſer auf das Einnehmen der Städte verſtanden, als einer der barbariſchen Heerführer, die vor ihm das Römiſche Reich angefallen haben. Indeſſen hatte der Römiſche Feldherr Aetius ſo viel Mannſchaft zuſammen gezogen, als er konnte; und die Viſigothen, denen es noch mehr als den Römern darum zu thun war die Hunnen aus Gallien zu ſchaffen, hatten ſich nebſt einem Theile der Burgunder, Franken und Alanen mit ihm vereiniget. Mit dieſen rückte er dem Attila entgegen, und in der Ebene von Chalons kam es zu einem der blutigſten Treffen, von dem die Geſchichte Meldung thut. Beyde Theile fochten mit gleicher Tapferkeit und Hartnäckigkeit, bis endlich die Nacht die erhitzten Streiter trennete. Des andern Tages hielt ſich Attila ruhig in ſeinem Lager, und zog ſich endlich gar über den Rhein zurück. Vermöge dieſes Rückzuges hielten ſich ſeine Gegner berechtiget, ſich den Sieg beyzulegen. Ihr Mißtrauen gegen einander aber war viel zu groß, als daß ſie ſich denſelben hätten zu Nutz machen ſollen. Aetius rieth ſelbſt dem Gothiſchen Prinzen Thorismund, deſſen Vater Theodorich in dem Treffen geblieben war, mit ſeinen Leuten nach Hauſe zu kehren, damit ſich nicht etwa einer ſeiner Brüder der Schätze ſeines Vaters und des Thrones bemächtigen möchte. Daher glaubte man durchgehends, er habe beſorget, durch die gänzliche Aufreibung der Hunnen dürften die Gothen zu mächtig und übermüthig werden.

Attila war ſo wenig durch den vorigen Feldzug niedergeſchlagen, daß er vielmehr das nächſte Jahr auf Italien ſelbſt losging, und daſſelbe wie ein reiſſender Strom überſchwemmte. Die Stadt Aquileja in Venetien hielt eine dreymonathliche Belagerung

aus, und wurde dafür nach ihrer Einnahme gänzlich zerſtöret. Die Städte Trevigio, Verona, Mantua, Cremona, Breſcia und Bergamo erfuhren ein gleiches Schickſal. Die äußerſt beſtürzten Italiener wußten kein anders Zufluchtsmittel, als daß ſie eine Geſandtſchaft an ihn ſchickten (wozu unter andern auch der Papſt Leo gebraucht wurde), und durch Vorſtellungen, Verſprechen und gute Worte ihn von fernern Verwüſtungen abzuhalten ſuchten. Attila war eben im Begriffe nach Rom zu ziehen, ob ihn ſchon die Seinigen, welche ſich nach gemachter genugſamen Beute nach Hauſe ſehnten, auf alle Weiſe und unter andern auch durch das Beyſpiel des Alarich davon abwendig zu machen ſuchten, der wenige Zeit mehr gelebt hätte, nachdem er ſich an Rom vergriffen. Als auch Hunger und Krankheiten bey dem Heere einriſſen, gab er endlich den Geſandten geneigtes Gehör, machte einen Stillſtand, und ging zurück, mit Bedrohen, den Italienern künftig noch ſchärfer zuzuſetzen, wenn ſie ihm die Honoria nebſt dem ihr zugehörigen Antheile der kaiſerlichen Schätze nicht auslieferten. Sein im nächſten Jahre i. J. Ch.
erfolgter Tod befreyte Italien und das übrige Europa 453.
von neuen Verwüſtungen, und das von ihm geſtiftete Reich ging mit ihm wieder unter; indem ſeine Söhne die Geiſtesgaben nicht hatten, die zur Beherrſchung ſo vieler Nationen erfodert wurden. Die Vornehmſten der unter ihm vereinigten Völker, als die Oſtgothen, Gepiden, Heruler und andere ſetzten ſich in Freyheit, und jedes ſuchte nun ſeine Sache für ſich zu behaupten, und Eroberungen zu machen.

Uibrigens neigte ſich das von dem Attila erſchütterte, aber nicht gänzlich zu Grunde gerichtete Römiſche Reich nach deſſelben Tode gleichſam von

ſelbſt zu ſeinem Falle. Der Kaiſer Valentinian ermordete den Aetius, der noch die einzige Stütze des Reichs war, mit eigener Hand, weil ihm ſein Verſchnittener Heraclius einen Verdacht gegen ſelben beygebracht; Valentinianus wurde aber gleichfalls
n. J. Ch. 455. auf Anſtiften des Petronius Maximus ermordet; worauf ſich letzterer zum Kaiſer ausrufen ließ, und, als ſeine Gemahlinn nicht lange hernach ſtarb, des Valentinian hinterlaſſene Wittwe Eudoxia nöthigte, ſich mit ihm zu vermählen. Eudoxia war ſo ſehr entrüſtet, den Mörder ihres Mannes zum Gemahle zu haben, daß ſie den Vandaliſchen König Genſerich um Hilfe und Rache aus Afrika herbey rief. Genſerich kam mit einer großen Flotte, und ſetzte Rom in eine neue Beſtürzung. Maximus war einer der erſten, der ſich durch die Flucht retten wollte; worüber der Pöbel ſo ſehr ergrimmte, daß er ihn mit Steinen verfolgte, ein Soldat aber mit einem Dolche danieder ſtieß. Drey Tage nach dem Tode des Maximus zog Genſerich ohne Widerſtand in Rom ein, und plünderte die Stadt vierzehn Tage lang nach Gefallen. Was noch von den Gothen übrig gelaſſen war, fiel den Vandalen in die Hände. So gar die Dächer von Erz wurden nicht geſchonet, und unter andern das halbe Dach des Tempels des Jupiter Capitolinus abgedeckt, und hinweg geführt. Ein ganzes Schiff mit Statuen ſcheiterte unterwegs. Die ſo ſorgfältig von den alten Römern aufbewahrten Zeichen ihrer Triumphe, wenn ſie einen auch nur geringen Werth hatten, oder fortgeſchleppt werden konnten, gingen gleichfalls verloren. Beſonders ſind unter den letztern die Gefäße merkwürdig, die der Kaiſer Titus ehemals aus dem Tempel zu Jeruſalem mit ſich genommen hatte, und die jetzt nach Carthago wandern mußten. Carthago ward alſo an den Rö-

mern

mern gerächet, und was das wunderbarſte dabey iſt, durch Leute, die von dem Baltiſchen Meere herkamen.

Die Römer verrichteten nach dieſer wiederholten Plünderung von Rom nichts Erhebliches mehr, als daß ſie einen Kaiſer nach dem andern wählten, und wieder abdankten, gleich einem Kranken, der Aerzte und Arzney ändert, ohne ſich deßwegen beſſer zu befinden. Seit dem Tode des Kaiſers Valentinian III. trugen ihrer neune auf ſolche Art den ſchon abgewürdigten Nahmen der Römiſchen Kaiſer, bis ſich endlich Odoacer, ein Anführer der Heruler, Italien unterwarf, und dem Abendländiſchen Kaiſerthum ein Ende machte. i. J. Chr. 476. Odoacer iſt keiner von denen Eroberern, die ein Land mit einem Heere überziehen, und ſich durch das Schwert als ein Eigenthum erwerben; ſondern mit ihm iſt nur vorgegangen, was Syneſius ſchon lange vorgeſaget (wie wir an ſeinem Orte gehöret), und Gaines im Orient vorhatte, und was die Türken in den folgenden Zeiten mit den Babyloniſchen Califen ins Werk geſetzt haben. Er diente den Römern mit einem anſehnlichen Heere Deutſcher Truppen, die meiſtens aus Herulern beſtanden. Er ſelbſt war ganz arm nach Italien gekommen, und hatte in Römiſchen Dienſten ſein Glück gemacht. Da die Kaiſer in ſolche Unmacht verfielen, daß in ihnen nichts mehr als der Name übrig war: machte er ſich durch Hilfe des unter ihm ſtehenden Corps zum Herrn von Italien, und ließ den Romulus, der als der letzte in dem Occident den kaiſerlichen Titel führte, gefangen nehmen, und in einem Schloſſe in Campanien gefänglich bewachen.

Odoacer, ob er gleich Herr von Italien war, nahm den kaiſerlichen Titel nicht an, ſondern nur den Titel eines Königs von Italien. Sonſt war er ein Mann, der des Thrones würdig war, in ſo weit es einer von ſeiner Herkunft ſeyn konnte. Den Römern ließ er ihre Geſetze und Religion, ob er ſchon für ſich ein Arianer war; ſein Reich aber erweiterte er durch die Eroberung von Sicilien, und breitete es von Seiten Deutſchlands bis an die Donau aus. Mit dem Orientaliſchen Hofe ſuchte er allezeit ein gutes Vernehmen beyzubehalten, und ſchickte zu dieſem Ende Geſandte dahin. Dieß alles aber hinderte nicht, daß er nicht dem Oſtgothiſchen Prinzen Theodorich nach einer dreyzehnjährigen Regierung Platz machen mußte. Theodorich zog mit Gutheiſſen des
i. J. Ch. 489. Kaiſers Zeno nach Italien, überwand den Odoacer dreymahl, und belagerte ihn in Ravenna, wo er ſich drey Jahre lang ungemein ſtandhaft vertheidigte, zuletzt aber an den Theodorich ſich ergeben mußte. Der Accord ward gemacht den 27. Februar 493. Theodorich hielt ſeinen Einzug in Ravenna den 5. März, und ermordete den Odoacer einige Tage hernach mit eigener Hand, ob er ihm ſchon eidlich verſprochen hatte, ihm das Leben zu laſſen.

Bey dieſer allgemeinen Zerrüttung fanden auch die Franken Gelegenheit ſich einen Theil des Römiſchen Reiches zuzueignen, wie wir noch hören werden.

Zwölftes Kapitel.

Sitten und Charakter der Deutſchen in ihren neuen Wohnungen. Staatsverfaſſung. Lehns-Syſtem. Gerichtsverfaſſung. Betragen gegen die alten Unterthanen. Glück und Unglück.

Dieſe Völker waren nun auf einmahl gleichſam in eine neue Welt verſetzt. Andere Sitten, andere Sprache, andere Begriffe, andere Geſetze, andere Kleidung, andere Lebensart, kurz, alles trafen ſie anders an, als es bey ihnen geweſen. In ſolchen Umſtänden ſieht man einander an, wundert ſich über einander, verachtet ſich, und nähert ſich einander, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Da jeder Theil etwas von dem Seinigen verliert, kommt zuletzt ein dritter Charakter zum Vorſchein, der keinem von beyden vollkommen ähnlich iſt. Obſchon dieſes der ordentliche Lauf der Dinge iſt; ſo konnte es ſich doch, in Anſehung der Deutſchen Völker, nicht ſo geſchwind, als in andern Fällen zutragen, indem der Abſtand beyderſeits zu groß war. Die Barbaren machten auch mitten in den eroberten Ländern gleichſam eine Republik für ſich aus, nnd die Römer ebenfalls. Jede hatte ihre eigenen Geſetze, Sitten unb Gebräuche, nur daß die letzte unter den Befehlen der erſten ſtand, und es ſich gefallen laſſen mußte, was man mit ihr anfing.

In der That war es eine der größten Veränderungen, die ſich jemahls zugetragen haben, daß Leute, denen nichts verächtlicher war als ein Bar-

bar, jetzt ihnen nicht allein unterthänig seyn, sondern ſich auch geſetzmäßig von ihnen taxiren und öffentlich, als um die Hälfte geringhaltiger als ein Barbar, anſchlagen laſſen mußten, wie wir noch hören werden. Aber nicht nur allein deßwegen hüteten ſich die nun mitten in den Römiſchen Provinzen ſeßhaft gewordenen Deutſchen vor einem genauern Umgange mit den alten Unterthanen oder den Römern, wie man ſie nannte, weil ſie ſich zu gut zu ſeyn glaubten; ſondern auch, damit ihre Sitten nicht verderbet würden. " Noch immer, ſagt Salvian von „ Maſſilien, ſind wir unter den ſchamhaften Barbaren unverſchämt. Ich ſage noch mehr, die Barbaren ärgern ſich an unſern Unreinigkeiten. Die „ Gothen dulden keinen Hurer unter ſich. Den Römern allein erlauben ſie, vermöge ihres Nahmen und ihrer Nation, unkeuſch zu ſeyn. Und „ was ſollen wir von Gott hoffen? Wir lieben „ die Unreinigkeit, die Gothen verabſcheuen ſie; wir „ meiden die Keuſchheit, die Gothen lieben ſie. — „ Ich frage nun jene, die ſich einbilden, wir wären „ beſſer als die Barbaren; ſie ſollen ausſagen, was „ von dieſem nur die wenigſten unter den Gothen, „ und was nicht die Römer alle, oder doch faſt „ alle thun " d). Eben dieſer Salvian wußte die Wege der Vorſicht bey der Zerſtörung des Römiſchen Reichs auf keine andere Weiſe zu rechtfertigen, als daß er ſeinen Landsleuten öffentlich unter das Geſicht ſagte

d) Inter pudicos barbaros impudici ſumus. Plus adhuc dico, offenduntur barbari ipſi impuritatibus noſtris. Eſſe inter Gothos non licet ſcortatorem Gothum, ſoli inter eos praeiudicio nationis ac nominis permituntur impuri eſſe Romani. Et quae nobis rogo ſpes ante Deum eſt? Impudicitiam nos

ſagte, die Barbaren wären lange nicht ſo laſterhaft, als ſie; und wenn auch die erſten einige Laſter an ſich hätten, wären ihnen dieſe nicht ſo anzurechnen, wie den Römern. “ Die Sachſen ſind wild, ſagt er
„ an einem andern Ort e), die Franken treulos, die
„ Gepiden unmenſchlich, die Hunnen unkeuſch; alle
„ Barbaren haben Laſter an ſich. Sind aber ihre
„ Laſter ſo ſündhaft als die unſrigen? Verdienet
„ wohl die Unkeuſchheit eines Hunnen, die Treulo-
„ ſigkeit eines Franken, die Trunkenheit eines Ale-
„ manniers, die Raubſucht eines Alanen eben ſolche
„ Ahndung, als jene eines Chriſten? Wenn ein Hun-
„ ne, ein Gepide betriegt, was Wunder, da er das
„ Strafwürdige davon gar nicht einſieht? Wenn der
„ Franke falſch ſchwört, was neues thäte er, da er
„ den Meineid nicht anders, als eine gemeine Rede
„ an-

nos diligimus, Gothi execrantur, puritatem nos fugimus, illi amant. — Hic nunc illos requiro, qui meliores nos putant eſſe, quam barbaros. Dicant, quid horum vel pauciſſimi Gothi faciunt, vel quid horum non Romani omnes vel paene omnes. SALVIANVS. *L. VII. de Prouidentia Dei.* p. 156-57.

e) Gens Saxonum fera eſt, Francorum infidelis, Gepidarum inhumana, Hunnorum impudica; omnium denique gentium barbararum vita vitioſitas. Sed nunquid eundem reatum habent illorum vitia quam noſtra? Nunquid tam criminoſa eſt Hunnorum impudicitia quam noſtra? Nunquid tam accuſabilis Francorum perfidia quam noſtra? Aut tam reprehenſibilis ebrietas Alemanni, quam Chriſtiani? Aut tam damnabilis rapacitas Alani, quam Chriſtiani? Si fallat Hunnus vel Gepida, quid mirum eſt, qui culpam penitus falſitatis ignorat? Si peieret Francus, quid noui faceret; qui periurium ipſum ſermonis genus eſſe putat, non criminis. Et quid hoc mirum, ſi hoc barbari ita credant, qui legem et Deum neſciunt. SALVIAN. *L. IV. de Prouidentia Dei.* c. 14. p. 87.

„ anſieht? Und was iſt es Wunder, wenn die Bar-
„ baren ſo glauben, die weder Gott noch ein Geſetz
„ kennen?

Weil es gleichſam eine Schande war, ein Römer zu ſeyn, ſo behielten ſie ihre Kleidung, um auch durch das Aeußerliche von ihnen unterſchieden zu ſeyn. Der Oſtgothiſche König Theodorich macht hier vielleicht allein eine Ausnahme; indem dieſer, an dem Orientaliſchen kaiſerlichen Hof erzogene Prinz, um ſich bey eben dieſem Hofe beliebt zu machen, die Römiſche Kleidung anlegte, und ſeinem Volke eben dieß befahl. Auch ihre Sprache behielten ſie, wenigſtens unter ſich, bey. Bey den Franken blieb die Deutſche Sprache die Hofſprache bis unter den Karolingern. Dieſelbe aber allgemein zu machen, fanden ſich unüberſteigliche Schwierigkeiten. Man ließ den alten Unterthanen die chriſtliche Religion mit ihrer Liturgie und allem übrigen, wie ſie ſelbe ausgeübet hatten; und eben dadurch wurde die Lateiniſche Sprache ſtillſchweigend auch durch die Geſetze beſtätigt. Da ſie ſelbſt anfingen, ſich zu eben dieſer Religion zu bekennen; ſo war es theils unmöglich den Gottesdienſt in ihrer Sprache zu halten, weil, die Gothen ausgenommen, die übrigen dieſelbe nicht ſchreiben konnten; theils auch weil ſie viel zu arm an Worten war, um die Geheimniſſe der Religion und die Kirchengebräuche damit zu bezeichnen; und es auch überhaupt für unanſtändig gehalten wurde, eine andere Sprache dazu zu gebrauchen, als bisher geſchehen war. Von denen Deutſchen Nationen, welche die Lehre des Arius angenommen haben, wiſſen wir gar nichts, ob und was ſie für Liturgien gehabt; nur, daß die Uiberſetzung der Evangelien, die der Gothiſche Biſchof Ulphilas veranſtaltet hat, zu uns gekom-

men

men iſt. So viel iſt aber gewiß, daß auch dieſe den alten Inwohnern ihre Religion gelaſſen haben, mit der zugleich die Lateiniſche Sprache um ſo tiefer eingewurzelt iſt.

Ihre Sprache konnte auch deßwegen nicht ſo leicht die Oberhand gewinnen, weil ihnen die alten Inwohner an der Zahl weit überlegen, und nicht leicht dahin zu bringen waren, ihre ſanftern und gelindern Töne mit den rauhen Hauchen der Deutſchen zu verwechſeln. Wir dürfen uns nicht einbilden, daß wir noch eben die Ausſprache haben, welche unſere Voraltern gehabt, indem gewiß die Hälfte davon durch die eingeführten Buchſtaben und das Schreiben verloren gegangen iſt. In was für einer Verlegenheit man oft möge geweſen ſeyn, ſolche Deutſche Laute durch Buchſtaben auszudrücken, kann uns der einzige Nahme des Fränkiſchen Königs Klodwig lehren. Bald ſchrieb man Hludwig, bald Clodwig, bald Lodoin, Klodowech, und noch auf andere Art. Daß jeder Schriftſteller die gewöhnliche Ausſprache habe ausdrücken wollen, daran iſt gar nicht zu zweifeln. Und eben daher, weil man ſie nicht ſchreiben konnte, war ſie auch noch ganz unregelmäßig, und um ſo ſchwerer zu erlernen, ſo daß es für was außerordentliches gehalten wurde, wenn ein Römer Deutſch lernte; welches ſelten und nur von denen geſchah, welche bey Hof ihr Glück machen wollten.

Es iſt demnach kein Wunder, daß vielmehr die Deutſchen nach und nach das Latein, wenigſtens wie es damahls geredet ward, lernten; beſonders da ſie anfingen, nach Kirchenämtern zu ſtreben. Man hätte glauben ſollen, ſie würden mit der Sprache auch

dasjenige ſich eigen machen, was von Wiſſenſchaften und Künſten noch übrig war; indem das Wahre und Schöne nach und nach die Herrſchaft auch über die rohe⸗ſten Gemüther gewinnt, wenn ſie nur einiger Maßen zubereitet ſind es zu fühlen, und der gute Geſchmack noch Kenner und Verehrer genug hat, um ſich mit⸗ten in der Barbarey, wenigſtens noch eine Zeit lang, zu erhalten. An beyden Stücken fehlte es bey dem Eintritte der Barbaren in das Römiſche Reich. Der damahls in Gallien lebende gelehrte Biſchof, Sido⸗nius Apollinaris, ſagt von den Deutſchen: ihre Ge⸗fühle wären ſo ſteif als ihre Körper. Glücklich, ſchreibt eben dieſer an ſeinen Freund Catullinus, glücklich ſind deine Augen, und Ohren, glücklich deine Naſe ſo gar, da dir nicht ein mit Zwiebeln und Knoblauch gefüllter Burgunder in aller Frühe zehen Trachten anrichtet f). Dieſes alles ſagt ein Mann, in deſſen Schriften der geſuchte und tändelnde Witz aller Or⸗ten hervor ſticht, und der ſelbſt ein lebendiger Zeug von dem bereits geſunkenen guten Geſchmacke iſt.

Die Wiſſenſchaften waren überhaupt ſo ſehr in Verfall gekommen, daß bereits Claudius Mamertus, ein gelehrter Gallier, der um die Hälfte des fünften Jahrhunderts gelebt, ihnen ihre Grabſchrift zu ver⸗fertigen dachte. Es iſt höchſt merkwürdig, was Am⸗mian Marcellin von der Stadt Rom ſelbſt ſagt, noch ehe an die Eroberung derſelben gedacht wurde: „Sie „(die Römer) ſcheuen die Gelehrten, als Leute „von übler Vorbedeutung, und die dem Staate un⸗„nütz wären. Hingegen denen, welche die Kunſt „zu ſpielen vollkommen verſtehen, oder alle Kleinig⸗„keiten des Circus, und der Kutſcher (aurigarum)

„oder

f) *Carm. XII. ad Catullin.* p. 351. v. 11.

„ oder andere Stadtneuigkeiten wiſſen, verſtatten „ ſie den freyen Zutritt. In den wenigen Häuſern, „ ſagt er ferner, wo man zuvor noch einige Ach⸗ „ tung für die Wiſſenſchaften hatte, hört man jetzt „ nichts als Saiten⸗Inſtrumente. Anſtatt des Welt⸗ „ weiſen wird der Sänger berbey gerufen, anſtatt des „ Redners der Lehrer der Theatral⸗Künſte. Und nach⸗ „ dem man die Bibliotheken auf ewig gleich den „ Gräbern der Todten geſchloſſen hat, wird nun an „ nichts, als an Waſſerorgeln, an Lauten ſo groß als „ Wägen, an Flöten, und anderen zur Pantomime „ gehörigen Werkzeugen gearbeitet. Zuletzt iſt man „ ſo weit in die Niederträchtigkeit herab geſunken, „ daß, da noch nicht lange die Fremden aus Be⸗ „ ſorgniß einer Hungersnoth aus der Stadt geſchaf⸗ „ fet wurden, man die Lehrer der Wiſſenſchaften, „ ohne ihnen nur Zeit zu laſſen Athem zu holen, „ vertrieben hat; da man hingegen alle Komödian⸗ „ ten, und die ſich nur anſtellten es zu ſeyn, zurück „ behalten, und dabey noch drey tauſend Tänzerin⸗ „ nen mit ſo vielen Tänzern, und den Chören in der „ Stadt gelaſſen hat, ohne ihrer die geringſte Mel⸗ „ zu thun“ g). Alles dieſes war die Folge des äußer⸗

g) Homines eruditos et ſobrios vt infauſtos et inutiles vitant, . . . is adhibetur, qui pro domibus excubat, aurigarum, aut artem teſſerariam profitetur, aut ſecretiora quaedam ſe noſſe confingit . . . Paucae domus ſtudiorum ſeriis cultibus antea celebratae, nunc ludibriis ignauiae torpentes exundant, perflabili ſono vocali tinnitu fidium reſultantes. Denique pro Philoſopho Cantor, et in locum Oratoris doctor artium ludicrarum accitur: et *bibliothecis ſepulchrorum ritu in perpetuum clauſis* organa fabricantur hydraulica, et lyrae ad ſpeciem carpentorum ingentes, tibiaeque et hiſtrionici geſtus inſtrumenta non leuia. Poſtremo eo indigni- tatis

äußerſten Luxus, der gerade das Gegentheil wirkt, als der nähmliche Luxus, wenn er in gewiſſen Schranken gehalten wird.

Mit den Künſten hatte es eben dieſelbe Beſchaffenheit. Diocletian und Conſtantin waren die letzten, welche öffentliche Gebäude aufgeführet, in denen zwar Stärke und Dauerhaftigkeit angebracht, der Plan hingegen um ſo ärmer, und die Ausführung eben ſo armſelig war. Mit den andern Künſten ſah es eher ſchlimmer als beſſer aus. So arm die Römer an großen Thaten waren, als das Reich ſich dem Verfalle näherte: ſo großes Verlangen trugen ſie nach Statuen. Anſtatt aber daß die Alten die Zierde derſelben von der Hand des Meiſters erwarteten, ſetzte man ſelbige in den neuern Zeiten in die Materie; und da nicht alle ſo reich waren ſich Statuen aus Gold machen zu laſſen, ließen ſie ſie doch mit Goldblech überziehen h), welches den bald dazwiſchen gekommenen Barbaren eben recht war, und die vermeinte Ewigkeit, die man dadurch erhaſchen wollte, in der Geburt erſtickte.

Nebſt

tatis eſt ventum, vt, quum peregrini ob formidatam haud ita dudum alimentorum inopiam pellerentur ab vrbe praecipites, ſectatoribus diſciplinarum liberalium impendio paucis ſine reſpiratione vlla extruſis, tenerentur mimarum aſſeclae viri, quiue id ſimularunt ad tempus, et tria millia ſaltatricum ne interpellata quidem cum choris totidemque remanerent magiſtris. AMMIAN. MARCELLIN. L. 14. c. 6.

h) Ex his (Romanis) quidam aeternitati ſe commendari poſſe per ſtatuas aeſtimantes, eas ardenter affectant, . . . easque auro curant imbracteari. AMMIAN. MARCELL. L. 14. c. 6.

Nebſt dem zu ſtark überhand genommenen Luxus war noch ein anders Uibel, das ſich nur von weiten zeigte, auch der Hauptſtadt ſchädlich. Rom mußte in den alten und neuen Zeiten ſeine Künſtler von den Provinzen entlehnen. Die Römer waren durch die Freygebigkeit der Kaiſer ſo ſehr von anhaltenden Arbeiten, durch welche ſich allein der große Künſtler bildet, entwöhnet, daß ſie ſich zu dem Müßiggange privilegirt hielten. Die Provinzen hingegen waren durch die ſtarken Einfälle der Barbaren, und die großen Auflagen, wodurch ihnen vollends das Mark aus den Beinen geſogen ward, ſo ſehr entvölkert, und ſo arm geworden, daß es nicht möglich war große Künſtler hervor zu bringen. Wo nicht Menſchen im Uiberfluſſe ſind, da behilft man ſich mit den nöthigſten Arbeiten; und wo nichts mit Kunſtarbeiten gewonnen wird, da vergeht auch alle Neigung dazu.

Rom würde allem Anſcheine nach, wenn auch die Barbaren das Reich nicht zerſtöret hätten, in die Barbarey gefallen ſeyn; letztere machten nur, daß es deſto geſchwinder geſchah. Da der falſche Geſchmack bereits ſchon ſtark überhand genommen hatte, ſo kann man es ihnen gewiß nicht übel nehmen, daß ſie ſich nicht bis zum guten empor geſchwungen haben. Beſonders geſchieht den Gothen unrecht, wenn man ihnen die Verderbung des Geſchmackes zur Laſt legen will, oder den falſchen Geſchmack nach ihrem Nahmen benennt. Wir haben Zeugniſſe vor uns, die keinem Zweifel unterworfen ſind, daß der Oſtgothiſche König, Theodorich, Wiſſenſchaften und Künſte unterſtützet hat, ob er ſchon eben nicht haben wollte, daß ſein eigenes Volk ſich damit abgeben ſollte. Von dem Viſigothiſchen König

nige Theodorich II. ſagt Sidonius Apollinaris, daß man an ſeinem Hofe, und beſonders an ſeiner Tafel, Griechiſche Zierlichkeit, den Gallicaniſchen Uiberfluß, die Italieniſche Geſchwindigkeit, öffentlichen Pracht, Privatfleiß, und königliche Ordnung antreffe i).

Eben ſo ungegründet iſt der Vorwurf wegen der Baukunſt, in der die Gothen einen neuen Geſchmack ſollen eingeführt haben, den man den Gothiſchen nennt. Wir haben wenige, oder gar keine Gebäude von ihnen. Dasjenige, was man außer Italien Gothiſche Bauart nennt, ſtammt vielmehr von den Arabern her, von denen man in dem neunten, zehnten und folgenden Jahrhunderten vieles, ſo gar in den Wiſſenſchaften, geborgt hat. Der einzige Oſtgothiſche König, Theodorich, hat nicht allein die zerfallenen Gebäude und Mauern verſchiedener Italieniſchen Städte wieder aufrichten laſſen, ſondern auch einige Gebäude zu Ravenna aufgeführt k). Zu dieſen aber, in was für einem Geſchmacke ſie nun auch ſeyn mögen, brauchte er keine Gothen zu Baumeiſtern, ſondern Römiſche Künſtler, ſo gut er ſie haben konnte; wie wir aus mehrern Briefen des berühmten Caſſiodor ſehen. Die Schuld war alſo nicht auf ſeiner Seite, wenn ſie nicht zum beſten ausgefallen ſind.

Die

i) Videas ibi elegantiam graecam, abundantiam Gallicanam, celeritatem Italam, publicam pompam, priuatam diligentiam, regiam diſciplinam. SIDON. APOLL. *Epiſt.* L. 1. *Epiſt.* 2. p. 5.

k) Was es für Gebäude geweſen, und was Theodorich überhaupt zur Verſchönerung der Stadt beygetragen, kann man bey dem RVBEVS *Hiſt. Ravenn. L.* 3. nachleſen. Obſchon einige ſeiner Werke von einigen Neuen in Zweifel gezogen werden.

Die bereits herrſchende chriſtliche Religion ret- tete noch die wenigen Uiberbleibſel der Wiſſenſchaften und Künſte. Die Beredſamkeit, die auf den Ge- richtsplätzen erſtummte, ging auf die Kirchenkanzeln über. Ein Theil der Poeſie ſo gar wurde in der chriſtlichen Kirche als einem Zufluchtsorte aufgenom- men. Prudentius und Ambroſius verfertigten Hym- nen, worin die Geheimniſſe der chriſtlichen Religion ausgedrückt waren; und eben dadurch ſind auch noch manche Stücke der alten Theatral-Muſik gerettet worden, indem zu den neu verfertigten Hymnen ver- muthlich die ſchon vorhandenen Melodien ſind gebraucht worden. In wie weit ſich die alte Architectur und die Muſiv-Arbeiten bey den neu aufgeführten Kir- chengebäuden erhalten, kann man beym Ciampini nach- ſehen 1).

Ihre Staatsverfaſſung änderte ſich nach und nach, wie ihr Charakter. Bey Nationen, die ohne ein feſt geſetztes Staats-Syſtem leben, kommt es allemahl viel auf die perſönlichen Eigenſchaften des Regenten an. Nachdem dieſe groß oder klein ſind, wird er auch das Volk viel oder weniger lenken kön- nen. Da aber ihre erſten Könige in den neuen Be- ſitzungen lauter Eroberer waren, die die Anſchläge von mehrern Jahrhunderten ausgeführet haben: ſo war es ihnen ein Leichtes, bey einem durch ſie glück- lich gemachten Volke alles nach ihrem Willen einzu- richten, zumahl anfangs, da ihre Staaten noch ſehr ſchwankten, es die Noth erfoderte, daß ſich das Volk genau an ſeinen König hielt. Den Söhnen, in denen man das Andenken der Väter verehrte, war

1) *Veter. monument. P. I. c. I.*

war es eben ſo leicht, dasjenige fortzuſetzen, woran man ſchon gewohnt war. Es ſcheint, die Könige haben auf dem Römiſchen Boden ſo gleich auch die Grundſätze der Römiſchen Regierung angenommen, ſo wie das Volk nach und nach ſeinen kriegeriſchen Geiſt, und mit dieſem den Hang zur Freyheit verloren hat. Hin und wieder gab es doch auch Unruhen zwiſchen den Königen und dem Volke, da ſich die erſtern zu viel Gewalt heraus nahmen. In Afrika wäre es bald zu Thätlichkeiten gekommen, als der Vandaliſche König, Genſerich, anfing ganz willkührlich zu regieren. Genſerich wußte aber den Mißvergnügten zuvor zu kommen, und ſchaffte ſie aus dem Wege, ehe ſie ihm ſchaden konnten.

Deſſen ungeachtet behielt das Volk ſeinen Antheil an der geſetzgebenden Gewalt; und die Könige mußten noch lange Zeit das Volk fragen, wenn ſie Krieg anfangen oder neue Geſetze machen wollten, wie man beſonders aus der Fränkiſchen Geſchichte wahrnimmt. Die Deutſchen führten nicht Krieg für ihre Könige, ſondern für ſich ſelbſt. Dieſe Anmerkung muß zum Grunde gelegt werden, wenn wir uns von ihrer erſten Einrichtung einen Begriff machen wollen. Eben hierin äußert ſich ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen den unſrigen, und den damahligen Zeiten. Wenn der Feldzug glücklich ausgefallen war, ſo theilte man ſich in die eroberten Länder, Schätze und Sclaven, die nun auch bey den Deutſchen anfingen einen höhern Werth zu bekommen, da die Grundſtücke bey ihnen in größere Achtung kamen. Der Unterſchied lag nur darin, daß die Könige einen weit anſehnlichern Theil bekamen, als jeder von dem Volk ins beſondere.

Den Theil, der auf jeden fiel, bekam er nicht in der Abſicht, um Kriegsdienſte dafür zu thun; denn dieß wäre eben ſo viel geweſen, als den Wolf zum Raube miethen. Diejenigen irren ſich alſo ſehr, die in dieſer erſten Theilung den Urſprung des Lehns-Syſtems finden wollen. Der Krieg war ohnehin ihre angenehmſte Beſchäftigung, und der Stand des Kriegsmannes der einzige Ehrenſtand. Sie ſcheueten aus keiner andern Urſache den Stand der Knechtſchaft ſo ſehr, als weil er vom Kriege ausſchloß. Da überdieß ein jeder ein kleiner Eroberer war: ſo legte die gemeinſame Theilung ſchon an ſich einem jeden ins beſondere eine wechſelweiſe Gewährleiſtung von dem, was ein jeder empfangen hatte, auf. Kurz, jeder blieb, was er war, das iſt, Soldat, und nicht, weil er mußte, oder darum bezahlt wurde, ſondern weil er wollte, und nichts anders zu ſeyn verlangte.

Dieſes Syſtem hatte in der That ſeine gute Seite. Dadurch fiel auf einmahl ein großer Theil von denen ungeheuren Summen weg, die ein ſtehendes Kriegsheer erfoderte. Die den alten Römiſchen Unterthanen ſo gehäſſige Recruten-Aushebungen unterblieben gleichfalls. Wenn auch dieſe ſonſt keinen Vortheil von der Herrſchaft der Barbaren gehabt hätten, müßte ſchon dieſes genug geweſen ſeyn, ſie über den Verluſt ihrer vorigen Herren zu tröſten. Man hat auch kein Beyſpiel, daß die alten Inwohner der Provinzen ſich gegen ihre neuen Herren empört haben. Alle Stöße, welche ſie bekommen, haben ſie ſich entweder unter einander ſelbſt beygebracht, oder von auſſen erhalten.

Da die Nation ſelbſt Soldat war, konnte man eher auf Treue, Redlichkeit und Eifer bey Kriegsunternehmungen zählen. Jeder ſtritt für ſich, für ſein eigenes Haus, Hab und Gut, Weib und Kinder. Man hatte ſich auch keines Deſpotiſmus, oder einer tyranniſchen Unterdrückung von Seiten der Könige zu beſorgen. Wenn auch die Könige ihre Gewalt merklich weiter ausgedehnt haben, als ſie zuvor war; mußte doch ſolche allezeit in gewiſſen Schranken bleiben, ſo lange die Nation ſelbſt die Waffen in den Händen hatte, und die Befehle ihres Herrn ſelbſt vollzog.

In einem Stücke aber irrten ſie ſich ſehr. Sie glaubten, man könne Römiſch leben, und ſo tapfer bleiben, als ein Deutſcher. Sie ließen ſich nach und nach die Römiſchen Gemächlichkeiten gefallen, aber nicht ihre Kriegszucht, welche das einzige Mittel iſt, wodurch eine geſittete Nation gegen eine barbariſche aushalten und dasjenige erſetzen kann, was die letzte an Muth und Unerſchrockenheit voraus hat. Hier aber gab es kein Mittel; ſie mußten entweder in allem bleiben, was ſie bey ihrem Eintritte in das Römiſche Reich geweſen, oder in allem Römer werden. Der Oſtgothiſche König Theodorich merkte dieſes, und verboth den Gothen ihre Kinder in die Schulen zu ſchicken, weil diejenigen niemahls den Spieß und Degen ihres Gegners unerſchrocken anſehen würden, die von Jugend auf die Ruthe gefürchtet m). Die Anwendung hievon läßt ſich noch auf eine Menge anderer Dinge machen. Die Selbſttäuſchung iſt aber nirgends größer, als bey dem Gefühle eigener Kräfte, und nichts nimmt unmerklicher ab, als

Muth

m) PROCOPIVS *de bello Goth.* L. 1. c. 2. pag. 312.

Muth und Tapferkeit, ſo lange man keinen Feind vor ſich hat.

Je milder die Sitten waren, die ſie angetroffen; je gelinder das Klima war, unter das ſie verpflanzt worden; je länger ſie ſich auf Römiſchem Boden aufgehalten, deſto mehr ſind ſie ausgeartet, nicht, als wenn ſich eben dieſes Klima gar nicht mit der Tapferkeit vertrüge; denn ſolches zeigen die Beyſpiele der Römer, Karthaginenſer, und der alten Spanier zur Genüge, ſondern weil ihr Nervenbau durch die große Hitze des Tages, und Kälte der Nacht, wie auch durch die nach und nach angenommene weichliche Lebensart erſchlaffete, und ſie eben darum meiſtens aufgerieben wurden, ehe noch andere an das Klima von Geburt aus gewöhnte Generationen nachwachſen konnten. Von den Viſigothen ſagt Gregorius Turon., daß ſie ihrem Brauche nach gezittert hätten vor Klodwigen und ſeinen nur erſt aus ihren Waldungen hervor gebrochenen Franken. Die nähmlichen Gothen zitterten doch gewiß nicht, als ſie Rom ſtürmeten. An den Vandalen, die von dem kalten Norden in das warme Afrika verſetzt worden, iſt dieſes noch ſichtbarer. Ihr Reich ward von dem Kaiſer Juſtinian durch ein mäßiges Heer von 15000 Mann, das großen Theils aus Barbaren beſtand, ohne vielen Widerſtand zerſtöret. In dem Zuſtande, worin ſie Procop angetroffen n), der dem Feldzuge mit beygewohnet, iſt es auch gar kein Wunder. Sie ließen ſich, nach ſeinem Zeugniſſe, durch den fruchtbaren Boden und durch das gelinde Klima ſo ſehr einnehmen, daß ſie ſich der Schwelgerey, prächtigen Kleidung, einer durchaus üppigen Lebensart

N 3 und

n) *Hiſtor. Vandal.* L. 2 c. 6. pag. 248 -- 49.

und dem häufigen Baden überließen. Sie brachten ihre Zeit in dem Theater und Circus zu, und beluſtigten ſich an Tänzern, Pantomimen und dergleichen Dingen; ihre Landhäuſer waren prächtig, und ihre Gärten waren mit Waſſerwerken, ſchönen Bäumen und wohlriechenden Blumen gezieret; man achtete keine Keuſchheit, noch eine andere männliche Tugend.

Das merkwürdigſte bey dieſem letzten Vorwurfe iſt, daß Salvian, der zur Zeit ihres Einmarſches in Afrika ſchrieb, ihnen mehrmahls die Keuſchheit als eine beſondere Eigenſchaft vor den andern Deutſchen Nationen beylegt. Die Vandalen, ſagt er o), wären ſonſt die feigeſten unter den Barbaren, aber die keuſcheſten; und Gott habe ihnen wegen ihrer Keuſchheit die Spanier, und hernach die Karthaginenſer, die unter allen Römiſchen Nationen der Unzucht am meiſten wären ergeben geweſen, unterwürfig gemacht. Eben dieſer ſagt auch, daß ſie ſich anfangs gar nicht durch die Ausſchweiffungen der Römer hätten verführen laſſen, ſondern dieſe vielmehr gezwungen hätten keuſch zu ſeyn. Uiberhaupt, wenn man die Zeit des Aufenthalts dieſer Völker auf Römiſchem Boden, die Beſchaffenheit des Klima, und die Sitten der Völker, mit denen ſie umgegangen ſind, mit einander vergleicht: ſo läßt ſich ſo ziemlich genau beſtimmen, wie ſich bey einem jeden die alten Sitten nach und nach verloren haben; und man kann als eine Regel annehmen, daß das letzte, ſo aus Deutſchland ausgerückt iſt, allemahl auch das tapferſte geweſen. Grotius p) hält dafür, ſie

o) L. VII. *de gubernatione Dei*. c. 7. pag. 157.

p) *Prolegom. Hiſtor. Gothor*. pag. 58.

ſie hätten nicht alle in den eroberten Provinzen bleiben ſollen, ſondern alle Jahr einen Theil der Nation nach Hauſe ſchicken, der durch neue Ankömmlinge allemahl wieder wäre erſetzt worden; durch dieſe beſtändige Abwechslung, wie man es mit ausländiſchen Gewächſen macht, würde der kriegeriſche Geiſt bey ihnen erhalten worden ſeyn. Allein, eben darum hatten ſie ſo lange Krieg geführt, weil ihnen ihr Vaterland nicht gefiel, und eben dieſes wurde gleich von andern Nationen beſetzt, ſo bald ſie daſſelbe verlaſſen hatten. Eben dadurch wurden ſie auch in den Stand geſetzt, große Reiche in der Geſchwindigkeit zu ſtiften, weil ſie mit Weib und Kindern ausgezogen ſind.

Eines, wodurch ſich ihre Staatsverfaſſung von jener der Römer und der meiſten übrigen Nationen auszeichnete, war das Lehns-Syſtem. Wir haben die Spuren davon ſchon in den Deutſchen Wäldern gefunden. Dieſe wollen wir jetzt verfolgen. In Deutſchland wußte man nicht einmahl etwas von dem gemeinen Eid der Treue, der dem Fürſten wäre geleiſtet worden. Man war mehr dem Staate und Vaterlande ergeben, als dem Fürſten. Nur diejenigen, die ſich auf eine beſondere Art dem Fürſten verbunden, und aus eigener Willkühr in ſein Gefolge (comitatum) getreten ſind, waren ſchuldig ihm unbedingt in den Krieg zu folgen. In den eroberten Ländern änderte ſich alles dieſes. Die Fürſten ſuchten in die Stelle des Staates zu treten, und das Beſtreben des Volks zur gemeinſamen Glückſeligkeit auf ſich zu lenken. Das Volk mußte den Eid der Treue ablegen q); das Gefolge aber ſuchten ſie zu

 ver-

q) Aus den Formeln des Markulfs ſo wohl, als verſchiedenen Stellen des Gregorius von Tours ſehen wir, daß der Eid der Treue bey den Franken eingeführt war.

verſtärken, ſo viel als immer möglich war, und noch durch einen beſondern Eid der Treue ſich zu verbinden. Dieſes diente ihnen gleichſam als ein ſtehendes Heer gegen die Nation ſelbſt, wenn ſie ſchwierig würde, und gegen Auswärtige, wenn ſich die Nation nicht ſo gleich zum Krieg verſtehen wollte. Die bey der neuen Lebensart bald überhand nehmenden Bedürfniſſe machten, daß ſich klein und groß um die Wette zudrängten, ſich den Königen zu empfehlen und in das Gefolge aufgenommen zu werden ſuchten. In Deutſchland wurde das Gefolge durch freyen Tiſch, durch Geſchenke an Pferden, Waffen und dergleichen belohnt. Liegende Güter hatten einen geringen Werth, und wurden nicht verlangt. Vielleicht dachte man noch viel zu edel; jetzt aber waren ſie angenehmer als alles andere. Die Könige gaben alſo ihrem Gefolge dergleichen zum Genuß. Dieſe Güter wurden, um ſie von dem Eigenthume (Alode) eines jeden zu unterſcheiden, Beneficia und in der Folge Lehen genannt, und die Inhaber davon Vaſallen (Geſellen). Da ſelbe anſtatt des Soldes für die Dienſte, die man von jemand foderte, gegeben wurden: ſo fielen ſie nach dem Tode des Inhabers wieder auf ihren Herrn zurück. Die Vaſallen wußten aber ſelbe auf tauſenderley Weiſe in Eigenthum zu verwandeln; wodurch endlich die Quellen ſich verſtopften, und die Könige arm, die Vaſallen hingegen reich wurden.

Nichts konnte für die Deutſche National-Freyheit ſchädlicher ſeyn, als dieſe Verfaſſung. Die Großen verkauften ſich an die Könige, und das Volk an die Großen. Es redete nicht mehr durch ſich, dachte nicht mehr durch ſich, und that nichts mehr durch ſich, wie in ſeinen vorigen Wohnungen,

ſondern mußte ſich von den Großen nach Belieben führen laſſen. Wer frey ſeyn wollte, für den war weder bey dem Könige, noch bey den Großen Gnade zu hoffen. Die Könige erreichten zwar in dieſem Stücke ihre Abſichten, daß ſie die National-Freyheit nach und nach dadurch zu Grunde richteten; ſie arbeiteten aber nicht für ſich, ſondern für ihre Vaſallen, die durch ihre Geſchenke ſo mächtig geworden, daß ſie den Königen ſelbſt Geſetze vorſchreiben konnten.

Dieſes wäre noch einiger Maßen zu verzeihen geweſen. Der größte Fehler des Lehns-Syſtems war, daß der Lehensherr, es mochte der König, oder ein Großer ſeyn, (denn auch dieſe hatten ihre Vaſallen,) von dem Staate getrennt, und letzterer darüber vergeſſen wurde. Gleichwie die ſelbſt gewählten Verbindungen von den Menſchen allezeit genauer beobachtet werden, als die natürlichen: ſo verlor man die angebornen und weſentlichen, die jeder als Unterthan zu befolgen hatte, nach und nach aus dem Geſichte, und ſetzte ſie gar in Colliſions-Fällen den erſten nach. Noch eine ſchlimme Folge war, daß man glaubte, ſich ſeinen Lehensherrn wählen zu können, wo man nur immer wollte, ſollte es auch außer dem Lande ſeyn, wo man anſäſſig war, weil die Lehensverbindung an ſich willkührlich war. Eben daher folgerte man auch, daß man den Lehensherrn verlaſſen, und ändern könne, wenn er auch der Landesherr ſelbſt war, in dem Falle, wo man glaubte, eine gerechte Klage gegen ihn zu haben. Wir werden hören, zu wie vielen Unordnungen dieſe unnatürliche Grundſätze gleich unter dem erſten königlichen Stamme der Franken Anlaß gegeben haben. Uiberhaupt aber mußte der alte edle Freyheitsgeiſt der Deutſchen einem knech-

tiſchen und eigennützigen Platz machen. Ein gewiſſes Point d'Honneur ſollte zwar das Hauptband zwiſchen dem Lehensherrn und Vaſallen ſeyn; das Intereſſe ſchimmerte aber an allen Enden ſo ſtark hervor, daß man gleich ſah, wodurch dieſe ſo ſehr gerühmte Ehre müßte aufgewärmt werden, um einige Wirkungen hervor zu bringen.

Die innere Polizey und Ordnung wurde in Deutſchland durch gewiſſe Gewohnheiten, welche die Stelle der Geſetze vertraten, erhalten. Nach ihrer Auswanderung fanden dieſe Nationen aus mehrern Urſachen für gut, ihre Gewohnheiten ſchriftlich zu verfaſſen. Wir haben noch die ſchriftlichen Aufſätze, in welchen, ob ſie gleich von verſchiedenen Völkern herrühren, und zu verſchiedenen Zeiten ſind verfertigt worden, eine bewunderungswürdige Aehnlichkeit herrſcht, die ihre Deutſche Herkunft, wenn wir auch ſonſt keine Spuren davon hätten, allein genugſam verrathen würde. Grotius r) erhebt ſie ungemein; Leibnitz s) verachtet ſie. Grotius hat Recht, weil in der That eine gewiſſe Einfalt, ein Nachdruck, Kürze und geſunder Menſchenverſtand darin herrſchet, die man oft in den Geſetzen gebildeter Nationen vermißt. Leibnitz hat aber auch Recht, daß es eben ſo viel wäre, als von den Früchten zu der Eichel zurück kehren, wenn man ſie wieder einführen wollte. Sie waren gut für die Umſtände, in denen ſie ſind gemacht worden. So wenig der Menſch die Kleider in dem männlichen Alter tragen kann, die er in der Kindheit getragen hat, ob ſie gleich einmahl mögen ſchön geweſen ſeyn: ſo wenig können Völker in ihrem

r) *Prolegom. Hiſtor. Gothor. pag. 62.*

s) In *Praefat. Scriptor. Brunſuic.*

rem männlichen Alter mit ihren Jugendgeſetzen auskommen.

Man darf dieſe Geſetze nur anſehen, um gewahr zu werden, daß ſie für Leute gehörten, die nur den erſten Schritt zu dem geſellſchaftlichen Leben gethan hatten, und noch an dem Rande deſſelben ſtanden. Wenn die Sicherheit der erſte Beweggrund zu dem geſellſchaftlichen Leben war, ſo mußten die erſten Geſetze allezeit dahin gehen, Niemand zu beleidigen. Man ſieht auch aus der Geſchichte der Menſchheit, daß die erſten Geſetze der Völker meiſtens negativ geweſen. Die Deutſchen unterſcheiden ſich nur durch die erſtaunliche Zergliederung der Unbilden, wie z. B. der Erſatz muß gemacht werden bey einer jeden Art von Verletzung am Körper, die nur zu denken iſt; wie, wenn Blut vergoſſen worden, wenn der verletzte Theil nur blau geworden, wenn ein Bein herausgeſehen, wenn ein Bein gebrochen, wie es mit Stechen, Hauen, Schlagen zu halten; wie, wenn ein Aug, Ohr, Finger ꝛc. verletzt worden. Dieſe Art der Geſetzgebung war ohne Zweifel eine Folge der noch ziemlich rohen und unbändigen Freyheit der Nation. Um ſie an Gerichte zu gewöhnen, mußte dem Richter ſo wenig zu thun übrig bleiben, als nur immer möglich war, das Geſetz aber ſelbſt alles entſcheiden; und um einer zu ſehr an Gewaltthätigkeiten gewöhnten Nation Einhalt zu thun, mußten alle Fälle auf das genaueſte ausgedrückt werden, um alle Ausflüchte auf einmahl abzuſchneiden.

Die Art der Genugthuung für die Beleidigungen iſt noch ſonderbarer. Das Verbrechen mochte geweſen ſeyn, wie es wollte, ſo wurde es durch die

Erlegung

Erlegung einer gewiſſen Summe Geldes abgebüßt. Wir haben ſchon aus dem Tacitus gehört, daß ſolches ein uralter Gebrauch der Deutſchen geweſen. Jetzt wurde nur die Summe für jeden Fall genau beſtimmt. Daß ſolches in manchen Fällen geſchehen könne, iſt leicht zu begreiffen; aber wie die Ehre, wie die Glieder des Leibes, wie das Leben ſelbſt durch Geld könne erſetzt werden, iſt kaum zu errathen. Die Geſetze ſcheinen in dieſem Falle nur für die Armen gemacht zu ſeyn, und der Reiche konnte thun, was er wollte. Wer 45 Solidos in der Taſche hatte, war ſo zu ſagen Herr über alle Naſen ſeines ganzen Gaues t). Und in der That mußte dieſes erſt manchen in Verſuchung dazu führen, ſo wie Caligula bey Erblickung eines Kopfes in die Verſuchung gerieth ihn abhauen zu laſſen, weil er es ungeſtraft thun konnte.

Wir müſſen aber auch andrerſeits betrachten, daß ihr Charakter und ihre Sitten aufrichtig, einfach, und weder zu muthwilligen, noch zu ſtudirten Bosheiten aufgelegt waren. Auch war der Anſatz der Unbilden ziemlich hoch, da dieſe Nationen wenig Geld hatten, und die Ungleichheit der Güter noch nicht ſo groß, wie jetzt, war. Wer nicht zahlen konnte, verlor die Freyheit darüber, und wurde dem Beleidigten oder deſſen Verwandten als Knecht ausgeliefert, die ihn entweder zu ihren Dienſten brauchen, oder weiter verkaufen konnten. Und wenn auch das Geld einem helfen konnte, nachdem er den andern beleidiget: ſo war doch die Beleidigung an ſich nicht ſo leicht ins Werk zu ſetzen. Jeder war

t) Si quis naſum alteri excuſſerit, MDCCC. Denar. qui faciunt Sol. XLV. culpabilis iudicetur. LL. Sal. Tit. 33 §. 13.

war bewaffnet, und keiner geneigt Unbilden ungerächet zu verdauen. Dieſes letztere ſcheint ein ſtärkerer Damm gegen alle muthwillige Beleidigungen geweſen zu ſeyn, als die Geſetze ſelbſt. Aus eben dieſer Urſache ſcheint es auch, die Deutſchen haben den Diebſtahl mehr verabſcheuet, als die Mordthaten u). Die Diebſtähle geſchahen an wehrloſen Dingen; und ein Feiger konnte leicht gereitzet werden, ſich daran zu vergreiffen, da ihre zahlreichen Herden, die in den Wäldern und Heiden herum irreten, und ihre Geräthſchaften bey ihren ſchlecht gebauten Häuſern unmöglich ſo genau konnten verwahret werden. Bey den Alemanniern mußte für eine ermordete Weibsperſon doppelt ſo viel, als für eine Mannsperſon gezahlet werden x). Die Urſache war gewiß keine andere, als weil erſtere nicht wehrhaft war, und daher für ihre Sicherheit durch einen höhern Anſatz des Wehrgeldes geſorgt wurde.

Gleichwie ihre Geſetze noch meiſtens nach dem alten Fuße eingerichtet geweſen, alſo auch ihre Gerichtsform. Das beſte davon war, daß, da ihre Geſetze ganz einfach waren, ein jeder, der nur geſunden Verſtand hatte, Richter oder Beyſitzer ſeyn konnte. Und eben daher ſah man bey der Auswahl der Beyſitzer mehr auf die Redlichkeit des Herzens, als andre Eigenſchaften. Bey den Franken waren Gerichtsbeyſitzer und ehrliche Leute gleich bedeutende Wörter. Wir werden mehr von der Deutſchen

u) Nach den Sächſiſchen Geſetzen (Tit. IV.) wurde derjenige, der ein Pferd geſtohlen, mit dem Tode geſtraft; eine jede Mordthat aber, auch eines Adeligen, (Tit. II.) konnte mit Geld abgelöſet werden.

x) LL. Alemann Tit. 49.

ſchen Gerichtsverfaſſung hören, wenn wir von den Fränkiſchen, Alemanniſchen, und andrer Deutſchen Völker Geſetzen ins beſondere reden werden. Nur müſſen wir noch etwas von der Art ihrer Proben beybringen. Die Hauptprobe geſchah durch Zeugniſſe, in Ermanglung derſelben aber durch den Eid. Damit dieſer deſto kräftiger wäre, mußte der Schwörende nach Beſchaffenheit der Sache eine gewiſſe Anzahl von Eidshelfern (Conſacramentalen) bey ſich haben, die mit ihm den Eid ablegten. Der Schwörende mußte ſeine Hand auf eine Kapſel, in welcher Reliquien von Heiligen aufbewahret waren, legen; die Eidshelfer hingegen legten nur ihre Hand auf die Hand des Schwörenden. Man erſtaunet, wenn man die Geſchichte durchgeht, wie leicht es war, dergleichen Eidshelfer auch in den ſchwierigſten Fällen zu bekommen. Dieſe Leichtigkeit war die Folge jenes allgemeinen Zutrauens, das ein Glied der Nation auf das andre ſetzte; die geſetzliche Verordnung an ſich die Wirkung des Vertrauens, das die Nation auf ſich ſelbſt ſetzte. Denn obgleich die Barbaren von den geſitteten Nationen für treulos gehalten wurden, ſo hielten ſie ſich doch unter einander für die redlichſten Leute, und glaubten, daß nichts treuloſer ſey, als die geſitteten Nationen.

Gleichwie ſich aber bald die erſte Einfalt ihrer Sitten verlor: ſo konnten auch dieſe Geſetze, die darauf gegründet waren, nicht mehr ihre guten Wirkungen hervor bringen. Durch die gar zu ſtarke Vervielfältigung der Eide verlor ſich ihre Kraft, und dem Meineide wurden Thüre und Thore geöffnet.

Dieſe Art Proben zu führen hatte noch die Unbequemlichkeit, daß zum öfteſten Kläger und Beklagte ſich zum Schwören mit Eidshelfern anheiſchig machten. Hier war der Meineid unvermeidlich, und doch eben ſo ſchwer, die Wahrheit zu erfahren. Sie verfielen daher auf andre Wege, nähmlich auf die ſo genannten Ordalien, oder iudicia Dei. Der Nahme Ordalien, der ſchon bey dem Plinius vorkommt, zeigt ganz klar, daß ſie Deutſchen Urſprunges und ſehr alt ſeyen, in der gemeinen Sprache aber durch Urtheil (Ordel) Gottes ſind ausgedrückt worden. Weil es nähmlich unmöglich ſchien, in ſolchen Umſtänden die Wahrheit durch Menſchenkräfte zu entdecken, wollte man das Gericht gleichſam Gott übertragen; indem man nicht zweifelte, daß, ehe er den Unſchuldigen leiden ließe, er die Wahrheit auf ein oder andere Art entdecken würde. In den alten Deutſchen Geſetzen kommen hauptſächlich das ſiedende Waſſer (aeneus) und der Zweykampf vor, von denen wir in der Folge ein mehrers hören werden.

Den alten Inwohnern ließen ſie ihre eigenen Geſetze, die ſich nicht für die Barbaren ſchickten, und ſie behielten die ihrigen, die ſich nicht für die Römer ſchickten. Hingegen nahmen ſie manches von der Römiſchen Staatsverfaſſung, und Verwaltung der Provinzen an. Nicht nur allein die vornehmſten Hofämter, ſondern auch die Herzoge und Grafen, jedoch mit einiger Veränderung ihrer Beſtimmung, wurden beybehalten, ſo wie auch ein großer Theil der Titel und des Ceremoniels. Nun ſah man viros inluſtres, magnificos, excellentiſſimos und dergleichen bey ihnen auftreten, da ſie zuvor in ihrer Sprache vielleicht nicht einmahl das Wort Herr mögen

gen gehabt haben. Die Könige ſelbſt waren begierig dergleichen Titel von dem kaiſerlichen Hofe, z. B. eines Patricius, Conſuls, Sohns ꝛc. zu erhalten, die die Kaiſer auch gern ertheilten, weil dadurch gleichſam ein Theil ihres Anſehens und ihrer Oberherrſchaft gerettet ward. Uiberhaupt kann man von den Deutſchen ſagen, daß ſie den Schatten jenes Reiches reſpectirten, deſſen Körper ſie mit Füßen traten. Dieſe Titel halfen ihnen die Zuneigung ihrer neuen Unterthanen gewinnen; weil es dadurch das Anſehen bekam, als wenn ſie ihre eroberten Länder mit Genehmigung der Kaiſer innen hätten. Unerachtet derſelben aber lebten ſie nicht länger mit den Römern im Frieden, als es ihr Nutzen erfoderte.

Unter ſich waren ſie zwar meiſtens einig, wenn es zum Angreiffen kam; hingegen zerfielen ſie deſto leichter bey der Theilung. Und gleichwie die Feindſchaften unter Verwandten ſtärker ſind, als unter Leuten, die ſonſt in keinem Verhältniſſe unter einander ſtehen; alſo gingen ſie mit mehrerer Heftigkeit auf einander los, als auf die Römer ſelbſt. " Habe „ du Frieden mit allen, ließen die Vandalen, Sue„ven und Alanen dem Kaiſer Honorius ſagen, und „ nimm die Geiſel von allen an. Wenn wir ſtrei„ten, ſo ſtreiten wir unter uns; uns zernichten wir, „ und dir ſiegen wir; für deinen Staat wird es „ ein ewiger Gewinn ſeyn, wenn wir mit einander „ zu Grunde gehen. " Wer würde dieſes glauben, ſagt der Geſchichtſchreiber Oroſius, wenn es die Sache nicht ſelbſt lehrte y)?

Zu

y) OROSIVS Hiſtor. L. 7. c. 43. pag. 607.

Zu dem Neide und der Eiferſucht wegen der Theilung geſellte ſich auch noch ein gewiſſer National-Stolz, und eine darauf ſich gründende wechſelweiſe Verachtung, die ſie unter einander entzweyete. Ob ſie ſchon alle Deutſchen Urſprunges waren, ſo dünkten ſich doch diejenigen, die länger auf Römiſchem Boden geweſen, oder mit den Römern in näherer Bekanntſchaft gelebt hatten, beſſer zu ſeyn, als die übrigen. Wir haben eine Inſchrift auf den Gothiſchen König Ataulf, worin er ein Vertreiber der Vandaliſchen Barbarey, depulſor barbariei Vandalicae genannt wird. Wenn auch die Inſchrift von Römern herrührt, ſo iſt ſie doch gewiß in einem Tone geſetzt worden, der dem Ataulf und ſeinem Volke gefiel. Auch dem Oſtgothiſchen Könige Theodorich, ob er ſich gleich der Gothiſchen Herkunft nicht ſchämte, merkt man es an, daß er die andern Deutſchen Völker als ungeſittet und roh, die bey ihm erſt Staats- und Regierungskunſt lernen müßten, anſah. So gar den Burgundiſchen König Gundobald läßt Gregorius von Tours zu ſeinem Miniſter Aredius ſagen: " Ich bin ganz in Aengſten, „ und weiß nicht, was ich thun ſoll, weil dieſe Barbaren (die Franken) über uns gekommen ſind, damit ſie unſer Land zu Grunde richten. "

Es war ein Glück für die Römer, daß die meiſten dieſer Nationen, als ſie in das Römiſche Reich einrückten, Chriſten waren. Der Stadt Rom inſonderheit iſt dieſes wohl zu Statten gekommen. Alarich ſchonte die Kirchen, und was ſich dahin geflüchtet hatte, ob er ſchon ein Arianer war. Daß er aber ein Arianer, und nicht katholiſch geweſen, daran waren die Römer ſelbſt Schuld. Ulphilas, ein

ein vornehmer Gothe, kam an den Hof des Kaiſers Conſtantius, um einige Geſchäfte im Nahmen ſeines Volkes zu beſorgen. Als dieſe keinen erwünſchten Fortgang gewinnen wollten, riethen ihm einige der Hofleute, ſich zu der chriſtlichen Religion, und zwar nach den Grundſätzen des Arius, denen der Hof damahls beypflichtete, zu bekennen. Ulphilas that es, und war glücklich in ſeinen Verrichtungen. Als er nach Hauſe kam, beredete er auch ſein Volk zu eben dieſem Glaubensbekenntniſſe, und überſetzte ihnen die Bibel in ihre Sprache; von welchem ſchätzbaren Werke ein Theil bis auf uns gekommen. Der Hof änderte zwar unter den folgenden Kaiſern, in Anſehung der Arianiſchen Lehre, ſeine Geſinnungen; allein, die Gothen blieben ſtandhaft bey ihren einmahl angenommenen Sätzen, entweder daß ſie von Natur nicht ſo wankelmüthig geweſen, oder daß die ſich immer mehrende Abneigung gegen die Römer, und Verachtung derſelben, oder gar eine verdeckte Staatsurſache Schuld daran geweſen. Ihrem Beyſpiele folgten auch andere Deutſche Nationen, als die Vandalen, Burgunder und Heruler, die ebenfalls die Lehrſätze des Arius annahmen.

Wenn die Politik Theil daran gehabt, ſo haben ſie es in der That nicht zum beſten getroffen; indem die Verſchiedenheit der Religion zwiſchen ihnen und ihren neuen Unterthanen ſolche Schranken ſetzte, daß nicht leicht ein Volk daraus werden konnte, noch weniger aber die Gemüther zu jenem heilſamen Beſtreben nach einer gemeinſchaftlichen Glückſeligkeit konnten vereiniget werden. Einige davon, als die Vandalen, verderbten vollends alles, da ſie, auf Anſtiften der aus dem Römiſchen Reiche vertriebenen und zu ihnen geflüchteten Arianer, intolerant

wurden,

wurden, und ihre katholiſchen Unterthanen verfolg- ten. Sidonius macht uns auch von dem Zuſtande der katholiſchen Kirchen unter den Viſigothen eine ſolche Beſchreibung, die uns leicht begreiffen läßt, warum ſich ihre katholiſchen Unterthanen nach der Herrſchaft der Franken geſehnet, und ſich alle Mühe gegeben, unter dieſelbe zu kommen, obſchon dieſe noch Abgötter waren. Gutes und Böſes gegen ein- ander gehalten, muß man doch allemahl ſagen, daß die Provinzen des ehemahligen Römiſchen Reichs durch den Einmarſch der Barbaren mehr gewonnen, als verloren haben. Dieſe durch Freunde und Fein- de verwüſteten Länder brauchten Hände zum Arbeiten, und Männer zur Bevölkerung. Oroſius, ein gleich- zeitiger Schriftſteller, bezeugt es wenigſtens, daß ſich die Römiſchen Provinzen wohl dabey befunden. "Die „Barbaren ſelbſt, ſagt er, haben gleich nach ihren „Eroberungen ihre Schwerter verabſcheut, und den „Pflug ergriffen, und gehen mit den übrig geblie- „benen Römern als mit Freunden und Verbunde- „nen um, ſo, daß es Römer gibt, welche die ar- „me Freyheit, die ſie unter den Barbaren genießen, „der tributbaren Sorgfalt unter den Römern weit „vorziehen" z). Von den Burgundern inſonder- heit ſagt eben dieſer, daß ſie gelind, ſanftmüthig und redlich mit den Galliern umgehen, nicht als mit Unterthanen, ſondern als mit Brüdern a).

 In

z) Quanquam et poſt hoc quoque barbari continuo execrati gladios ſuos ad aratra conuerſi ſunt, reſiduosque Romanos vt ſocios modo et amicos fouent, vt inueniantur iam inter eos quidam Romani, qui malint inter barbaros pauperem libertatem, quam inter Romanos tributariam ſollicitudinem ſuſtinere. OROSIVS Hiſt. L. 7. c. 41. p. 601.

a) Blande, manſuete, innocenterque viuunt, non quaſi cum ſubiectis Gallis, ſed vere cum fratribus chriſtianis. OROSIVS Hiſt. L. 7. c. 41. pag. 574.

In den Burgundiſchen Geſetzen b) heiſſen die zuſammen einquartirten Burgunder und Römer Gäſte, (Hoſpites). Nach den Deutſchen Begriffen, vermöge deren die Gaſtfreyheit eine der unverletzlichſten Pflichten war, konnte man nichts nachdrücklichers ſagen. Die Städte verloren dem Anſcheine nach; Künſte und Wiſſenſchaften verſchwanden, weil es an Kennern fehlte, auch Gewerb und Handlung verſiegeten, und die Bewohner der Städte wurden zuletzt wenig beſſer, als zwiſchen Mauern wohnende Ackersleute. Ob ſie aber nicht glücklicher dabey waren, als bey den ſchweren Römiſchen Bedrückungen, iſt eine andere Frage. Iſidorus bezeugt uns wenigſtens, daß man in Spanien bis auf ſeine Zeit die Herrſchaft der Gothen der Römiſchen vorgezogen habe. Man vergleiche nur die Schilderung, die er im Anfange ſeiner Chronik von Spanien unter der Herrſchaft der Gothen macht, und ſehe, ob das nähmliche zu irgend einer Zeit, auch die unſrige nicht ausgenommen, von Spanien könne geſagt werden c).

Die Deutſchen ſelbſt, ſo glänzend auch ihr gemachtes Glück anfangs ſchien, haben am wenigſten dabey gewonnen. Die erſte Glückſeligkeit verging wie ein Traum, und ließ nichts zurück, als daß aus Dingen, welche ſie ſonſt kaum dem Nahmen nach gekannt hatten, wahre Bedürfniſſe wurden, die auf ihre Sitten eine deſto ſchlimmere Wirkung hatten, weil ihre Leidenſchaften noch eben ſo ſtark und ſo lebhaft waren, als zuvor, nun aber durch den unendlich verſchiedenen Stoff ins Unendliche vervielfältiget wurden; daher rühren in ihrer folgenden Geſchichte

ſo

b) LL. *Burg. Tit.* 54.

c) Apud GROTIVM. *Hiſtoria Gothorum.* pag. 707.

ſo viele Auftritte, worin Grauſamkeit, Aberglaube, Treuloſigkeit und Schwäche ſo in einander verwebt ſind, daß man nicht weiß, ob man ſie bedauern, oder unwillig über ſie werden ſolle. Ich will nicht ſagen, daß ſie in ihren alten Heimathen tugendhafter geweſen; doch waren ſie gewiß nicht ſo laſterhaft. Uiberhaupt ſcheint die Zeit, die zwiſchen dem ungebildeten, und gebildeten Zuſtande verſtreicht, auf allen Seiten die ſchlimmſte zu ſeyn. Man kann zwar nicht genau beſtimmen, wo der gebildete Zuſtand in ſeiner Vollkommenheit anfange; doch wenn nur einmahl die Verfeinerung die Barbarey überwieget, ſo zeiget ſich ſchon die Hoffnung beſſerer Zeiten; und man hat nicht mehr Urſache, ſich in den Stand der Wildheit zurück zu wünſchen.

Zweytes Buch.

Von der Errichtung der Fränkiſchen Monarchie bis auf Karln den Großen.

486 — 772.

Erſtes Kapitel.

Charakter der Franken. Beſchaffenheit von Deutſchland und Gallien bey dem Anfange der Regierung Klodwigs. Seine Eroberungen.

Die Geſchichte der Franken müſſen wir um ſo genauer kennen lernen, da ſie von nun an die Grundlage der Deutſchen ausmacht; und hauptſächlich auch darum, weil die Franken ihr ganzes Kirchen- und Staats-Syſtem, ſo wie ſie es in Gallien angenommen, in Deutſchland eingeführt haben.

Daß ſich eine Nation ſelbſt ſchätzet, iſt eine ganz natürliche Sache. Aber gewiß wenige haben es der Welt auf eine ſolche Art angekündigt, wie die Fränkiſche. Die vortreffliche Nation der Franken, ſagt ſie ſelbſt von ſich in der Vorrede der Saliſchen Geſetze, die Gott ſelbſt zum Urheber hat (Gens Francorum inclyta auctore Deo condita), die tapfer im Felde iſt (fortis in armis), zu Hauſe geſichert durch Friedensbündniſſe (firma pacis foedere),

tief

*) tief in ihren Rathſchlägen (profunda in conſilio), am Leib edel und geſund, wohlgebildet, keck, hurtig, abgehärtet (corpore nobilis et incolumis, candore et forma egregia, audax, velox et aſpera). Das einzige candore egregia iſt zweydeutig. Es kann ſich auf den Leib beziehen, indem die Deutſchen überhaupt eine weiſſe Haut hatten; es kann aber auch die Aufrichtigkeit des Gemüthes bezeichnen. Vielleicht ſoll es eine Ablehnung eines Vorwurfs ſeyn, den man den Franken zu allen Zeiten gemacht hat, daß ſie nähmlich treulos und meineidig ſeyen. Der Geſchichtſchreiber Vopiſcus hat bereits in dem Leben des Proculus von ihnen geſagt, daß ſie gewohnt ſeyn mit lachendem Munde Eid und Treue zu brechen. Der Maſſilienſiſche Biſchof Salvian gibt ſolches ebenfalls als einen Zug an, der ſie von den übrigen Deutſchen unterſcheide, wie wir ſchon gehöret haben. Die Franken, ſagt Procopius, ſind ein Volk von ſo wenig Treu und Glauben, als eines in der Welt d). Ihre Geſchichte nach der Einrückung in Gallien bekräftigt ſolches auf allen Blättern. In keinem Buche, das nur immer Geſchichte heißt, und zu uns gekommen iſt, findet man ſo viele begangene Meineide und Treuloſigkeiten beyſammen, als in dem Gregorius Turonenſis, der keiner Parteylichkeit kann beſchuldigt werden. Aus der Art ſchon, wie er manchmahl davon redet, merket man, daß er von dem Meineid als einer ganz gemeinen Sache rede.

*) Die Abendländiſchen Kaiſer, und hernach auch die Morgenländiſchen ſuchten allezeit mehr die Freundſchaft der Franken beyzubehalten, als irgend einer andern Deutſchen Nation.

d) PROCOP. L. 2. *belli Gothici.* c. 25. p. 447. l. A.

Als Klodwig zur Regierung kam, hatten die Franken mehrere Oberhäupter, die unter ſich unabhängig waren. Dieſe Zertheilung mag die Haupturſache geweſen ſeyn, warum es ihnen andre ſchwächere Nationen in den Eroberungen zuvor gethan hatten. Der Religion nach waren ſie noch Heiden, die vieles von der alten Deutſchen Götterlehre beybehielten, und von den Römern auch vieles angenommen zu haben ſcheinen. Aus einer Stelle des Gregorius von Tours e) läßt ſich ſchließen, daß ſie den Jupiter, den Mars und andre Römiſche Götter angebethet.

Gallien war getheilt zwiſchen den Gothen und Burgundern. Einen Theil davon behauptete noch der Römiſche General Syagrius, unter dem Nahmen eines Volkes, das nicht mehr war. Einen
i.J.Ch. Theil aber hatten ſchon die Franken im Beſitz. Denn
445. bereits unter ihrem Könige Clodio hatten ſie ſich von Tournai und Cambrai Meiſter gemacht, und ihre Eroberungen bis an die Somme ausgedehnt. Daß ſie ſich auch darin behauptet, dafür leiſtet uns das 1656. zu Tournai entdeckte Grab des Königs Childerich, Klodwigens Vaters, die Gewähre.

Was ſie zuvor in Deutſchland innen gehabt, behielten ſie auch in der Folge, da ſie ſich jenſeits des Rheins weiter ausbreiteten. Sie ſind zwar, nach des Zoſimus Zeugniß, aus der Bataviſchen Inſel von den Sachſen gejagt worden; allein, in der Gegend von Cöln ſowohl, als dem Rhein herauf, muß ſich ihre Herrſchaft noch tief in Deutſchland hinein erſtreckt haben. In dem übrigen Deutſchlande aber waren die größten Veränderungen durch die

Auswan-

e) L. 2. Hiſt. c. 29. pag. 79. l. R.

Auswanderungen ſo vieler Völker vorgegangen. Nun werden erſt Völker berühmt, von denen man zuvor gar nichts, oder wenig gehört hatte. Hinter den Franken werden wir ein Reich gewahr, das von dem Harz bis an den Mainſtrom reicht, und ſchon eine ziemliche Zeit muß geſtanden ſeyn, bis es zu ſeiner jetzigen Macht und Einrichtung gelanget iſt, nähmlich das Thüringiſche, deſſen Nahme ſich noch auf den heutigen Tag in einem nicht unanſehnlichen Striche von Deutſchland erhalten hat. Den Thüringern zur Seite werden die Sachſen als See- und Landräuber immer bekannter. Zur See waren ſie ſchon lange berühmt. Die Küſten von Britannien und Gallien konnten ſich ihrer Räubereyen nie genug erwehren, i.J.Ch.
bis ſie ſich endlich unter der Anführung eines gewiſſen 449.
Hengſt in Britannien feſt geſetzt haben.

Eine andere Erſcheinung ſind die Slaven. Zu unſerem Erſtaunen ſehen wir, daß zu eben der Zeit, da Deutſchland eine Eroberung um die andre macht, und ſich von dem Baltiſchen Meer bis in Numidien ausdehnt, es zu Hauſe ſeine eigenen Gränzen verliert, und um den dritten Theil verringert wird. Man weiß nicht, ob ſich ſchon in den älteſten Zeiten unter den Deutſchen Völkern Slaven aufgehalten haben, die erſt nach der Auswanderung anderer Völker Raum bekommen, ſich auszubreiten; oder ob ſie nach derſelben erſt in Deutſchland feſten Fuß gefaßt haben. Anfangs hielten ſie ſich ruhig; oder wir wiſſen vielmehr nicht, was zwiſchen ihnen und ihren Nachbarn, den Sachſen und Thüringern, ſich mag zugetragen haben. In der Folge aber machten ſie den Deutſchen mehr zu ſchaffen. Die berühmteſten unter ihnen waren die Böhmen, Mährer, die Lutitier (Lauſitzer), Daleminzier, die das heutige

Meiſſen bewohnt; die Obotriten, die über der Elbe im Mecklenburgiſchen, und die Haveler, welche an der Havel gewohnt haben. Ihre Sprache erhält ſich noch in und außer Deutſchland.

Hingegen wird auch Deutſchland auf der Seite von Rhätien und Noricum (Baiern und Oeſterreich) in ſeine alten Gränzen wieder eingeſetzt. Wenigſtens erfahren wir, das Völker darin wohnen, die Deutſch reden, worunter die Baiern die vornehmſten ſind. Sie waren aber noch nicht frey, wie die übrigen Deutſchen Nationen, ſondern kamen zuerſt nach dem Verfalle des Römiſchen Reichs unter die Herrſchaft des Odoacer in Italien, und nach deſſen Untergang unter die Oſtgothen, endlich aber unter die Franken.

In dieſen Umſtänden trat Klodwig, mit den Anlagen zu einem großen Manne unſtreitig ausgerüſtet, aber auch mit großen Laſtern, auf das Theater, worauf zeither ſo viele Deutſche Helden einer nach dem andern erſchienen iſt. Seine erſten Abſichten, in welche er auch die übrigen Fränkiſchen Regenten einzuflechten wußte, waren gegen den Syagrius gerichtet. In ihrer Geſellſchaft ging er auf ihn
i. J. Ch. 486. los, überwand ihn bey Soiſſons, und ſtürzte den Römiſchen Coloß, der ſich ſo zu ſagen nur noch auf einigen Zehen erhielt, vollends zu Boden. Syagrius flüchtete ſich nach dem Treffen zu dem Viſigothiſchen Könige Alarich; allein der junge Held hatte die Dreiſtigkeit ihn von den Gothen zurück zu fodern, und Alarich die niederträchtige Zaghaftigkeit ihn auszuliefern. Klodwig ließ ihn hinrichten, und ſeine von aller Hilfe entblößten Länder fielen dem Sieger gleichſam von ſelbſt in die Hände.

Durch

Durch die Zernichtung der Römiſchen Herrſchaft wurde das Band des gemeinſchaftlichen Intereſſe, welches zeither die verſchiedenen Deutſchen Völker noch einiger Maßen unter einander verknüpft hatte, zerriſſen, und hingegen ein ganz neues Staats-Syſtem, neue Verhältniſſe und Ausſichten erſchaffen. Klodwig hatte durch die Art, wie er den Viſigothiſchen König behandelt, der für den mächtigſten gehalten wurde, zur Genüge gezeigt, was er zu thun im Stande wäre; doch glaubte noch niemand, daß er das für ſie ſeyn werde, was er in der Folge geworden.

Klodwig brachte ſeine erſten Jahre zu mit der Einrichtung ſeiner eroberten Länder. In dieſem Stücke that er nichts, als was die übrigen Deutſchen Völker vor ihm gethan haben, ob ſchon einige weiß nicht was für eine Politik in ſeinem Betragen finden wollen. Gallien hatte überhaupt die Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten von den Franken, die Religion allein ausgenommen, die es von den übrigen Deutſchen Völkern gehabt, welche dasjenige wieder gut zu machen ſuchten, was ſie in der erſten Hitze zerſtöret hatten. Die alten Inwohner behielten ihre Geſetze, Religion und bürgerliche Freyheit. Sie fingen an ſich zu erholen, und zum Theil unter einem Volke, das nichts als Freyheit athmete, ſelbſt Freyheit zu fühlen.

Im fünften Jahre ſeiner Regierung ſoll er einen glücklichen Feldzug gegen die Thüringer gethan haben, wovon uns die beſondern Umſtände ganz unbekannt ſind. Merkwürdig iſt ſeine Vermählung mit der Burgundiſchen Prinzeſſinn Clotild, nicht allein, weil ſie vieles zu ſeiner Bekehrung zur chriſtlichen

i. J. Ch. 491.

i. J. Ch. 493.

Religion beygetragen hat; ſondern auch, weil er und ſeine Söhne durch dieſe Heurath in die Burgundiſchen Händel ſind verwickelt worden. Sie war eine Bruderstochter des Burgundiſchen Königs Gundobald, der nach dem Zeugniſſe des Gregorius v. Tours f) ihren Vater hat umbringen laſſen. Aurelian, der Geſandte Klodwigs am Burgundiſchen Hofe, hinterbrachte ſeinem Herrn ſo viel Rühmliches von ihr, daß er ein Verlangen bekam, ſie zu ſeiner Gemahlinn zu haben. Aurelian mußte ſo gleich den Antrag wegen der Prinzeſſinn bey Gundobalden thun, der ſich wohl vorſtellen konnte, daß Clotild den Haß gegen ihn, und die Begierde nach Rache wegen des Todes ihres Vaters mit ſich in Klodwigs Haus bringen, und daſelbſt fortpflanzen werde. Die Macht Klodwigs war aber bereits ſo hoch geſtiegen, daß Gundobald es für rathſamer fand die Prinzeſſinn zu entlaſſen, als durch die Zurückbehaltung derſelben ſich dem Unwillen Klodwigs und einem unvermeidlichen Kriege auszuſetzen. Clotild ließ ſich beſonders angelegen ſeyn, ihren Gemahl zum Chriſten zu machen; aber ihre Bemühungen waren fruchtlos, bis endlich ein andrer Vorfall dieſe große Veränderung zu Stande brachte.

Die Alemannier, die zeither noch immer in ihren alten Sitzen verblieben, nur daß ſie ſich in dem benachbarten Elſaß und Helvetien weiter ausgebreitet haben, überzogen die in Deutſchland zurück gebliebenen Franken, und ihren zu Cöln reſidirenden König Sigebert mit Krieg. Man weiß die eigentlichen Urſachen nicht; nur ſo viel lernen wir aus der Geſchichte, daß ſie ſchon in den vorigen Zeiten oft gegen einander geſpannt geweſen. Der Alemanniſche König

Marcian

f) L. 2. c. 28. col. 80. lit. A.

Macrian fiel bereits unter dem Kaiſer Gratian in die Fränkiſchen Provinzen ein, und ward von dem Fränkiſchen Könige Mellobaud erſchlagen g). Dieß=mahl ſchien ihnen das Glück günſtiger zu ſeyn, da die Kräfte der Franken durch ihre neuen Eroberungen zu ſehr vertheilt waren; allein, Klodwig verſammelte die Seinigen in der größten Geſchwindigkeit, und eilte ſeinen Landesleuten zu Hilfe. Hier hatte er aber keine ausgearteten Römer vor ſich, ſondern Leute, die von ihrer alt Deutſchen Herzhaftigkeit noch ſo wenig verloren hatten, als die Seinigen. In
dem Treffen bey Zülphen ward er mit den Seinigen i. J. Ch.
ſo ſehr in die Enge getrieben, daß er in der Angſt 496.
gelobte ein Chriſt zu werden. Glücklicher Weiſe für ihn änderten ſich die Umſtände, nachdem der König der Alemannier, der ſich zu tief in die Feinde gewagt hatte, erlegt worden. Die Alemannier wurden ſchüchtern, als ſie ihren König haben fallen ſehen; die Franken hingegen erholten ſich, trieben die Feinde zurück, und nöthigten ſie, ihnen den Kampfplatz zu überlaſſen.

Klodwig zeigte, daß er nicht nur allein zu ſiegen, ſondern auch ſeine Siege zu benutzen gelernt. Er ging den Alemanniern mit ſolcher Geſchwindigkeit zu Leibe, daß er einen großen Theil h) dieſer ſtreitbaren

g) AMMIAN. MARCELLIN. Hiſtor. L. 30. c. 3. pag. 455.

h) Ich ſage, einen großen Theil, denjenigen nähmlich, der zwiſchen dem Main und der Lahn, und dem Rhein herauf um Mainz und Worms wohnte. Die übrigen ſcheinen gar keinen Theil an dem Kriege gehabt zu haben. Wenigſtens iſt es nicht zu erweiſen, daß die ganze Alemanniſche Nation darin verwickelt war. Doch wurden ſie ſo ſchüchtern, daß ſie

baren Nation ſich für beſtändig unterwürfig machte; eine Sache, die die Römer mit ihrer ganzen Macht ſo lange Zeit nicht haben in das Werk richten können.

Dieſer Sieg hatte noch eine wichtige Folge, nähmlich die Bekehrung Klodwigs. Seine Gemahlinn wiederholte nun ihre Bitte und Ermahnungen, wozu ſie das gethane Gelübd Klodwigs um ſo mehr berechtigte; und Remigius, Erzbiſchof von Rheims, der zuvor ſchon bey Klodwigen in großem Anſehen geſtanden, unterſtützte ſie mit all ſeiner Beredſamkeit. Klodwig ergab ſich endlich, und ließ ſich taufen. Nichts geht über die Freude, die die katholiſchen Biſchöfe, und alle alten Inwohner von Gallien empfanden. Seine eigenen Unterthanen waren wie neu gebo-

ſie ſich in den Schutz des Oſtgothiſchen Königs Theodorich begaben. Da aber das Oſtgothiſche Reich anfing zu wanken, unterwarfen ſie ſich, ſo wie die Baiern, unter dem Könige Theodebert, den Franken. Sie bekamen hierauf mit Gutheiſſen der Franken eigene Herzoge, behielten ihre Geſetze und Gebräuche, wie uns Agathias berichtet. Hingegen wurden die den erſten abgenommenen Länder zu königlichen Tafelprovinzen gemacht, und verloren nach und nach ihren Nahmen. Da nähmlich die königlichen Meierhöfe ohne Zweifel mehr den Franken als andern anvertraut wurden, ſo, daß viele Franken in den ſchon angeführten Gegenden zu wohnen kamen, wurde das Land ſelbſt Franken genannt. Die Gegend um den Main, wo jetzt Wirzburg liegt, ſcheint eben damahls auch zur königlichen Tafelprovinz gemacht worden zu ſeyn. Wenigſtens ſehen wir aus den noch übrigen Orten, die den Nahmen Königshofen führen, und aus den Pfarreyen, die Karlmann dem heiligen Burkard, erſten Biſchofe zu Wirzburg, geſchenkt hat, daß faſt das ganze Land ſchon in ältern Zeiten unmittelbar der königlichen Kammer muß gehöret haben.

geboren, und die Unterthanen der Arianiſchen Gothen und Burgunder, die ihn ſchon als einen Heiden lieber über ſich hätten regieren ſehen, als ihre ketzeriſchen Fürſten, wünſchten es nun doppelt. Die Taufe ward mit allem vollzogen, was nur die Kirche Prächtiges, Erbauliches und Erfreuliches in ihren Ceremonien hat. Man wartete nicht auf die gewöhnlichen Zeiten, nähmlich Oſtern und Pfingſten, zu welchen allein damahls getauft wurde, ſondern gleich am Weihnachtsfeſt, welches eben heran nahete, ward dieſe Handlung verrichtet. Mit ihm wurden über 3000 von der Nation und ſeine Schweſter Albofled getauft i).

Nicht allein Gallien nahm Antheil daran, ſondern alle in der ganzen Welt zerſtreute Katholiſche, indem außer Klodwigen kein einziger Regent in der Welt katholiſch war. Erſt in den neuern Zeiten hat man Unterſuchungen angeſtellt, ob Klodwig aus Uiberzeugung des Herzens, oder nur äußerlich aus Politik ein Chriſt, und zwar katholiſch geworden. Daß er vieles dabey gewonnen, iſt unſtreitig. Dadurch brachte er das auf die leichteſte Art zu Stande, was den neu errichteten Deutſchen Reichen durchgehends fehlte, nähmlich eine Vereinigung zwiſchen den neuen und alten Bewohnern. Letztere verdienten allerdings noch Rückſicht, da ſie den erſten an der Zahl weit überlegen waren. Er bahnte ſich auch den Weg zu fernern Eroberungen, und zur Untergrabung der neben dem ſeinigen ſtehenden Thronen der Burgunder und Gothen. Daß dieſes einen Einfluß

i) Pagi merkt an, daß auch in den folgednen Zeiten die Könige wider den Kirchengebrauch ihre Kinder zur Weihnachtszeit haben taufen laſſen, zum Andenken eines ſo erfreulichen Vorganges.

fluß auf ein herrſchſüchtiges Gemüth, wie Klodwigs war, muß gehabt haben, läßt ſich nicht in Zweifel ziehen; wir glauben allemahl gern, was uns nützlich und vortheilhaft iſt. Um ſo mehr geſchieht ſolches, wenn Leute, die man ehrt und liebt, uns ein Ding öfters vorſagen, und ihre Meinung auch ebenfalls mit Gründen beſtärken; am allermeiſten aber, wenn man ſelbſt noch von keinem Syſtem eingenommen iſt. Ich glaube alſo, daß man Klodwigen Unrecht thue, und zwar aus eben dem Grunde, aus welchem man die Wahrheit ſeiner Geſinnungen am meiſten beſtreitet. Man muß ſich nur keinen Chriſten vorſtellen, den man erſt nach einem theologiſchen Schul-Compendium unterwieſen hat, oder den man den ganzen Catechismus hat auswendig lernen laſſen. Man kann ſich auch leicht vorſtellen, daß man wegen der Sitten nicht die ſtrengſten Prüfungen mit ihm vorgenommen. Die Beute war zu fett; man mußte eilen, um ſie nicht entwiſchen zu laſſen. Allerdings hat Klodwig auch nach ſeiner Taufe vieles begangen, das ſich nicht mit den Grundſätzen des Chriſtenthums verträgt. Von der Theorie zur Ausübung iſt aber auch allemahl noch ein großer Schritt.

So groß das Vergnügen ſeiner Unterthanen über ſeinen Sieg und ſeine Bekehrung war: ſo ſehr wurden alle ſeine Deutſchen Nachbarn darüber aufmerkſam. Sie fürchteten beydes, ſeine Macht, die durch die Alemanniſche einen ſo ſtarken Zuſatz bekommen, und ſeine Religion. Niemand ſah die Folgen deutlicher ein, als der Oſtgothiſche König Theodorich. Er ſuchte daher das von weiten drohende Ungewitter zu zerſtreuen. Als König von Italien, der alten Beherrſcherinn des Orients und Occidents, und als ein Mann, der eine viel beſſere Erziehung als die

übrigen Deutſchen Fürſten gehabt, glaubte er, den Hofmeiſter über ſie machen zu dürfen. Wir haben noch einige Briefe von ihm an die Könige der Burgunder, Viſigothen, Thüringer und an Klodwigen ſelbſt, worin er die erſten zu einer gemeinſchaftlichen Verbindung ſucht aufzumuntern, und letzteren von fernern Unternehmungen abzuhalten. Die aufblühenden Deutſchen Reiche hatten zwey Dinge zu befürchten, den Orientaliſchen Hof von außen, und die Zerſtörung des Gleichgewichts von innen durch einen unternehmenden Helden, wie Klodwig war. Für beydes ſorgte Theodorich. Dieſer ſtaatskluge König hatte ſchon damahls eine Art von allgemeiner Republik im Kopfe, vermöge deren die ſämmtlichen Deutſchen Könige ſich gewiſſer Maßen die Gewährleiſtung über ihre Staaten unter einander leiſten, und weder einen auswärtigen, noch inwendigen Feind über den Kopf wachſen laſſen ſollten. Allein, Klodwig ließ ihn Syſteme bauen, und fuhr fort ſich zu vergrößern.

Die Reihe traf jetzt die Burgunder, die ihm ſelbſt Gelegenheit dazu gaben. Zwey Prinzen, Gundobald und Godegiſil, die noch übrigen Söhne des Königs Gundeucus, herrſchten damahls über die Burgunder. Die zwey andern, als Chilperichen, den Vater der Königinn Clotild, und Godomarn hatten Gundobald und Godegiſil aus dem Wege geräumt; aber auch unter dieſen beyden war keine Einigkeit. Godegiſil wünſchte allein Herr zu ſeyn; und dieſes ins Werk zu richten, verſprach er Klodwigen einen jährlichen Tribut, wenn er ihm ſeinen Bruder überwinden hälfe. Klodwig ergrieff die Gelegenheit, und überzog den Gundobald mit Krieg, der ſich, unwiſ-

ſend deſſen, was vorgegangen, eilends an ſeinen Bruder wendete, und ihn um Hilfe erſuchte. Godegiſil kam mit den Seinigen, und ſtieß zu ihm; allein, in dem Treffen bey Dijon ging er zu den
i.J.Ch. 500. Franken über, worauf Gundobald das Feld räumen, und ſich ſelbſt in Avignon verſtecken mußte. Klodwig folgte ihm, und belagerte die Stadt; ſie war auch ſo weit gebracht, daß die Uibergabe nicht mehr weit entfernet war, als Gundobald, oder vielmehr ſein Miniſter, Aredius, Klodwigen durch Verſprechung eines jährlichen Tributs dahin zu bringen wußte, daß er abzog, und die beyden Prinzen ihrem Schickſale überließ; worauf Gundobald ſich erholte, ſeinen Bruder zu Vienne überfiel, und wie ſeine übrigen Brüder ermorden ließ. Sonſt war Gundobald ein Herr, der die Kriegs- und Friedenskünſte verſtand, voll Duldung und Mäßigung gegen ſeine katholiſchen Unterthanen, und, was noch mehr iſt, begierig ſich belehren zu laſſen. Die noch vorhandenen Burgundiſchen Geſetze ſind ein Werk von ihm, worin aller Orten die Geſinnungen eines Fürſten durchſcheinen, der die Gerechtigkeit liebt, und ſie nach ſeinen Einſichten, wenn ſie auch nicht allemahl die beſten ſind, zu befördern ſucht.

Nun waren die Viſigothen noch übrig, die mächtigſten unter den Beſitzern von Gallien. Ihr König Alarich verſah ſich ſchon lange nichts Gutes zu einem ſo gefährlichen Nachbar, wie Klodwig war. Er ſuchte daher allem dem auszuweichen, was zu einem Bruche Anlaß geben könnte. Er brachte eine perſönliche Zuſammenkunft mit Klodwigen zu Stande; und ſie ſchwuren ſich einander bey ihren Bärten Freundſchaft, ohne ſie zu halten, oder vielleicht nur halten zu wollen. Man ſchickte Geſandte

hin

hin und wieder, die aber durch unglückliche Berichte an ihre Herrén die Sachen noch trüber machten. Das Ende von allen Unterhandlungen war eben das, was Klodwig ſchon zu Anfange derſelben im Sinne gehabt, und wozu er theils von ſeinen eigenen Biſchöfen, theils von einigen, die ſich aus den Gothiſchen Staaten wegen der Verfolgung entfernt hatten, angeſpornet wurde, nähmlich der Krieg. „ Es „ thut mir in der Seele wehe, ſagt Klodwig zu ſeinem Volke, daß dieſe Ketzer einen Theil von „ Gallien beſitzen, laßt uns mit der Hilfe Gottes „ gehen, und ihr Land uns unterwürfig machen " k). Denn es iſt ſehr gut, ſetzt der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung des H. Remigius noch dazu. Da ſich das ganze Volk dieſes gefallen ließ, ſo trat Klodwig ſo gleich den Marſch an l). Weil dieſer Krieg ein ſo heiliges Anſehen hatte, ſo brauchte er auch eine ganz beſondere Vorſorge bey demſelben, von der wir bey ſeinen übrigen Kriegen nichts finden. Da man das Gebieth von Tours, wo der heilige Martinus begraben war, paſſiren mußte, befahl er auf das ſchärfeſte, daſſelbe auf alle mögliche Art zu ſchonen, um ſich dieſen Heiligen nicht zum Feinde zu machen. Er ſchickte auch einige von ſeinen Leuten in die Kirche des heiligen Martinus, um zu ſehen, ob er nicht ein Zeichen geben werde, woraus man von dem Erfolge des Krieges urtheilen könnte. Als ſie in die Kirche kamen, ward eben die Antiphone geſungen: Praecinxiſti me Domine virtute ad bellum: ſupplantaſti inſurgentes in me ſubtus me

P 2 et

k) GREGOR. TVRON. L. 2. c. 37. col. 92. lit. A.

l) Cumque placuiſſet omnibus hic ſermo, commoto exercitu Pictauos dirigit. GRECOR. TVR. L. 2. c. 37. col. 37. lit. A.

et inimicorum meorum dediſti mihi dorſum, et odientes me diſperdidiſti: Herr du haſt mich zum Krieg ausgerůſtet, diejenigen, die ſich gegen mich aufgelehnet, unter meine Füße gebracht, und, die mich haſſeten, zu Grunde gerichtet. Nun ging er
i.J.Ch. getroſt auf den Alarich los, erlegte ihn ſelbſt im Tref-
449. fen bey Champagne St. Hilaire, zehn Meilen von Poitiers, jagte die Gothen in die Flucht, und verfolgte ſie bis in das Innerſte ihrer Provinzen, ſo, daß er ſeine Winterquartiere in Bourdeaux nehmen konnte; da indeſſen ſein Sohn Theodorich den Gothen Rouvergue, Quercy, und andre Gegenden wegnahm. Das folgende Jahr ging er nach Toulouſe, wo ihm ein Theil des kǒniglichen Schatzes in die Hände fiel, welchen zu ſammeln, die Gothen ſo lange Zeit von Alarich dem erſten an, Griechenland, Italien, Rom, Spanien und Gallien geplůndert hatten. In Anſehung des Beſchluſſes dieſes ſo merkwůrdigen Krieges ſind die Nachrichten ſehr mangelhaft. Nichts war für die Viſigothen unglůcklicher, als der Verluſt ihres Kǒnigs; indem ſie nicht wußten, an wen ſie ſich nach ſeinem Tode halten ſollten. Ein Theil wählte den Geſalich, ſeinen älteſten Sohn zum Kǒnig; den aber die andern nicht wollten, weil er nicht aus einer rechtmäßigen Ehe entſproſſen war. Der ůbrige Theil der Nation folgte dem jüngſten Sohne Amalarich, welchen Alarich mit des Oſtgothiſchen Kǒnigs Theodorich Tochter erzeugt hatte, der ſich mit ſeinem Anhange in Spanien zog. Endlich miſchte ſich Theodorich ſelbſt in dieſen Krieg, um den zu ſtark um ſich greiffenden Franken Einhalt zu thun. Wir wiſſen aber nur ſo viel von ſeinen Unternehmungen, daß er die von den Franken und Burgundern belagerte Stadt Arles entſetzet, und dieſelbe für ſich behalten hat, um ſie auf dieſer Seite als eine Vor-

mauer

mauer gegen die Franken zu brauchen, wenn ihnen etwa die Luſt ankommen ſollte, auch in Italien einzudringen. Die Franken behielten das meiſte von ihren Eroberungen, und den Viſigothen blieb ungefähr der Strich Landes, den wir jetzt Languedoc nennen.

Nachdem Klodwig keine auswärtigen Feinde mehr zu bekriegen hatte, fing er an ſeine eigenen Verwandten nicht zwar durch offenbare Gewalt, ſondern durch Liſt zu verfolgen. Der Leſer erinnere ſich deſſen, was wir von der Treuloſigkeit der Franken und ihrer Neigung zum Meineide überhaupt geſagt haben, indem ihm dieſes den Aufſchluß zu dem folgenden geben wird. Gegen ſeinen Vetter Sigebert zu Cöln, welcher ihm erſt die Schlacht bey Poitiers gegen die Gothen hat gewinnen helfen, wiegelte er deſſen eigenen Sohn auf, und machte, daß dieſer ſeinen Vater auf der Jagd umbringen ließ. Die Belohnung des Sohns war, daß ihn Klodwig durch ſeine Geſandten, als er dieſen ſeines Vaters hinterlaſſene Schätze zeigte, ebenfalls meuchelmörderiſcher Weiſe hinrichten ließ, und ſich der Schätze ſo wohl, als ſeiner Länder bemächtigte. Einen andern Fränkiſchen Fürſten Kararich, der einen Theil der Nation beherrſchte, bekam er nebſt deſſen Sohn durch Liſt in ſeine Gewalt, ließ ihnen die Haare abſchneiden, den Vater zum Prieſter, den Sohn zum Diacon weihen, und in der Folge beyde gar umbringen. So barbariſch dieſer Gebrauch ausſieht, einen mit Gewalt zum Prieſter zu weihen, um Leute zu allen weltlichen Aemtern untauglich zu machen, ſo war ſolcher doch nicht barbariſcher Herkunft. Inſonderheit machten die Orientaliſchen Kaiſer ſtarken Gebrauch davon. Oft war es das einzige Mittel für ehrliche

Leute, einem von dem Hof auf ſie geworfenen Verdachte, und deſſen ſchlimmen Folgen auszuweichen. Einen andern Ragnacar, der zu Cambray ſeinen Sitz hatte, und ſeinen Sohn Richar brachte er durch Beſtechung ihrer Leute in ſeine Gewalt; und als ſie ihm gebunden vorgeführt wurden, rückte er es ihnen als ein großes Verbrechen vor, daß ſie ſich haben binden laſſen, woran er doch ſelbſt Schuld war. Hätte er mehrere Verwandte gehabt, würde er auch mehrere haben umbringen laſſen. Bey den Großen ſtellte er ſich betrübt darüber, daß er keine Verwandten mehr habe, nur in der Abſicht, zu erfahren, ob nicht jemand mehr vorhanden ſey, der ſich für einen ausgebe. Wir finden nicht, daß ſolche Thaten großen Eindruck auf die Nation gemacht haben, oder daß ſie ihm beſonders übel wären ausgelegt worden. Selbſt Gregor von Tours ſieht es als einen Segen Gottes an, daß er über alle ſeine Feinde Meiſter geworden m).

Klodwig ſtarb endlich zu Paris im Jahr 511. ſeines Alters im fünf und vierzigſten. Eine der ſicherſten Proben der perſönlichen Größe eines Regenten iſt, wenn ſeine untergebene Nation ſelbſt einen merklich höhern Schwung, es mag ſeyn, in was es immer will, unter ſeiner Regierung nimmt. Der Oſtgothiſche König Theodorich machte Klodwigen in einem Schreiben das Compliment, daß er die in den vorigen Zeiten in eine Trägheit verſunkene Fränkiſche Nation glücklich zu neuen Kriegen angefriſcht habe;

m) Hiſt. l. 2. c. 40. col. 97. lit. D.

habe; welches ſeine Thaten vollkommen beſtätigen n).

Man hat ihn mit Conſtantin dem Großen verglichen o); und in der That iſt die Aehnlichkeit ungemein auffallend. Conſtantin ward aus einem Heiden ein Chriſt; auch Klodwig. Conſtantin war zu ſeiner Zeit der einzige katholiſche Regent in der Welt; auch Klodwig. Conſtantin war glücklich gegen ſeine Feinde; auch Klodwig. Conſtantin wird der Grauſamkeit gegen ſeine nächſten Verwandten beſchuldigt; auch Klodwig. Conſtantins Bekehrung kommt manchen verdächtig vor; auch Klodwigs. Conſtantin theilte das Römiſche Reich unter ſeine drey Söhne; Klodwig das Fränkiſche unter ſeine vier. Beyder Betragen in dieſem Stücke hat faſt dieſelben Gründe für ſich und wider ſich.

n) Glorioſa quidem veſtræ virtutis affinitate gratulamur, quod gentem Francorum priſca aetate reſidem *feliciter in noua proelia concitaſtis. Epiſt. Theodor*, *ad* Clodouaeum *apud Duchesne Tom*. 1. pag. 838.

o) GREGOR, TVR. L. 2. c. 31. col. 83. lit. c. *Author vitae Dogoberti apud Duchesne Tom*. 1. pag. 587.

Leute, einem von dem Hof auf ſie geworfenen Verdachte, und deſſen ſchlimmen Folgen auszuweichen. Einen andern Ragnacar, der zu Cambray ſeinen Sitz hatte, und ſeinen Sohn Richar brachte er durch Beſtechung ihrer Leute in ſeine Gewalt; und als ſie ihm gebunden vorgeführt wurden, rückte er es ihnen als ein großes Verbrechen vor, daß ſie ſich haben binden laſſen, woran er doch ſelbſt Schuld war. Hätte er mehrere Verwandte gehabt, würde er auch mehrere haben umbringen laſſen. Bey den Großen ſtellte er ſich betrübt darüber, daß er keine Verwandten mehr habe, nur in der Abſicht, zu erfahren, ob nicht jemand mehr vorhanden ſey, der ſich für einen ausgebe. Wir finden nicht, daß ſolche Thaten großen Eindruck auf die Nation gemacht haben, oder daß ſie ihm beſonders übel wären ausgelegt worden. Selbſt Gregor von Tours ſieht es als einen Segen Gottes an, daß er über alle ſeine Feinde Meiſter geworden m).

Klodwig ſtarb endlich zu Paris im Jahr 511. ſeines Alters im fünf und vierzigſten. Eine der ſicherſten Proben der perſönlichen Größe eines Regenten iſt, wenn ſeine untergebene Nation ſelbſt einen merklich höhern Schwung, es mag ſeyn, in was es immer will, unter ſeiner Regierung nimmt. Der Oſtgothiſche König Theodorich machte Klodwigen in einem Schreiben das Compliment, daß er die in den vorigen Zeiten in eine Trägheit verſunkene Fränkiſche Nation glücklich zu neuen Kriegen angefriſcht

habe;

m) Hiſt. l. 2. c. 40. col. 97. lit. D.

habe; welches ſeine Thaten vollkommen beſtätigen n).

Man hat ihn mit Conſtantin dem Großen verglichen o); und in der That iſt die Aehnlichkeit ungemein auffallend. Conſtantin ward aus einem Heiden ein Chriſt; auch Klodwig. Conſtantin war zu ſeiner Zeit der einzige katholiſche Regent in der Welt; auch Klodwig. Conſtantin war glücklich gegen ſeine Feinde; auch Klodwig. Conſtantin wird der Grauſamkeit gegen ſeine nächſten Verwandten beſchuldigt; auch Klodwig. Conſtantins Bekehrung kommt manchen verdächtig vor; auch Klodwigs. Conſtantin theilte das Römiſche Reich unter ſeine drey Söhne; Klodwig das Fränkiſche unter ſeine vier. Beyder Betragen in dieſem Stücke hat faſt dieſelben Gründe für ſich und wider ſich.

n) Glorioſa quidem veſtræ virtutis affinitate gratulamur, quod gentem Francorum priſca aetate reſidem *feliciter in noua proelia concitaſtis. Epiſt. Theodor, ad Clodouaeum apud Duchesne Tom.* 1. pag. 838.

o) GREGOR, TVR. L. 2. c. 31. col. 83. lit. c. *Author vitae Dogoberti apud Duchesne Tom.* 1. pag. 587.

Zweytes Kapitel.

Klodwigs Söhne. Große Veränderung in Italien. Antheil, den die Franken daran nehmen.

Klodwig hinterließ vier Söhne, wovon er den ältesten, Theodorich mit Nahmen, mit einer Beyſchläferinn erzeugt hatte, die drey jüngſten aber, Chlodomir, Childebert und Clotar mit der Burgundiſchen Prinzeſſinn Clotild. Er hatte zwar ſeine Verwandten aus dem Wege geräumt; aber nicht, um die getheilten Fränkiſchen Länder für beſtändig zu vereinigen, ſondern um ihnen Regenten von ſeinem eigenen Blute zu geben. Die Deutſchen hatten noch keine Begriffe von einer ſolchen Verfaſſung, und ſie glaubten, die Söhne eines Fürſten müßten die nähmlichen Rechte haben, wie die Söhne eines Privatmannes. Die Königinnen bekamen daher auch ſo, wie die gemeinen Weiber, den dritten Theil vom Schatze, den ihre Männer während ihrer Verehelichung erworben haben p). Die Nation mußte jedoch ihre Einwilligung jedesmahl, zur Thronfolge ſo wohl, als zur Theilung, geben. Wir finden ſo gar, daß ſie ſich geweigert einen königlichen Prinzen als König zu erkennen, weil der damahlige major domus nach des Vaters Tode die Nation zuſammen zu berufen verſäumt.

Man

p) *Author. vitæ S. Leodegar. apud Duchesne Tom.* I. pag. 602.

Man nahm alſo nach ſeinem Tode die Theilung vor, worin Theodorich die alten Länder der Franken am Niederrhein, und was ſie erſt am Oberrhein und Main den Alemanniern abgenommen hatten, nebſt den Gegenden an der Moſel und Maas, den Städten Trier, Metz, Toul und Verdun, Rheims, und noch einigen von der Gothiſchen Eroberung. Metz ward die Reſidenz ſeines neuen Reiches, welches, weil es den übrigen Fränkiſchen Provinzen gegen Oſten gelegen iſt, den Nahmen Auſtraſien von ihnen bekam, und von Theodorichs Zeiten an meiſtens ſeine eigenen Könige gehabt hat; von denen aber nur die letzteren eigentlich für die Deutſche Geſchichte gehören, weil ſie einen großen Theil von Deutſchland beherrſcht haben. Die übrigen werden wir nur im Vorbeygehen berühren.

Die Söhne Klodwigs, beſonders Theodorich, nahm das ganze Syſtem ſeines Vaters an, deſſen Tugenden und Laſter er ererbt hatte. Seinen Nachbarn eben ſo gefährlich, treulos gegen ſeine Verwandten und eigenen Brüder, ſonſt aber eben ſo unternehmend und herzhaft, ſuchte er dasjenige vollends zu Stande zu bringen, was ſein Vater angefangen hatte.

Das merkwürdigſte von ſeiner Regierung iſt der Thüringiſche Krieg, und die Vereinigung dieſes Reichs mit dem Fränkiſchen. Thüringen wurde damahls von drey Brüdern beherrſcht, von Hermanfrieden, Baderichen und Bertharn. Hermanfried hatte des Oſtgothiſchen Königs Theodorich Nichte zur Ehe, die die Freundſchaft der Oſtgothen, hingegen aber Zwietracht und Feindſchaft zwiſchen den eigenen königlichen Brüdern in Hermanfrieds Haus gebracht hat. Dieſe ſtolze Prinzeſſinn konnte nicht

vertragen, daß es noch mehrere Könige oder Königinnen von Thüringen geben ſollte. Sie überredete daher ihren Gemahl, ſeinen Bruder Berthar aus dem Wege zu räumen, und deſſelben Antheil von Thüringen an ſich zu reiſſen; deſſen Kinder er jedoch, worunter auch die berühmte Radegund war, die nachmahls der Zahl der Heiligen einverleibet worden, an ſeinem Hofe standesmäßig erziehen ließ. Dem Baderich war ein ähnliches Schickſal zugedacht; weil ſich aber Hermanfried nicht getraute, dieſes Vorhaben durch ſeine Kräfte allein gegen ihn auszuführen, wendete er ſich an den Fränkiſchen König Theodorich, mit Verſprechen ihm die Hälfte der eroberten Länder ſeines Bruders zu überlaſſen, wenn er ihm denſelben unterdrücken hälfe. Wir haben erſt kürzlich unter Klodwigen einen ganz ähnlichen Fall in der Burgundiſchen Geſchichte erlebet; und in der Fränkiſchen werden wir auf allen Blättern Familienkriege antreffen, die überhaupt mit ſolchen tragiſchen Auftritten vergeſellſchaftet ſind, daß man dieſe Prinzen immer gern in ihre vorige Barbarey und in jene Zeiten zurück wünſchte, wo es noch nicht ſo der Mühe werth war König zu ſeyn, noch weniger aber Leute und Länder als Erbgüter angeſehen wurden. Theodorich ſäumte nicht, rückte ſo gleich mit einem Kriegsheere
i.J.Ch. 521. in Thüringen, und nachdem er ſich mit dem Hermanfried vereiniget hatte, griffen beyde den unglücklichen Baderich an, der das Treffen und das Leben verlor. Seine Länder zog Hermanfried an ſich, ohne dem Theodorich den verſprochenen Theil zu geben. Dieſer kehrte hierauf wieder zurück; aber mit ſolchem innerlichen Haß gegen Hermanfrieden, der nur durch den gänzlichen Untergang des Thüringiſchen Hauſes konnte getilgt werden.

Theodorich nahm auch Theil an dem Burgundiſchen Krieg, in welchem eben ſo traurige Scenen vorkommen. Der Burgundiſche König Sigismund, der ſeinem Vater Gundobald in der Regierung gefolgt war, hatte zuvor ſeinen eigenen Sohn Siegerich umbringen laſſen, aus einem falſchen Verdacht, den ihm ſeine zweyte Gemahlinn gegen dieſen Prinzen beygebracht hatte, als wenn er ihm nach dem Throne ſtrebete. Er bereute hernach dieſe That, als er den Ungrund davon erfahren, ſtiftete das berühmte Kloſter St. Moritz, that Buße, und war untröſtlich. Indeſſen überziehen ihn die Fränkiſchen Könige mit Krieg auf Anſtiften ihrer Mutter Clotild, welche, obſchon fromme Prinzeſſinn, den Tod ihres Vaters nicht verſchmerzen konnte, und von ihm ein Recht auf Burgund zu haben glaubte. Sigismund ſetzt ſich entgegen, wird überwunden, und verbirgt ſich in eben demſelben Kloſter. Ein ungetreuer Unterthan liefert ihn dem Fränkiſchen Könige Clodomir aus, der, nicht zufrieden den Unglücklichen in ſeinen Händen zu haben, ihn nebſt ſeiner Gemahlinn und zweyen Prinzen in einen Brunnen werfen ließ. Er überlebte aber i. J. Ch. 523.
dieſe grauſame That nicht lange. Als er das nächſte Jahr gegen Sigmunds Bruder Godomarn zu Felde gezogen, ward er im Treffen bey Vienne erſchlagen, und ſein Kopf, den die Burgunder an ſeinen langen Haaren erkannt hatten, auf eine Stange geſteckt, und zur Schau herum getragen. Die Franken erholten ſich nichts deſto weniger, und trugen den Sieg davon. Als ſich aber Clodomirs Brüder nach ſeinem Tode, anſtatt den Sieg zu verfolgen, mit der Theilung ſeiner Länder beſchäftigten, bekamen die Burgunder wieder auf eine Zeit lang Ruhe.

Bis daher hatte der Oſtgothiſche König Theodorich den Franken noch einiger Maßen Einhalt gethan, und durch ſeine Klugheit ſo wohl, als Macht das Gleichgewicht zwiſchen den verſchiedenen Deutſchen Nationen, die ſich in das Römiſche Reich getheilet hatten, zu erhalten gewußt. Nachdem aber dieſer im Jahr 526. mit Tode abgegangen, ohne einen Nachfolger zu hinterlaſſen, der ihm an Verſtand und Anſehen gleich geweſen wäre: ſo neigte ſich alles zu einer allgemeinen Veränderung. Die Römer fingen an, ſich in dem Orient zu regen, und von dort aus zu drohen; und die Franken fingen nun an, einen ihrer Nachbarn nach dem andern zu verſchlingen. Der Auſtraſiſche König Theodorich glaubte, daß nun die Zeit vorhanden ſey, ſich an dem Könige von Thüringen, der ſein Verſprechen nicht gehalten hatte, zu rächen. Er überfiel ihn daher in Geſellſchaft ſei-
i.J.Ch. nes Bruders Clotar, und ſchlug ihn an der Unſtrut
528. auf das Haupt. Hermanfried entkam jedoch durch die Flucht, und man weiß nicht, was damahls die Fränkiſchen Könige zum Rückzuge mag bewogen haben. Was ſie aber mit Gewalt durchzuſetzen nicht im Stande geweſen, führten ſie hernach mit Liſt aus. Theodorich machte Hermanfrieden ſo ſicher, daß dieſer zu ihm nach Zülpich kam. Allda führte er ſelben eines Tages auf die Stadtmauer, und da ſie ſich dem Scheine nach auf das freundſchaftlichſte mit einander unterredeten, bekam Hermanfried von einem der Anweſenden, vermuthlich auf Anſtiften Theodorichs, einen Stoß, daß er von der Mauer hinunter zu Tode fiel. Seine Gemahlinn Amelberga, die ſo viel Unheil in dem Thüringiſchen Hauſe angeſtiftet hatte, mußte ſich nach Italien zu den Gothen flüchten. Die Franken aber nahmen ungehindert Beſitz von Thüringen. Kaum haben ſich die Römiſchen

Waffen

Waffen in dieſen Gegenden ſehen laſſen, wo die Franken nun immer weiter ſich ausbreiteten. Unter allen Deutſchen Völkern waren nur die Sachſen noch allein übrig, die ihre Freyheit behaupteten. Die Baiern aber und ein Theil der Alemannier ſtanden unter den Oſtgothen, von denen wir ſie auch bald unter Fränkiſche Herrſchaft werden kommen ſehen.

Theodorich ließ auch durch ſeinen Sohn Theodebert die Viſigothen angreiffen, und ihnen Rouvergue nebſt dem Gevaudaniſchen und Albigenſiſchen Gebiethe, deſſen ſie ſich bemächtigt hatten, wieder abnehmen. Er ſtarb aber, noch ehe der Krieg geendigt war, im Jahr 534. Die beyden Könige, Childebert und Clotar, Klodwigs Söhne, die noch bey Leben waren, machten zwar auf das Auſtraſiſche Reich Anſpruch; allein, Theodebert wurde von ſeinen Leuten (Leodibus, Vaſallen) beſchützt und für ihren König erkannt. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung eräugnete ſich eine überaus günſtige Gelegenheit für die Franken, neue Eroberungen zu machen. So ſehr von ihnen die ausgewanderten Deutſchen Nationen in die Enge getrieben wurden; ſo ſehr fing nun auch der Orientaliſche Hof an für dieſe gefährlich zu werden. Dem Kaiſer Juſtinian hatte es bereits geglückt, durch den tapfern Beliſar mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit dem Vandaliſchen Reiche in Afrika ein Ende zu machen. Nun wollte er auch den Oſtgothen in Italien zu Leibe gehen. Theodat war damahls ihr Beherrſcher, ein Schweſterſohn des berühmten Theodorich. Was dieſer für ein Held geweſen, können wir am beſten aus einem ſeiner Schreiben an den Kaiſer Juſtinian ſehen: " Ich bin nicht „ ſeit geſtern bey Hof, ſchreibt er, ſondern daſelbſt „ geboren und erzogen, wie es ſich für einen von

„ meiner Geburt ſchicket. Den Krieg hab ich nie
„ geliebet. Aus Neigung zu den Wiſſenſchaften, ſagt
„ er ferner, habe ich meine ganze Zeit damit zuge-
„ bracht, und daher von dem Getöſe der Waffen
„ mich ſo weit entfernet, als es immer möglich
„ war. “ Dieſe Sprache, wenn ſie ein Orientali-
ſcher Prinz unter ſeinen Verſchnittenen geführt hätte,
wäre dieſem noch eher zu verzeihen geweſen; aber ei-
nem Gothen ſtand ſie ſehr übel an.

Theodat hatte ſein Glück bloß der Amalaſuntha, des Königs Theodorich Tochter, zu danken, die ihn als ihren nächſten Verwandten zur Regierung berufen hatte, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er ihr die bisherige Gewalt Zeit ihres Lebens laſſen ſollte. Er vergaß aber bald ſein Wort, und überließ die unglückliche Amalaſuntha, die einige der vornehmſten Gothiſchen Familien zum Unwillen gegen ſich gereitzet hatte, ihren Feinden, von denen ſie zum großen Verdruß der Gothen ſo wohl, als Römer ermordet wurde; indem ſie ein Weib von einem männlichen Verſtande, ungemeiner Beſcheidenheit und Gerechtigkeitsliebe geweſen. Amalaſuntha hatte nicht allein allezeit mit dem Kaiſer Juſtinian in gutem Vernehmen gelebt, ſondern ſich jetzt erſt, als ſie die Bosheit des Theodat merkte, in ſeinen Schutz begeben, und ihm ſo gar Hoffnung zur Abtretung von ganz Italien gemacht. Beydes ſchmerzte den Kaiſer, ihr Tod, und die damit verſchwundene Hoffnung einer ganz friedfertigen Eroberung von Italien. Das letztere wollte er nun mit Gewalt ausführen; das erſtere diente ihm zum Vorwande.

Juſtinian ließ die Zurüſtungen zu dem Italieniſchen Kriege, ſo viel als möglich, beſchleunigen.

Beliſarius bekam das Commando. Die auf der Flot⸗te eingeſchiffte Mannſchaft belief ſich aber nicht höher, als acht tauſend Mann Fußvolk und Reiterey zuſam⸗men. Das Genie und das Glück ihres Generals wa⸗ren ihre beſten Gefährten. Die erſte Landung un⸗ternahm Beliſar in Sicilien, einem Lande, das von jeher beſtimmt geweſen fremde Herren zu haben, aber auch allemahl bey Veränderung derſelben nicht allein gleichgiltig, ſondern auch froh war. Alle Städte, das einzige Palermo ausgenommen, öffne⸗ten ihm die Thore mit Freuden, ohne daß es die Gothen, deren viel zu wenig waren, hindern konn⸗ten. Theodorich hatte dieſen Fehler gleich bey der Einnahme von Sicilien begangen, daß er, den Rö⸗mern zu Gefallen, damit mehr Getreide aus Sicilien nach Rom könnte gebracht werden, nur ſchwache Be⸗ſatzungen darin ließ; und der feige Theodat, welcher den Krieg vor Augen ſah, hatte dennoch keine Aen⸗derung hierin getroffen. Die Nachrichten von den ſchleunigen Progreſſen des Beliſar machten ihn vol⸗lends ſo muthlos, daß er durch die niederträchtigſten Bedingungen den Frieden von Juſtinian zu erkaufen ſuchte; und, wenn allenfalls dieſe nicht ſollten ange⸗nommen werden, ſich noch anheiſchig machte, Italien ſelbſt dem Kaiſer zu übergeben, nur daß er ihm ſo viel Güter ließe, deren Ertrag zwölf hundert Pfund Gold abwürfe. Juſtinian war ungemein erfreut, lobte den Theodat, und glaubte Italien ſchon in Händen zu haben. Einige Vortheile aber, die die Gothen in Dalmatien über die Kaiſerlichen erhalten hatten, machten, daß Theodat ſeine Geſinnungen auf einmahl änderte, ohne jedoch ſich in die gehörige Gegenverfaſſung zu ſetzen, welche nun um ſo nöthi⸗ger geweſen wäre, da Beliſar, nachdem er ganz Si⸗cilien erobert hatte, auch in Italien ſelbſt überſetzte,

wo

wo die Sachen eben dieſelbe Wendung nahmen, wie in Sicilien. In dem ganzen untern Theile von Italien fand er keinen Widerſtand, ausgenommen vor Neapel, wo eine Gothiſche Beſatzung war. Beliſar mußte die Stadt förmlich belagern; und würde kaum etwas ausgerichtet haben, wenn nicht einige ſeiner Iſouriſchen Soldaten ſich durch einen vernachläſſigten Canal in die Stadt geſchlichen, und den übrigen die Thore geöffnet hätten.

Die Gothen ſahen nun wohl, daß ihr Unglück von der Unthätigkeit des Theodat herrühre; ſie wählten daher den Vitiges an deſſen Stelle zum König, der ihn durch einen ſeiner Vertrauten umbringen ließ. Aber auch unter den Vitiges gingen ihre Sachen nicht zum beſten. Ihre Verfaſſung hatte einen Hauptfehler, deſſen üble Folgen ſich über kurz oder lang äußern mußten. Die alten Inwohner von Italien waren ihnen an der Zahl überlegen, und die Gothen mochten ſich gegen ſie verhalten, wie ſie wollten, ſo verzieh man es ihnen niemahls, daß ſie Arianer waren. So viel Mühe ſich Theodorich gegeben hatte, Italien glücklich zu machen; ſo war doch noch allezeit der Religionshaß ſtärker, als das Andenken der erwieſenen Gutthaten. Der National-Stolz, der einer Nation bis an ihr Ende anklebet, ſo, wie der Privat-Stolz einzelnen Menſchen, wirkte auch auf ihre Gemüther. Die ſo lange Zeit zu herrſchen gewohnten Italiener konnten es nicht verdauen, daß ſie einem Volke unterthänig ſeyn ſollten, von dem ſie glaubten, daß es mit ihnen gar nicht, was Verſtand und Cultur angeht, zu vergleichen ſey, und welches ſie ſchon deßwegen verachteten, weil es barbariſcher, das iſt, nicht Italieniſcher, oder Griechiſcher Herkunft

kunft war. Die Gothen hatten alſo gegen äußere und innere Feinde zugleich zu kämpfen.

Das erſte, was Vitiges that, war, die ganze Gothiſche Macht zu verſammeln. Nur die Franken, welche Juſtinian durch Geſchenke und Verſprechen gegen die Gothen, denen ſelbe ohnehin ſchon zuvor abgeneigt waren, noch mehr aufgebracht hatte, hinderten ihn, daß er die Gothiſchen Beſatzungen aus den Provinzen Galliens, die den Gothen noch zugehörten, nicht an ſich ziehen konnte. Er ſetzte alſo die von dem Theodat bereits angefangenen Unterhandlungen mit ihnen fort, und trat ihnen mit Genehmigung ſeines Volkes nicht allein alles ab, was die Oſtgothen noch von Gallien innehatten, ſondern zahlte ihnen auch die ſchon von dem Theodat verſprochenen zwey tauſend Pfund Gold aus, um ſie zu einem Beyſtande gegen die Römer zu bewegen. Die Fränkiſchen Könige Theodebert, Childebert und Clotar theilten ſo gleich die Länder und das Geld, verſprachen auch den Gothen Hilfsvölker zu ſchicken. Weil ſie ſich aber gegen den Kaiſer Juſtinian zu dem nähmlichen anheiſchig gemacht hatten, ſo ſollten dieſe Hilfsvölker nicht aus Franken, ſondern aus den ihnen unterworfenen Nationen beſtehen, damit es das Anſehen hätte, als thäten es die letztern für ſich, ohne von ihren Herren dazu beordret zu ſeyn. So bald der Vertrag geſchloſſen war, zog Vitiges die in Gallien ſtehenden Gothen an ſich; Beliſar aber, dem das Glück auf ſeinen Schritten folgte, näherte ſich bereits den Thoren von Rom, worin Vitiges, nachdem er die Römer nachdrücklich an die von Theodorichen ihnen erzeigte Wohlthaten erinnert, eine Beſatzung von vier tauſend Mann gelaſſen hatte. Die Römer kehr-

i. J. Ch. 536.

ten ſich ihrerſeits ſo wenig daran, daß ſie dem Beliſar Bothen entgegen ſchickten, und verſprachen die Thore zu öffnen; welches ſie auch thaten, ſo bald Beliſar angelangt war. Den Gothen, welche den Bürgern und dem Beliſar nicht zugleich gewachſen waren, wurde gleichſam zur Gnade der freye Abzug verſtattet.

Vitiges ward über dieſen Verluſt und die Untreue der Römer äußerſt betroffen. Er eilte demnach mit ſeiner ganzen Macht nach Rom, um dieſe Stadt mit Gewalt wieder unter ſeine Bothmäßigkeit zu bringen. Die Belagerung dauerte ein ganzes Jahr und neun Tage. Beliſar lag ſelbſt darin, und hatte kaum fünf tauſend Mann zur Vertheidigung einer ſo weitläufigen Stadt bey ſich. Man kann ſelbe auch in ihrer Art als ein Meiſterſtück anſehen, wenn anders Procopius ſeinem Helden nicht zu viel geſchmeichelt. Die Gothen, welche die Stadt durch Hunger zwingen wollten, nachdem ihre Stürme abgeſchlagen worden, litten zuletzt ſelbſt ſo großen Mangel, daß ſie genöthiget wurden, nicht allein die Belagerung aufzuheben, ſondern auch mehrere haltbare Orte zu verlaſſen. Von dieſer Zeit an ſchien das Glück die Gothen zu verlaſſen. Der kaiſerliche General Johannes nahm ihnen verſchiedene Plätze in Piceno (der heutigen Mark Ancona) weg. In Ligurien aber ergab ſich die Hauptſtadt Mayland ſelbſt an die Kaiſerlichen; und obſchon ſelbige von den Gothen mit Hilfe der Burgunder, die ihnen von den Fränkiſchen Königen zugeſchickt ward, wieder erobert und eine erſchreckliche Rache an ihr ausgeübet worden: ſo drang doch andrerſeits Beliſar bis Rimini vor, das nur eine Tagreiſe von Ravenna, der Hauptſtadt des Gothiſchen Reiches, lag. Der Mangel an Lebensmitteln

plagte

plagte ſie noch ärger, als der Feind; da hingegen die Kaiſerlichen, welche Meiſter von dem Meere und von Sicilien waren, ſich durch die Zufuhr von andern Orten helfen konnten. Alles neigte ſich zu ihrem Untergange, als ein neuer Umſtand dazwiſchen kam, welcher faſt der ganzen Lage der Sache eine andere Geſtalt gegeben, und den Gothen ſo wohl, als den Kaiſerlichen das Garaus gemacht hätte.

Die Franken hatten ſich zeither für keinen Theil öffentlich erklärt, von beyden aber Geſchenke angenommen, und beyden zum Beyſtande Hoffnung gemacht; zuletzt aber zehn tauſend Burgunder den Gothen zu Hilfe marſchiren laſſen, um nur in etwas ſich gegen die vielen Opfer, die ihnen die Gothen gethan, erkenntlich zu zeigen. Jetzt aber, da beyde Theile einander faſt aufgerieben hatten, fiel es dem Auſtraſiſchen Könige Theodebert ein, ſich ſelbſt von Italien Meiſter zu machen. Er zog mit einem großen Heere i.J.Ch.
über die Alpen, und rückte in Italien ein. Weder 539.
Gothen, noch Römer wußten, worauf es angeſehen war. Beyde aber machten ſich unter der Hand Rechnung, daß es ihnen zum Beſten geſchehe; allein ſie irrten ſich. Die Franken ſchonten nur der Gothen anfangs, damit ſie ungehindert den Po paſſiren könnten. So bald aber dieſes geſchehen, fielen ſie dieſelben ſo heftig an, daß ſie ſich in der größten Beſtürzung nach Ravenna flüchten mußten. Den Römern ging es ebenfalls nicht beſſer; auch dieſe mußten ſich in der Eile nach Thuſcien zurück ziehen. So gut aber alles ſich zu Gunſten der Franken anließ; ſo war doch ihre Herrlichkeit von kurzer Dauer. In dem von Freunden und Feinden ausgezehrten Italien fehlte es ihnen bald an Lebensmitteln, und eine Menge Krankheiten überfiel die des Italieniſchen Klima

ungewohnten Körper der Franken. Zuletzt waren ſie gezwungen, den Rückzug zu nehmen, ohne ihre Abſichten erreicht zu haben. Merkwürdig iſt, daß der erſte Feldzug der Franken in Italien ſich eben ſo, wie in der Folge ſo viele andre, geendiget hat.

Nach dem Abzuge der Franken ſetzte Beliſar den Gothen immer heftiger zu, und Oſimo, die Vormauer von Ravenna, mußte ſich endlich nach einer langen Gegenwehr ergeben, worauf er Ravenna ſelbſt enger einſchloß. Der kurz vorher zum Abzug genöthigte Theodebert, als er ſah, wie ſehr die Gothen in die Enge getrieben waren, ſchickte eine Geſandtſchaft an den Vitiges, und ließ ihm Hilfsvölker anbiethen, wenn er ihm einen Theil von Italien abträte. Allein, das Betragen der Franken gegen die Burgunder und Thüringer, und gegen die Gothen ſelbſt in dem letzten Feldzug hatte die Gothen ſo ſehr abgeſchreckt, daß ſie nichts von der Freundſchaft der Franken hören mochten, ſondern, wenn ſie je einen Herrn haben müßten, noch lieber die Römer als Franken dazu wünſchten. Sie verlangten nur, daß keinem Gothen etwas Leids widerfahren, und Beliſar ſich ſelbſt zum Kaiſer im Occident aufwerfen ſollte. Sie glaubten in dieſem Falle um ſo eher wegen des Ihrigen geſichert zu ſeyn, indem ſelbiger ſich nicht ohne die Gothen hätte erhalten können. Das erſte verſprach er ihnen eidlich, zum zweyten machte er Hoffnung. Ravenna ward ihm hierauf übergeben. Beliſar hielt ſein Wort, was den erſten Punct angeht, auf das genaueſte; mit dem zweyten zauderte er, bis endlich alle Hoffnung dazu verſchwand, da er, auf erhaltenen Befehl von Hof, bald darauf abreiſete, ohne ihren Antrag ins Werk gerichtet zu haben, ent-

weder

weder daß er nicht Muth genug, oder zu viel Redlichkeit dazu beſeſſen hat.

Nach der Uibergabe von Ravenna bekamen die Gothen erſt Muße, über ihr jetziges Schickſal nachzudenken. Ihre Weiber waren ſchon bey dem Einzuge des Beliſar in Ravenna ſo ſehr über ihre eigenen Männer erbittert, daß ſie ihnen ins Geſicht ſpieen, weil ſie ſich von ſo kleinen und unanſehnlichen Leuten, als die Römer waren, hätten überwinden laſſen. Nun erwachte auch Scham und Verzweiflung bey den Männern, und letztere flößte ihnen den ſo lange verlornen Muth wieder ein. Ihrer tauſend ungefähr beſchloßen das äußerſte zu wagen, um ſich wieder in Freyheit zu ſetzen. Weil ſie einen Anführer haben mußten, wählten ſie den Urajas, den Schweſterſohn des Vitiges, dazu, nachdem letzterer ſammt den Gothiſchen Schätzen nach Conſtantinopel hat wandern müſſen. Urajas nahm dieſe Würde in ſo gefährlichen Umſtänden nicht an, ſondern ſchlug ihnen den Ildebald, einen Verwandten des Viſigothiſchen Königs Theudas vor. Ildebald war entſchloſſener als Urajas. Obſchon die Römer ſeine Kinder in Händen hatten, griff er doch den General Vitalis an und ſchlug ihn, wurde aber von einem ſeiner eigenen Leute wegen einer Privat-Unbild ermordet. Die Gothen wählten hierauf den Totilas zum König, einen Helden, der jeder Nation würde Ehre gemacht haben, und der, wenn er auch nicht das ſchon zu ſehr geſchwächte Reich der Gothen wieder herzuſtellen im Stande geweſen, wenigſtens gemacht hat, daß es mit Ehren zu Grabe gegangen.

Totilas konnte deſto größere Thaten verrichten, da er keinen Beliſar, ſondern Generale zu bekämpfen

hatte, die weder an Tapferkeit noch an Eifer für das gemeine Beſte mit dem Beliſar konnten verglichen werden. Nachdem er einen doppelten Sieg über die Kaiſerlichen davon getragen, ging er über die Tiber, eroberte Benevent, Cuma und Neapel nebſt dem ganzen untern Theile von Italien; und nun zeigte er ſich auch vor Rom, ſtellte dem Rathe das viele Gute vor Augen, das ſie von Theodorichen und Amalaſunta empfangen, wie übel ihnen hingegen die Griechen bis daher begegnet, und verlangte eingelaſſen zu werden. Der Rath konnte und wollte ſich nicht erklären. Totilas faßte alſo den Entſchluß Gewalt zu brauchen. Von der Landſeite hatte die Stadt ohnehin keine Zufuhr zu gewarten, da Italien durch die bisherigen Kriege gleichſam zur Wüſte geworden. Um die andere Quelle zu verſtopfen, errichtete Totilas eine Seemacht, und ſchnitt die Zufuhr auch von dieſer Seite ab. Nichts geht über das Elend, in welches die unglückliche Stadt dadurch verſetzet worden. Die Römer hatten ſchon bey der erſten Belagerung den Kaiſerlichen in das Geſicht geſagt, entweder hätte Juſtinian die Gothen in Ruhe laſſen, oder eine viel größere Macht gegen ſie brauchen ſollen. Jetzt wünſchten ſie die Griechen weiter von ſich weg, als jemahls; allein, dieſes half nichts. Die Befehlshaber der kaiſerlichen Truppen in der Stadt wurden ſo wenig von dem allgemeinen Elende gerührt, daß ſie mit dem wenigen noch vorräthigen Proviant den ſchändlichſten Wucher trieben. Wer kein Geld hatte, mußte ohne Barmherzigkeit aus Hunger verſchmachten. Das Volk verlangte endlich mit Ungeſtüm entweder Nahrung oder die Erlaubniß aus der Stadt zu gehen. Die Generale ertheilten ihm dieſe, doch ſo, daß ein jeder ſie mit dem letzten Heller erkaufen mußte. Der meiſte Theil der Inwohner verließ

hierauf die Stadt, aber in ſo elendem Zuſtande, daß wenige waren, die nicht auf dem Wege entweder von dem Hunger, oder Feinde aufgerieben wurden. Nun ſehe man, ſagt der Geſchichtſchreiber Procopius, der dem ganzen Kriege mit beygewohnet, wo das Glück endlich den Römiſchen Rath und das Volk hingebracht hat! Beliſar, den der Kaiſer wieder nach Italien geſchicket hatte, um alles wieder in guten Stand zu ſetzen, war viel zu ſchwach an Mannſchaft, als daß er etwas hätte unternehmen können. Als er endlich einige Verſtärkung erhalten, ſuchte er auf der Tiber Proviant in Rom hinein zu bringen. Der Anfang ließ ſich gut an; als aber ein falſcher Lärm entſtanden, als wenn die Gothen Porto eingenommen hätten, eilte er zurück, und das ganze Vorhaben ward zu nichts. Den Gothen gelang es vielmehr, ſich ohne Schwertſtreich von Rom Meiſter zu machen. Vier Iſaurer, die die Wache nahe an der Porta Aſinaria hatten, erbothen ſich von ſelbſt, dem Totilas die Stadt in die Hände zu liefern. Totilas machte ſich die Gelegenheit zu Nutz, beorderte vier Gothen dahin, die von Iſaurern an Stricken die Mauern hinauf gezogen wurden, und, nachdem ſie ſich des Thores bemächtiget, die übrigen Gothen einließen. Die Nacht hindurch hielten ſich die Gothen ruhig; ſo bald aber der Tag anbrach, drangen ſie in die Stadt. Was ihnen zuerſt in die Hände kam, ward getödtet. Der Diacon der Römiſchen Kirche, Pelagius, nahm ſich beſonders der Bürger bey dem Totilas an, der ihm auch geneigtes Gehör gab. Doch konnte die Plünderung nicht verhütet werden. Einige Gothen waren der Meinung, Totilas ſollte die Stadt bis auf den Grund zerſtören, zumahl er ſeine Truppen ſo nöthig im Felde habe, daß er ſelbe nicht beſetzen könnte. Er dachte aber viel zu edelmüthig.

Und in der That foderte es nicht ſo wohl das Intereſſe der Römer, daß Rom erhalten würde, als aller geſitteten Völker, damit aus ſeinen Denkmahlen Kunſt und Geſchmack mit der Zeit aufleben könnten. Beliſar gab ſich ebenfalls alle Mühe, dieſes abzuwenden. Weil aber Totilas geſinnet war, bald nach Lukanien zu ziehen, ließ er den dritten Theil der Mauern niederreiſſen, damit ſich ſeine Feinde darin nicht feſt ſetzen möchten, und nahm zugleich alle Inwohner mit ſich fort. Ein trauriger Anblick, daß ein ſonſt ſo mächtiges Volk, welches ſo viele Könige vor ſich im Triumphe hat aufführen ſehen, nun auf Befehl eines einzigen Barbaren von Haus und Hof wandern, und gleich einer hirtenloſen Herde ſich vor ihm hertreiben laſſen mußte.

Kaum aber hatte Totilas den Rücken gewendet, als ihm Beliſar einen Streich ſpielte, deſſen er ſich nie verſehen hätte. Beliſar ging in aller Eile nach Rom, beſſerte die Mauern aus, ſo gut er konnte, verſah ſie auswärts mit Palliſaden, ſammelte auch ſo viele der Inwohner, als möglich war, und ſtellte gleichſam das alte Rom in einigen Tagen wieder her. Totilas kehrte ebenfalls um, ſo bald er Nachricht hievon erhalten, in der Hoffnung die Stadt zu überrumpeln, ehe noch die Mauern fertig wären; und in der That waren bey ſeiner Ankunft die Thorflügel nicht einmahl eingeſetzt. Allein, der erfinderiſche Geiſt des Beliſar und ſein unerſchrockener Muth machten den Erſatz von allem, was noch abging; und Totilas, ob er ſchon einen tapfern Angriff that, konnte nichts ausrichten. Dieſer hatte einen doppelten Verdruß hiebey, einen, daß er die Früchte ſeiner bisherigen Siege durch die Geſchwindigkeit ſeines Gegners ſich aus den Händen gewunden ſah; den andern

dern, daß diejenigen unter ſeinen eigenen Leuten, die ihm gerathen hatten Rom zu ſchleiffen, nun öffentlich ſein Betragen tadelten. Selbſt die, welche ihn zeither bis in den Himmel erhoben hatten, erklärten ſich gegen ihn. Entweder hätte er, ſagten ſie, Rom zernichten, oder doch eine hinlängliche Beſatzung hinein legen ſollen. Totilas, dem dieſes empfindlich fallen mußte, wollte ſein Glück lieber anderwärts machen, als ſich bey einer Stadt verweilen, die ſeinen Feinden immer neue Gelegenheit gab, ihm ſeinen vermeinten Fehler vorzurücken. Der Vorwand, den er zu ſeinem Abzuge brauchte, war der kaiſerliche General Johannes, der ſich in Campanien hatte ſehen laſſen. Dieſen überfiel er, und jagte ihn in die Flucht; und als Beliſar das zweytemahl nach Conſtantinopel berufen wurde, ging er wieder vor Rom, weil er wohl wußte, wie viel die Stadt an dem Beliſar verloren hatte. Die abermahlige Verrätherey der Iſaurer, die ſchon lange Zeit keinen Sold bekommen hatten, erſparte ihm dießmahl alle Beſchwerlichkeiten der Belagerung, ſo daß er ohne den geringſten Verluſt in die Stadt kam, die bereits ſo ſehr von Häuſern entblößt war, daß die Inwohner innerhalb der Ringmauern ſäeten und pflügeten, um ſich des Hungers zu erwehren. Totilas that auch jetzt unerachtet deſſen, was ihm erſt begegnet war, alles gegen die Stadt, was man von einem Helden aus den geſittetſten Zeiten erwarten konnte. So ſehr aufs neue viele von den Gothen wünſchten, die Stadt in Schutt und Aſche verwandelt zu ſehen: ſo ſehr war Totilas bedacht dieſelbe zu erhalten. Er rief ſelbſt alle hin und wieder zerſtreute Römer herbey, verſchaffte ihnen Lebensmittel, und baute auch vieles wieder auf, was in den vorigen Eroberungen der Stadt war zerſtöret worden. Dieſe Zerſtörung hatte ohnehin nicht die grö-

größten Denkmahle von Rom, ſondern nur die entlegenſten Häuſer betroffen q).

Der ſiegreiche Totilas faßte nach dieſer zweyten Eroberung den Muth, ſo gar in Sicilien eine Landung vorzunehmen, die ſich ungemein gut für ihn anließ. Als aber ein neues Heer von dem Orient durch Dalmatien nach Italien rückte, ließ er einige Beſatzungen in den Orten, die er erobert hatte, und ging mit großer Beute zurück. Dieß war ſeine letzte Verrichtung, die ihm und den Gothen Ehre machte. Nach derſelben wollte ihnen nichts mehr gelingen. Das unglückliche Seetreffen bey Ancona, in welches ſie ſich eingelaſſen hatten, ohne daß ſie ſich viel auf die Kunſt verſtanden, Schiffe außer, noch viel weniger in einem Treffen zu regieren, brachte ihnen den empfindlichſten Stoß bey. Auch hatten die Franken einen Einfall in Italien gethan, und ſich das meiſte von

q) Man thut alſo dem Totilas Unrecht, wenn man ihm aufbürdet, er habe den Circus, das Amphitheater, die Obeliske, Bäder und Waſſerleitungen zu Grunde gerichtet. Vielmehr war die auf ſo viele Kriege erfolgte Armuth Schuld davon. Da Rom keinen Zufluß mehr von außen hatte, mußte es nach und nach von ſelbſt fallen: obſchon Procopius den Römern das Zeugniß gibt, daß ſie mehr als alle Städte der Welt auf die Bewahrung der Denkmahle und Zierde ihrer Stadt bedacht ſeyen. Nachdem man zu arm war Schauſpiele anzuführen, wurden auch die Theater unnütz, und nichts ward auf deren Unterhaltung verwendet. Das Chriſtenthum trug auch das Seinige bey, daß man ſolche Werke nicht mehr achtete, aus welchen allenthalben die Uiberbleibſel des Heidenthums hervor ſahen. Die Art, womit die Römer in dem eilften und zwölften Jahrhundert einander begegnet, übertraf vollends alles, was die Barbaren jemahls gethan hatten.

von Ligurien, Venetien, und Aemilien unterwürfig gemacht. Totilas, um einen ſo gefährlichen Feind vom Halſe zu ſchaffen, trat ihnen alles ab, was ſie erobert hatten.

Nebſt dieſem kam noch Narſes mit einem ganz friſchen Heere aus dem Oriente angerückt, welches zuſammen zu bringen der Hof alle ſeine Kräfte aufgebothen hatte. Von dem Narſes, als einem Verſchnittenen, hätte man gar nicht vermuthen ſollen, daß er ſich getraute den Degen zu führen; deſſen ungeachtet aber gab er keinem Feldherrn an Einſichten und Herzhaftigkeit etwas nach. Die Gothen und Franken ſuchten ihm den Weg zu verlegen; er wußte aber dennoch durchzukommen; und der tapfere Totilas, der durch ſeinen Heldenmuth das wankende Glück der Gothen bis daher aufrecht erhalten hatte, mußte endlich unterliegen. In einem Treffen in Thuſcien ward er geſchlagen, und ſtarb bald darauf an ſeinen Wunden. Narſes ſchickte ſein blutiges Kleid und den Hut dem Juſtinian nach Conſtantinopel, der ſie mit großem Vergnügen anſah, ohne daß er jemahls das Herz gehabt hätte, dem Helden im Leben unter das Geſicht zu treten. Die Gothen thaten noch den letzten Verſuch, und erwählten den Tejas zum König; aber auch dieſer ward geſchlagen, und im Treffen getödtet, worauf ſich die meiſten ergaben. Ein Theil davon ſträubte ſich noch eine Zeit lang, und ſuchte nochmahls Hilfe von den Franken. Leuthar und Bucelin, zwey vornehme Alemannier, kamen auch mit einem Heere von fünf und ſiebenzig tauſend Mann, theils Franken, theils Alemanniern, nach Italien, unter dem Vorwande den Gothen wieder aufzuhelfen; in der That aber, um ſich Meiſter von

i. J. Ch. 552.

Ita-

Italien zu machen. Anfangs machten ſie mächtige Fortſchritte; nachdem ſie aber eine Zeit lang in Italien ſich aufgehalten, ward Leuthar mit dem größten Theile ſeiner Leute durch Krankheiten aufgerieben, welche durch die große Hitze und unzeitigen Trauben, die ſie aus Abgang der Lebensmittel zu ihrer Nahrung nehmen mußten, entſtanden waren. Bucelin durchſtreifte ganz Italien, und kam bis an die Sicilianiſche Meerenge. Narſes folgte ihm, und ſchlug ihn auf das Haupt. Bucelin und die meiſten ſeiner Leute blieben auf dem Platze; die übrigen wurden gefangen. Die Franken hatten ſchon lange keinen Feind vor ſich gehabt, der ſich auf regelmäßige Kriegsübungen verſtand; die Kaiſerlichen hingegen hatten in einem beynahe zwanzigjährigen Kriege endlich wieder gelernt, was Krieg führen heiſſe. Einige Feſtungen, die die Gothen noch beſetzt hielten, unterwarfen ſich theils freywillig, theils bezwang ſie Narſes und endigte dadurch einen ſo langwierigen Krieg, wobey Juſtinian wenig gewonnen, Italien aber außerordentlich viel verloren hat, indem es faſt ganz zur Einöde gemacht worden, und, ohne noch ſich erholt zu haben, gleich wieder nach Römiſchem Gebrauche
i. J. Ch. 568. ſtarke Abgaben geben mußte; bald darauf aber einem andern Deutſchen Volke, nämlich den Longobarden, in die Hände fiel.

Theodebert iſt bereits i. J. 547. in dem vierzehnten Jahre ſeiner Regierung geſtorben, ohne das Ende des Gothiſchen Kriegs zu erleben. Man hat noch eine Münze von ihm, wo er den Titel Dominus führt, den bisher die Kaiſer allein ſich ange-[illegible]et hatten. Sein Sohn Theodebald regierte nur [illegible] Jahre, und verrichtete außer dem, daß er den [illegible]is und Bucelin nach Italien geſchickt, wenig

Merk-

Merkwürdiges. Auſtraſien fiel hierauf dem noch lebenden Sohne Klodwigs, Clotarn dem erſten zu, der endlich nach dem Tode ſeines Bruders Childebert († 558) die ganze Monarchie an ſich brachte.

Drittes Kapitel.

Die Söhne Clotars I. Uible Folgen des Lehns-Syſtems. Fredegunde. Brunehild. Abnahme des königlichen Anſehens. Rohe Sitten der Nation.

Nach dem Tode Clotars I. († 561) theilten deſſen vier Söhne, Charibert, Gunthram, Chilperich und Sigebert das Reich. Sigebert bekam durch das Loos Auſtraſien. Sie verheuratheten ſich alle mit Perſonen von geringer Herkunft, ausgenommen Sigebert, welcher die Brunehild, des Viſigothiſchen Königs Athanagild Tochter, zur Ehe nahm; denn ſie war wohl gebildet, ſagt Gregorius v. Tours, ſchön von Anſehen, von einem unſträflichen Wandel, ſittſam, von einem großen Verſtand, beredt und artig in ihrem Umgange. r). So redete man von dieſer Prinzeſſinn bey ihrer Ankunft in Frankreich. Chilperich heurathete in der Folge ihre Schweſter Galſuinde; hielt ſie aber nicht zum beſten, und als ſie eines Tags todt im Bette gefunden ward, entſtand ein großer Verdacht, Chilperichs nachherige Gemahlinn, Fredegunde, möchte ſie heimlich aus dem Wege geräumt haben; und durch

r) *Hiſtor. L. 4. c. 27.*

wo die Sachen eben dieſelbe Wendung nahmen, wie in Sicilien. In dem ganzen untern Theile von Italien fand er keinen Widerſtand, ausgenommen vor Neapel, wo eine Gothiſche Beſatzung war. Beliſar mußte die Stadt förmlich belagern; und würde kaum etwas ausgerichtet haben, wenn nicht einige ſeiner Iſouriſchen Soldaten ſich durch einen vernachläſſigten Canal in die Stadt geſchlichen, und den übrigen die Thore geöffnet hätten.

Die Gothen ſahen nun wohl, daß ihr Unglück von der Unthätigkeit des Theodat herrühre; ſie wählten daher den Vitiges an deſſen Stelle zum König, der ihn durch einen ſeiner Vertrauten umbringen ließ. Aber auch unter den Vitiges gingen ihre Sachen nicht zum beſten. Ihre Verfaſſung hatte einen Hauptfehler, deſſen üble Folgen ſich über kurz oder lang äußern mußten. Die alten Inwohner von Italien waren ihnen an der Zahl überlegen, und die Gothen mochten ſich gegen ſie verhalten, wie ſie wollten, ſo verzieh man es ihnen niemahls, daß ſie Arianer waren. So viel Mühe ſich Theodorich gegeben hatte, Italien glücklich zu machen; ſo war doch noch allezeit der Religionshaß ſtärker, als das Andenken der erwieſenen Gutthaten. Der National-Stolz, der einer Nation bis an ihr Ende anklebet, ſo, wie der Privat-Stolz einzelnen Menſchen, wirkte auch auf ihre Gemüther. Die ſo lange Zeit zu herrſchen gewohnten Italiener konnten es nicht verdauen, daß ſie einem Volke unterthänig ſeyn ſollten, von dem ſie glaubten, daß es mit ihnen gar nicht, was Verſtand und Cultur angeht, zu vergleichen ſey, und welches ſie ſchon deßwegen verachteten, weil es barbariſcher, das iſt, nicht Italieniſcher, oder Griechiſcher Her-

kunft

kunft war. Die Gothen hatten alſo gegen äußere und innere Feinde zugleich zu kämpfen.

Das erſte, was Vitiges that, war, die ganze Gothiſche Macht zu verſammeln. Nur die Franken, welche Juſtinian durch Geſchenke und Verſprechen gegen die Gothen, denen ſelbe ohnehin ſchon zuvor abgeneigt waren, noch mehr aufgebracht hatte, hinderten ihn, daß er die Gothiſchen Beſatzungen aus den Provinzen Galliens, die den Gothen noch zugehörten, nicht an ſich ziehen konnte. Er ſetzte alſo die von dem Theodat bereits angefangenen Unterhandlungen mit ihnen fort, und trat ihnen mit Genehmigung ſeines Volkes nicht allein alles ab, was die Oſtgothen noch von Gallien innehatten, ſondern zahlte ihnen auch die ſchon von dem Theodat verſprochenen zwey tauſend Pfund Gold aus, um ſie zu einem Beyſtande gegen die Römer zu bewegen. Die Fränkiſchen Könige Theodebert, Childebert und Clotar theilten ſo gleich die Länder und das Geld, verſprachen auch den Gothen Hilfsvölker zu ſchicken. Weil ſie ſich aber gegen den Kaiſer Juſtinian zu dem nähmlichen anheiſchig gemacht hatten, ſo ſollten dieſe Hilfsvölker nicht aus Franken, ſondern aus den ihnen unterworfenen Nationen beſtehen, damit es das Anſehen hätte, als thäten es die letztern für ſich, ohne von ihren Herren dazu beordret zu ſeyn. So bald der Vertrag geſchloſſen war, zog Vitiges die in Gallien ſtehenden Gothen an ſich; Beliſar aber, dem das Glück auf ſeinen Schritten folgte, näherte ſich bereits den Thoren von Rom, worin Vitiges, nachdem er die Römer nachdrücklich an die von Theodorichen ihnen erzeigte Wohlthaten erinnert, eine Beſatzung von vier tauſend Mann gelaſſen hatte. Die Römer kehrten

i. J. Ch. 536.

ſend deſſen, was vorgegangen, eilends an ſeinen Bruder wendete, und ihn um Hilfe erſuchte. Godegiſil kam mit den Seinigen, und ſtieß zu ihm; allein, in dem Treffen bey Dijon ging er zu den
i.J.Ch. 500. Franken über, worauf Gundobald das Feld räumen, und ſich ſelbſt in Avignon verſtecken mußte. Klodwig folgte ihm, und belagerte die Stadt; ſie war auch ſo weit gebracht, daß die Uibergabe nicht mehr weit entfernet war, als Gundobald, oder vielmehr ſein Miniſter, Aredius, Klodwigen durch Verſprechung eines jährlichen Tributs dahin zu bringen wußte, daß er abzog, und die beyden Prinzen ihrem Schickſale überließ; worauf Gundobald ſich erholte, ſeinen Bruder zu Vienne überfiel, und wie ſeine übrigen Brüder ermorden ließ. Sonſt war Gundobald ein Herr, der die Kriegs- und Friedenskünſte verſtand, voll Duldung und Mäßigung gegen ſeine katholiſchen Unterthanen, und, was noch mehr iſt, begierig ſich belehren zu laſſen. Die noch vorhandenen Burgundiſchen Geſetze ſind ein Werk von ihm, worin aller Orten die Geſinnungen eines Fürſten durchſcheinen, der die Gerechtigkeit liebt, und ſie nach ſeinen Einſichten, wenn ſie auch nicht allemahl die beſten ſind, zu befördern ſucht.

Nun waren die Viſigothen noch übrig, die mächtigſten unter den Beſitzern von Gallien. Ihr König Alarich verſah ſich ſchon lange nichts Gutes zu einem ſo gefährlichen Nachbar, wie Klodwig war. Er ſuchte daher allem dem auszuweichen, was zu einem Bruche Anlaß geben könnte. Er brachte eine perſönliche Zuſammenkunft mit Klodwigen zu Stande; und ſie ſchwuren ſich einander bey ihren Bärten Freundſchaft, ohne ſie zu halten, oder vielleicht nur halten zu wollen. Man ſchickte Geſandte

hin

hin und wieder, die aber durch unglückliche Berichte an ihre Herren die Sachen noch trüber machten. Das Ende von allen Unterhandlungen war eben das, was Klodwig ſchon zu Anfange derſelben im Sinne gehabt, und wozu er theils von ſeinen eigenen Biſchöfen, theils von einigen, die ſich aus den Gothiſchen Staaten wegen der Verfolgung entfernt hatten, angeſpornet wurde, nähmlich der Krieg. „ Es „ thut mir in der Seele wehe, ſagt Klodwig zu ſei„ nem Volke, daß dieſe Ketzer einen Theil von „ Gallien beſitzen, laßt uns mit der Hilfe Gottes „ gehen, und ihr Land uns unterwürfig machen " k). Denn es iſt ſehr gut, ſetzt der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung des H. Remigius noch dazu. Da ſich das ganze Volk dieſes gefallen ließ, ſo trat Klodwig ſo gleich den Marſch an l). Weil dieſer Krieg ein ſo heiliges Anſehen hatte, ſo brauchte er auch eine ganz beſondere Vorſorge bey demſelben, von der wir bey ſeinen übrigen Kriegen nichts finden. Da man das Gebieth von Tours, wo der heilige Martinus begraben war, paſſiren mußte, befahl er auf das ſchärfeſte, daſſelbe auf alle mögliche Art zu ſchonen, um ſich dieſen Heiligen nicht zum Feinde zu machen. Er ſchickte auch einige von ſeinen Leuten in die Kirche des heiligen Martinus, um zu ſehen, ob er nicht ein Zeichen geben werde, woraus man von dem Erfolge des Krieges urtheilen könnte. Als ſie in die Kirche kamen, ward eben die Antiphone geſungen: Praecinxiſti me Domine virtute ad bellum: ſupplantaſti inſurgentes in me ſubtus me

k) GREGOR· TVRON. L. 2. c. 37. col. 92. lit. A.

l) Cumque placuiſſet omnibus hic ſermo, commoto exercitu Pictauos dirigit. GRECOR. TVR. L. 2. c. 37. col. 37. lit. A.

et inimicorum meorum dediſti mihi dorſum, et odientes me diſperdidiſti: Herr du haſt mich zum Krieg ausgerüſtet, diejenigen, die ſich gegen mich aufgelehnet, unter meine Füße gebracht, und, die mich haſſeten, zu Grunde gerichtet. Nun ging er
i.J.Ch. getroſt auf den Alarich los, erlegte ihn ſelbſt im Tref-
449. fen bey Champagne St. Hilaire, zehn Meilen von Poitiers, jagte die Gothen in die Flucht, und verfolgte ſie bis in das Innerſte ihrer Provinzen, ſo, daß er ſeine Winterquartiere in Bourdeaux nehmen konnte; da indeſſen ſein Sohn Theodorich den Gothen Rouvergue, Quercy, und andre Gegenden wegnahm. Das folgende Jahr ging er nach Toulouſe, wo ihm ein Theil des königlichen Schatzes in die Hände fiel, welchen zu ſammeln, die Gothen ſo lange Zeit von Alarich dem erſten an, Griechenland, Italien, Rom, Spanien und Gallien geplündert hatten. In Anſehung des Beſchluſſes dieſes ſo merkwürdigen Krieges ſind die Nachrichten ſehr mangelhaft. Nichts war für die Viſigothen unglücklicher, als der Verluſt ihres Königs; indem ſie nicht wußten, an wen ſie ſich nach ſeinem Tode halten ſollten. Ein Theil wählte den Geſalich, ſeinen älteſten Sohn zum König; den aber die andern nicht wollten, weil er nicht aus einer rechtmäßigen Ehe entſproſſen war. Der übrige Theil der Nation folgte dem jüngſten Sohne Amalarich, welchen Alarich mit des Oſtgothiſchen Königs Theodorich Tochter erzeugt hatte, der ſich mit ſeinem Anhange in Spanien zog. Endlich miſchte ſich Theodorich ſelbſt in dieſen Krieg, um den zu ſtark um ſich greiffenden Franken Einhalt zu thun. Wir wiſſen aber nur ſo viel von ſeinen Unternehmungen, daß er die von den Franken und Burgundern belagerte Stadt Arles entſetzet, und dieſelbe für ſich behalten hat, um ſie auf dieſer Seite als eine Vor-

mauer

mauer gegen die Franken zu brauchen, wenn ihnen etwa die Luſt ankommen ſollte, auch in Italien einzudringen. Die Franken behielten das meiſte von ihren Eroberungen, und den Viſigothen blieb ungefähr der Strich Landes, den wir jetzt Languedoc nennen.

Nachdem Klodwig keine auswärtigen Feinde mehr zu bekriegen hatte, fing er an ſeine eigenen Verwandten nicht zwar durch offenbare Gewalt, ſondern durch Liſt zu verfolgen. Der Leſer erinnere ſich deſſen, was wir von der Treuloſigkeit der Franken und ihrer Neigung zum Meineide überhaupt geſagt haben, indem ihm dieſes den Aufſchluß zu dem folgenden geben wird. Gegen ſeinen Vetter Sigebert zu Cöln, welcher ihm erſt die Schlacht bey Poitiers gegen die Gothen hat gewinnen helfen, wiegelte er deſſen eigenen Sohn auf, und machte, daß dieſer ſeinen Vater auf der Jagd umbringen ließ. Die Belohnung des Sohns war, daß ihn Klodwig durch ſeine Geſandten, als er dieſen ſeines Vaters hinterlaſſene Schätze zeigte, ebenfalls meuchelmörderiſcher Weiſe hinrichten ließ, und ſich der Schätze ſo wohl, als ſeiner Länder bemächtigte. Einen andern Fränkiſchen Fürſten Kararich, der einen Theil der Nation beherrſchte, bekam er nebſt deſſen Sohn durch Liſt in ſeine Gewalt, ließ ihnen die Haare abſchneiden, den Vater zum Prieſter, den Sohn zum Diacon weihen, und in der Folge beyde gar umbringen. So barbariſch dieſer Gebrauch ausſieht, einen mit Gewalt zum Prieſter zu weihen, um Leute zu allen weltlichen Aemtern untauglich zu machen, ſo war ſolcher doch nicht barbariſcher Herkunft. Inſonderheit machten die Orientaliſchen Kaiſer ſtarken Gebrauch davon. Oft war es das einzige Mittel für ehrliche

Leute, einem von dem Hof auf ſie geworfenen Verdachte, und deſſen ſchlimmen Folgen auszuweichen. Einen andern Ragnacar, der zu Cambray ſeinen Sitz hatte, und ſeinen Sohn Richar brachte er durch Beſtechung ihrer Leute in ſeine Gewalt; und als ſie ihm gebunden vorgeführt wurden, rückte er es ihnen als ein großes Verbrechen vor, daß ſie ſich haben binden laſſen, woran er doch ſelbſt Schuld war. Hätte er mehrere Verwandte gehabt, würde er auch mehrere haben umbringen laſſen. Bey den Großen ſtellte er ſich betrübt darüber, daß er keine Verwandten mehr habe, nur in der Abſicht, zu erfahren, ob nicht jemand mehr vorhanden ſey, der ſich für einen ausgebe. Wir finden nicht, daß ſolche Thaten großen Eindruck auf die Nation gemacht haben, oder daß ſie ihm beſonders übel wären ausgelegt worden. Selbſt Gregor von Tours ſieht es als einen Segen Gottes an, daß er über alle ſeine Feinde Meiſter geworden m).

Klodwig ſtarb endlich zu Paris im Jahr 511. ſeines Alters im fünf und vierzigſten. Eine der ſicherſten Proben der perſönlichen Größe eines Regenten iſt, wenn ſeine untergebene Nation ſelbſt einen merklich höhern Schwung, es mag ſeyn, in was es immer will, unter ſeiner Regierung nimmt. Der Oſtgothiſche König Theodorich machte Klodwigen in einem Schreiben das Compliment, daß er die in den vorigen Zeiten in eine Trägheit verſunkene Fränkiſche Nation glücklich zu neuen Kriegen angefriſcht habe;

m) Hiſt. l. 2. c. 40. col. 97. lit. D.

habe; welches ſeine Thaten vollkommen beſtätigen n).

Man hat ihn mit Conſtantin dem Großen verglichen o); und in der That iſt die Aehnlichkeit ungemein auffallend. Conſtantin ward aus einem Heiden ein Chriſt; auch Klodwig. Conſtantin war zu ſeiner Zeit der einzige katholiſche Regent in der Welt; auch Klodwig. Conſtantin war glücklich gegen ſeine Feinde; auch Klodwig. Conſtantin wird der Grauſamkeit gegen ſeine nächſten Verwandten beſchuldigt; auch Klodwig. Conſtantins Bekehrung kommt manchen verdächtig vor; auch Klodwigs. Conſtantin theilte das Römiſche Reich unter ſeine drey Söhne; Klodwig das Fränkiſche unter ſeine vier. Beyder Betragen in dieſem Stücke hat faſt dieſelben Gründe für ſich und wider ſich.

---

n) Glorioſa quidem veſtræ virtutis affinitate gratulamur, quod gentem Francorum priſca aetate reſidem *feliciter in noua proelia concitaſtis. Epiſt. Theodor , ad Clodouaeum apud Duchesne Tom.* 1. pag. 838.

o) GREGOR, TVR. L. 2. c. 31. col. 83. lit. c. *Author vitae Dogoberti apud Duchesne Tom.* 1. pag. 587.

Zweytes Kapitel.

Klodwigs Söhne. Große Veränderung in Italien. Antheil, den die Franken daran nehmen.

Klodwig hinterließ vier Söhne, wovon er den älteſten, Theodorich mit Nahmen, mit einer Beyſchläferinn erzeugt hatte, die drey jüngſten aber, Chlodomir, Childebert und Clotar mit der Burgundiſchen Prinzeſſinn Clotild. Er hatte zwar ſeine Verwandten aus dem Wege geräumt; aber nicht, um die getheilten Fränkiſchen Länder für beſtändig zu vereinigen, ſondern um ihnen Regenten von ſeinem eigenen Blute zu geben. Die Deutſchen hatten noch keine Begriffe von einer ſolchen Verfaſſung, und ſie glaubten, die Söhne eines Fürſten müßten die nähmlichen Rechte haben, wie die Söhne eines Privatmannes. Die Königinnen bekamen daher auch ſo, wie die gemeinen Weiber, den dritten Theil vom Schatze, den ihre Männer während ihrer Verehelichung erworben haben p). Die Nation mußte jedoch ihre Einwilligung jedesmahl, zur Thronfolge ſo wohl, als zur Theilung, geben. Wir finden ſo gar, daß ſie ſich geweigert einen königlichen Prinzen als König zu erkennen, weil der damahlige major domus nach des Vaters Tode die Nation zuſammen zu berufen verſäumt.

Man

p) *Author. vitæ S. Leodegar. apud Duchesne Tom.* I. *pag.* 602.

Man nahm alſo nach ſeinem Tode die Theilung vor, worin Theodorich die alten Länder der Franken am Niederrhein, und was ſie erſt am Oberrhein und Main den Alemanniern abgenommen hatten, nebſt den Gegenden an der Moſel und Maas, den Städten Trier, Metz, Toul und Verdun, Rheims, und noch einigen von der Gothiſchen Eroberung. Metz ward die Reſidenz ſeines neuen Reiches, welches, weil es den übrigen Fränkiſchen Provinzen gegen Oſten gelegen iſt, den Nahmen Auſtraſien von ihnen bekam, und von Theodorichs Zeiten an meiſtens ſeine eigenen Könige gehabt hat; von denen aber nur die letzteren eigentlich für die Deutſche Geſchichte gehören, weil ſie einen großen Theil von Deutſchland beherrſcht haben. Die übrigen werden wir nur im Vorbeygehen berühren.

Die Söhne Klodwigs, beſonders Theodorich, nahm das ganze Syſtem ſeines Vaters an, deſſen Tugenden und Laſter er ererbt hatte. Seinen Nachbarn eben ſo gefährlich, treulos gegen ſeine Verwandten und eigenen Brüder, ſonſt aber eben ſo unternehmend und herzhaft, ſuchte er dasjenige vollends zu Stande zu bringen, was ſein Vater angefangen hatte.

Das merkwürdigſte von ſeiner Regierung iſt der Thüringiſche Krieg, und die Vereinigung dieſes Reichs mit dem Fränkiſchen. Thüringen wurde damahls von drey Brüdern beherrſcht, von Hermanfrieden, Baderichen und Berthar. Hermanfried hatte des Oſtgothiſchen Königs Theodorich Nichte zur Ehe, die die Freundſchaft der Oſtgothen, hingegen aber Zwietracht und Feindſchaft zwiſchen den eigenen königlichen Brüdern in Hermanfrieds Haus gebracht hat. Dieſe ſtolze Prinzeſſinn konnte nicht

vertragen, daß es noch mehrere Könige oder Königinnen von Thüringen geben ſollte. Sie überredete daher ihren Gemahl, ſeinen Bruder Berthar aus dem Wege zu räumen, und deſſelben Antheil von Thüringen an ſich zu reiſſen; deſſen Kinder er jedoch, worunter auch die berühmte Radegund war, die nachmahls der Zahl der Heiligen einverleibet worden, an ſeinem Hofe ſtandesmäßig erziehen ließ. Dem Baderich war ein ähnliches Schickſal zugedacht; weil ſich aber Hermanfried nicht getraute, dieſes Vorhaben durch ſeine Kräfte allein gegen ihn auszuführen, wendete er ſich an den Fränkiſchen König Theodorich, mit Verſprechen ihm die Hälfte der eroberten Länder ſeines Bruders zu überlaſſen, wenn er ihm denſelben unterdrücken hälfe. Wir haben erſt kürzlich unter Klodwigen einen ganz ähnlichen Fall in der Burgundiſchen Geſchichte erlebet; und in der Fränkiſchen werden wir auf allen Blättern Familienkriege antreffen, die überhaupt mit ſolchen tragiſchen Auftritten vergeſellſchaftet ſind, daß man dieſe Prinzen immer gern in ihre vorige Barbarey und in jene Zeiten zurück wünſchte, wo es noch nicht ſo der Mühe werth war König zu ſeyn, noch weniger aber Leute und Länder als Erbgüter angeſehen wurden. Theodorich ſäumte nicht, rückte ſo gleich mit einem Kriegsheere
i. J. Ch. 521. in Thüringen, und nachdem er ſich mit dem Hermanfried vereiniget hatte, griffen beyde den unglücklichen Baderich an, der das Treffen und das Leben verlor. Seine Länder zog Hermanfried an ſich, ohne dem Theodorich den verſprochenen Theil zu geben. Dieſer kehrte hierauf wieder zurück; aber mit ſolchem innerlichen Haß gegen Hermanfrieden, der nur durch den gänzlichen Untergang des Thüringiſchen Hauſes konnte getilgt werden.

Theodorich nahm auch Theil an dem Burgundiſchen Krieg, in welchem eben ſo traurige Scenen vorkommen. Der Burgundiſche König Sigismund, der ſeinem Vater Gundobald in der Regierung gefolgt war, hatte zuvor ſeinen eigenen Sohn Siegerich umbringen laſſen, aus einem falſchen Verdacht, den ihm ſeine zweyte Gemahlinn gegen dieſen Prinzen beygebracht hatte, als wenn er ihm nach dem Throne ſtrebete. Er bereute hernach dieſe That, als er den Ungrund davon erfahren, ſtiftete das berühmte Kloſter St. Moritz, that Buße, und war untröſtlich. Indeſſen überziehen ihn die Fränkiſchen Könige mit Krieg auf Anſtiften ihrer Mutter Clotild, welche, obſchon fromme Prinzeſſinn, den Tod ihres Vaters nicht verſchmerzen konnte, und von ihm ein Recht auf Burgund zu haben glaubte. Sigismund ſetzt ſich entgegen, wird überwunden, und verbirgt ſich in eben demſelben Kloſter. Ein ungetreuer Unterthan liefert ihn dem Fränkiſchen Könige Clodomir aus, der, nicht zufrieden den Unglücklichen in ſeinen Händen zu haben, ihn nebſt ſeiner Gemahlinn und zweyen Prinzen in einen Brunnen werfen ließ. Er überlebte aber i. J. Ch. 523. dieſe grauſame That nicht lange. Als er das nächſte Jahr gegen Sigmunds Bruder Godomarn zu Felde gezogen, ward er im Treffen bey Vienne erſchlagen, und ſein Kopf, den die Burgunder an ſeinen langen Haaren erkannt hatten, auf eine Stange geſteckt, und zur Schau herum getragen. Die Franken erholten ſich nichts deſto weniger, und trugen den Sieg davon. Als ſich aber Clodomirs Brüder nach ſeinem Tode, anſtatt den Sieg zu verfolgen, mit der Theilung ſeiner Länder beſchäftigten, bekamen die Burgunder wieder auf eine Zeit lang Ruhe.

Bis daher hatte der Oſtgothiſche König Theodorich den Franken noch einiger Maßen Einhalt gethan, und durch ſeine Klugheit ſo wohl, als Macht das Gleichgewicht zwiſchen den verſchiedenen Deutſchen Nationen, die ſich in das Römiſche Reich getheilet hatten, zu erhalten gewußt. Nachdem aber dieſer im Jahr 526. mit Tode abgegangen, ohne einen Nachfolger zu hinterlaſſen, der ihm an Verſtand und Anſehen gleich geweſen wäre: ſo neigte ſich alles zu einer allgemeinen Veränderung. Die Römer fingen an, ſich in dem Orient zu regen, und von dort aus zu drohen; und die Franken fingen nun an, einen ihrer Nachbarn nach dem andern zu verſchlingen. Der Auſtraſiſche König Theodorich glaubte, daß nun die Zeit vorhanden ſey, ſich an dem Könige von Thüringen, der ſein Verſprechen nicht gehalten hatte, zu rächen. Er überfiel ihn daher in Geſellſchaft ſeines Bruders Clotar, und ſchlug ihn an der Unſtrut
i.J.Ch. 528. auf das Haupt. Hermanfried entkam jedoch durch die Flucht, und man weiß nicht, was damahls die Fränkiſchen Könige zum Rückzuge mag bewogen haben. Was ſie aber mit Gewalt durchzuſetzen nicht im Stande geweſen, führten ſie hernach mit Liſt aus. Theodorich machte Hermanfrieden ſo ſicher, daß dieſer zu ihm nach Zülpich kam. Allda führte er ſelben eines Tages auf die Stadtmauer, und da ſie ſich dem Scheine nach auf das freundſchaftlichſte mit einander unterredeten, bekam Hermanfried von einem der Anweſenden, vermuthlich auf Anſtiften Theodorichs, einen Stoß, daß er von der Mauer hinunter zu Tode fiel. Seine Gemahlinn Amelberga, die ſo viel Unheil in dem Thüringiſchen Hauſe angeſtiftet hatte, mußte ſich nach Italien zu den Gothen flüchten. Die Franken aber nahmen ungehindert Beſitz von Thüringen. Kaum haben ſich die Römiſchen

Waffen in dieſen Gegenden ſehen laſſen, wo die Franken nun immer weiter ſich ausbreiteten. Unter allen Deutſchen Völkern waren nur die Sachſen noch allein übrig, die ihre Freyheit behaupteten. Die Baiern aber und ein Theil der Alemannier ſtanden unter den Oſtgothen, von denen wir ſie auch bald unter Fränkiſche Herrſchaft werden kommen ſehen.

Theodorich ließ auch durch ſeinen Sohn Theodebert die Viſigothen angreiffen, und ihnen Rouvergue nebſt dem Gevaudaniſchen und Albigenſiſchen Gebiethe, deſſen ſie ſich bemächtigt hatten, wieder abnehmen. Er ſtarb aber, noch ehe der Krieg geendigt war, im Jahr 534. Die beyden Könige, Childebert und Clotar, Klodwigs Söhne, die noch bey Leben waren, machten zwar auf das Auſtraſiſche Reich Anſpruch; allein, Theodebert wurde von ſeinen Leuten (Leodibus, Vaſallen) beſchützt und für ihren König erkannt. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung eräugnete ſich eine überaus günſtige Gelegenheit für die Franken, neue Eroberungen zu machen. So ſehr von ihnen die ausgewanderten Deutſchen Nationen in die Enge getrieben wurden; ſo ſehr fing nun auch der Orientaliſche Hof an für dieſe gefährlich zu werden. Dem Kaiſer Juſtinian hatte es bereits geglückt, durch den tapfern Beliſar mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit dem Vandaliſchen Reiche in Afrika ein Ende zu machen. Nun wollte er auch den Oſtgothen in Italien zu Leibe gehen. Theodat war damahls ihr Beherrſcher, ein Schweſterſohn des berühmten Theodorich. Was dieſer für ein Held geweſen, können wir am beſten aus einem ſeiner Schreiben an den Kaiſer Juſtinian ſehen: " Ich bin nicht „ ſeit geſtern bey Hof, ſchreibt er, ſondern daſelbſt „ geboren und erzogen, wie es ſich für einen von

„ meiner

„ meiner Geburt ſchicket. Den Krieg hab ich nie „ geliebet. Aus Neigung zu den Wiſſenſchaften, ſagt „ er ferner, habe ich meine ganze Zeit damit zuge„ bracht, und daher von dem Getöſe der Waffen „ mich ſo weit entfernet, als es immer möglich „ war.“ Dieſe Sprache, wenn ſie ein Orientaliſcher Prinz unter ſeinen Verſchnittenen geführt hätte, wäre dieſem noch eher zu verzeihen geweſen; aber einem Gothen ſtand ſie ſehr übel an.

Theodat hatte ſein Glück bloß der Amalaſuntha, des Königs Theodorich Tochter, zu danken, die ihn als ihren nächſten Verwandten zur Regierung berufen hatte, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er ihr die bisherige Gewalt Zeit ihres Lebens laſſen ſollte. Er vergaß aber bald ſein Wort, und überließ die unglückliche Amalaſuntha, die einige der vornehmſten Gothiſchen Familien zum Unwillen gegen ſich gereitzet hatte, ihren Feinden, von denen ſie zum großen Verdruß der Gothen ſo wohl, als Römer ermordet wurde; indem ſie ein Weib von einem männlichen Verſtande, ungemeiner Beſcheidenheit und Gerechtigkeitsliebe geweſen. Amalaſuntha hatte nicht allein allezeit mit dem Kaiſer Juſtinian in gutem Vernehmen gelebt, ſondern ſich jetzt erſt, als ſie die Bosheit des Theodat merkte, in ſeinen Schutz begeben, und ihm ſo gar Hoffnung zur Abtretung von ganz Italien gemacht. Beydes ſchmerzte den Kaiſer, ihr Tod, und die damit verſchwundene Hoffnung einer ganz friedfertigen Eroberung von Italien. Das letztere wollte er nun mit Gewalt ausführen; das erſtere diente ihm zum Vorwande.

Juſtinian ließ die Zurüſtungen zu dem Italieniſchen Kriege, ſo viel als möglich, beſchleunigen.

Beliſarius bekam das Commando. Die auf der Flotte eingeſchiffte Mannſchaft belief ſich aber nicht höher, als acht tauſend Mann Fußvolk und Reiterey zuſammen. Das Genie und das Glück ihres Generals waren ihre beſten Gefährten. Die erſte Landung unternahm Beliſar in Sicilien, einem Lande, das von jeher beſtimmt geweſen fremde Herren zu haben, aber auch allemahl bey Veränderung derſelben nicht allein gleichgiltig, ſondern auch froh war. Alle Städte, das einzige Palermo ausgenommen, öffneten ihm die Thore mit Freuden, ohne daß es die Gothen, deren viel zu wenig waren, hindern konnten. Theodorich hatte dieſen Fehler gleich bey der Einnahme von Sicilien begangen, daß er, den Römern zu Gefallen, damit mehr Getreide aus Sicilien nach Rom könnte gebracht werden, nur ſchwache Beſatzungen darin ließ; und der feige Theodat, welcher den Krieg vor Augen ſah, hatte dennoch keine Aenderung hierin getroffen. Die Nachrichten von den ſchleunigen Progreſſen des Beliſar machten ihn vollends ſo muthlos, daß er durch die niederträchtigſten Bedingungen den Frieden von Juſtinian zu erkaufen ſuchte; und, wenn allenfalls dieſe nicht ſollten angenommen werden, ſich noch anheiſchig machte, Italien ſelbſt dem Kaiſer zu übergeben, nur daß er ihm ſo viel Güter ließe, deren Ertrag zwölf hundert Pfund Gold abwürfe. Juſtinian war ungemein erfreut, lobte den Theodat, und glaubte Italien ſchon in Händen zu haben. Einige Vortheile aber, die die Gothen in Dalmatien über die Kaiſerlichen erhalten hatten, machten, daß Theodat ſeine Geſinnungen auf einmahl änderte, ohne jedoch ſich in die gehörige Gegenverfaſſung zu ſetzen, welche nun um ſo nöthiger geweſen wäre, da Beliſar, nachdem er ganz Sicilien erobert hatte, auch in Italien ſelbſt überſetzte,

wo

wo die Sachen eben dieſelbe Wendung nahmen, wie in Sicilien. In dem ganzen untern Theile von Italien fand er keinen Widerſtand, ausgenommen vor Neapel, wo eine Gothiſche Beſatzung war. Beliſar mußte die Stadt förmlich belagern; und würde kaum etwas ausgerichtet haben, wenn nicht einige ſeiner Iſouriſchen Soldaten ſich durch einen vernachläſſigten Canal in die Stadt geſchlichen, und den übrigen die Thore geöffnet hätten.

Die Gothen ſahen nun wohl, daß ihr Unglück von der Unthätigkeit des Theodat herrühre; ſie wählten daher den Vitiges an deſſen Stelle zum König, der ihn durch einen ſeiner Vertrauten umbringen ließ. Aber auch unter den Vitiges gingen ihre Sachen nicht zum beſten. Ihre Verfaſſung hatte einen Hauptfehler, deſſen üble Folgen ſich über kurz oder lang äußern mußten. Die alten Inwohner von Italien waren ihnen an der Zahl überlegen, und die Gothen mochten ſich gegen ſie verhalten, wie ſie wollten, ſo verzieh man es ihnen niemahls, daß ſie Arianer waren. So viel Mühe ſich Theodorich gegeben hatte, Italien glücklich zu machen; ſo war doch noch allezeit der Religionshaß ſtärker, als das Andenken der erwieſenen Gutthaten. Der National-Stolz, der einer Nation bis an ihr Ende anklebet, ſo, wie der Privat-Stolz einzelnen Menſchen, wirkte auch auf ihre Gemüther. Die ſo lange Zeit zu herrſchen gewohnten Italiener konnten es nicht verdauen, daß ſie einem Volke unterthänig ſeyn ſollten, von dem ſie glaubten, daß es mit ihnen gar nicht, was Verſtand und Cultur angeht, zu vergleichen ſey, und welches ſie ſchon deßwegen verachteten, weil es barbariſcher, das iſt, nicht Italieniſcher, oder Griechiſcher Herkunft

kunft war. Die Gothen hatten alſo gegen äußere und innere Feinde zugleich zu kämpfen.

Das erſte, was Vitiges that, war, die ganze Gothiſche Macht zu verſammeln. Nur die Franken, welche Juſtinian durch Geſchenke und Verſprechen gegen die Gothen, denen ſelbe ohnehin ſchon zuvor abgeneigt waren, noch mehr aufgebracht hatte, hinderten ihn, daß er die Gothiſchen Beſatzungen aus den Provinzen Galliens, die den Gothen noch zugehörten, nicht an ſich ziehen konnte. Er ſetzte alſo die von dem Theodat bereits angefangenen Unterhandlungen mit ihnen fort, und trat ihnen mit Genehmigung ſeines Volkes nicht allein alles ab, was die Oſtgothen noch von Gallien innehatten, ſondern zahlte ihnen auch die ſchon von dem Theodat verſprochenen zwey tauſend Pfund Gold aus, um ſie zu einem Beyſtande gegen die Römer zu bewegen. Die Fränkiſchen Könige Theodebert, Childebert und Clotar theilten ſo gleich die Länder und das Geld, verſprachen auch den Gothen Hilfsvölker zu ſchicken. Weil ſie ſich aber gegen den Kaiſer Juſtinian zu dem nähmlichen anheiſchig gemacht hatten, ſo ſollten dieſe Hilfsvölker nicht aus Franken, ſondern aus den ihnen unterworfenen Nationen beſtehen, damit es das Anſehen hätte, als thäten es die letztern für ſich, ohne von ihren Herren dazu beordret zu ſeyn. So bald der Vertrag geſchloſſen war, zog Vitiges die in Gallien ſtehenden Gothen an ſich; Beliſar aber, dem das Glück auf ſeinen Schritten folgte, näherte ſich bereits den Thoren von Rom, worin Vitiges, nachdem er die Römer nachdrücklich an die von Theodorichen ihnen erzeigte Wohlthaten erinnert, eine Beſatzung von vier tauſend Mann gelaſſen hatte. Die Römer kehr-

i. J. Ch. 536.

ten ſich ihrerſeits ſo wenig daran, daß ſie dem Beliſar Bothen entgegen ſchickten, und verſprachen die Thore zu öffnen; welches ſie auch thaten, ſo bald Beliſar angelangt war. Den Gothen, welche den Bürgern und dem Beliſar nicht zugleich gewachſen waren, wurde gleichſam zur Gnade der freye Abzug verſtattet.

Vitiges ward über dieſen Verluſt und die Untreue der Römer äußerſt betroffen. Er eilte demnach mit ſeiner ganzen Macht nach Rom, um dieſe Stadt mit Gewalt wieder unter ſeine Bothmäßigkeit zu bringen. Die Belagerung dauerte ein ganzes Jahr und neun Tage. Beliſar lag ſelbſt darin, und hatte kaum fünf tauſend Mann zur Vertheidigung einer ſo weitläufigen Stadt bey ſich. Man kann ſelbe auch in ihrer Art als ein Meiſterſtück anſehen, wenn anders Procopius ſeinem Helden nicht zu viel geſchmeichelt. Die Gothen, welche die Stadt durch Hunger zwingen wollten, nachdem ihre Stürme abgeſchlagen worden, litten zuletzt ſelbſt ſo großen Mangel, daß ſie genöthiget wurden, nicht allein die Belagerung aufzuheben, ſondern auch mehrere haltbare Orte zu verlaſſen. Von dieſer Zeit an ſchien das Glück die Gothen zu verlaſſen. Der kaiſerliche General Johannes nahm ihnen verſchiedene Plätze in Piceno (der heutigen Mark Ancona) weg. In Ligurien aber ergab ſich die Hauptſtadt Mayland ſelbſt an die Kaiſerlichen; und obſchon ſelbige von den Gothen mit Hilfe der Burgunder, die ihnen von den Fränkiſchen Königen zugeſchickt ward, wieder erobert und eine erſchreckliche Rache an ihr ausgeübet worden: ſo drang doch andrerſeits Beliſar bis Rimini vor, das nur eine Tagreiſe von Ravenna, der Hauptſtadt des Gothiſchen Reiches, lag. Der Mangel an Lebensmitteln

plagte

plagte ſie noch ärger, als der Feind; da hingegen die Kaiſerlichen, welche Meiſter von dem Meere und von Sicilien waren, ſich durch die Zufuhr von andern Orten helfen konnten. Alles neigte ſich zu ihrem Untergange, als ein neuer Umſtand dazwiſchen kam, welcher faſt der ganzen Lage der Sache eine andere Geſtalt gegeben, und den Gothen ſo wohl, als den Kaiſerlichen das Garaus gemacht hätte.

Die Franken hatten ſich zeither für keinen Theil öffentlich erklärt, von beyden aber Geſchenke angenommen, und beyden zum Beyſtande Hoffnung gemacht; zuletzt aber zehn tauſend Burgunder den Gothen zu Hilfe marſchiren laſſen, um nur in etwas ſich gegen die vielen Opfer, die ihnen die Gothen gethan, erkenntlich zu zeigen. Jetzt aber, da beyde Theile einander faſt aufgerieben hatten, fiel es dem Auſtraſiſchen Könige Theodebert ein, ſich ſelbſt von Italien Meiſter zu machen. Er zog mit einem großen Heere i.J.Ch.
über die Alpen, und rückte in Italien ein. Weder 539.
Gothen, noch Römer wußten, worauf es angeſehen war. Beyde aber machten ſich unter der Hand Rechnung, daß es ihnen zum Beſten geſchehe; allein ſie irrten ſich. Die Franken ſchonten nur der Gothen anfangs, damit ſie ungehindert den Po paſſiren könnten. So bald aber dieſes geſchehen, fielen ſie dieſelben ſo heftig an, daß ſie ſich in der größten Beſtürzung nach Ravenna flüchten mußten. Den Römern ging es ebenfalls nicht beſſer; auch dieſe mußten ſich in der Eile nach Thuſcien zurück ziehen. So gut aber alles ſich zu Gunſten der Franken anließ; ſo war doch ihre Herrlichkeit von kurzer Dauer. In dem von Freunden und Feinden ausgezehrten Italien fehlte es ihnen bald an Lebensmitteln, und eine Menge Krankheiten überfiel die des Italieniſchen Klima

ungewohnten Körper der Franken. Zuletzt waren ſie gezwungen, den Rückzug zu nehmen, ohne ihre Abſichten erreicht zu haben. Merkwürdig iſt, daß der erſte Feldzug der Franken in Italien ſich eben ſo, wie in der Folge ſo viele andre, geendiget hat.

Nach dem Abzuge der Franken ſetzte Beliſar den Gothen immer heftiger zu, und Oſimo, die Vormauer von Ravenna, mußte ſich endlich nach einer langen Gegenwehr ergeben, worauf er Ravenna ſelbſt enger einſchloß. Der kurz vorher zum Abzug genöthigte Theodebert, als er ſah, wie ſehr die Gothen in die Enge getrieben waren, ſchickte eine Geſandtſchaft an den Vitiges, und ließ ihm Hilfsvölker anbiethen, wenn er ihm einen Theil von Italien abträte. Allein, das Betragen der Franken gegen die Burgunder und Thüringer, und gegen die Gothen ſelbſt in dem letzten Feldzug hatte die Gothen ſo ſehr abgeſchreckt, daß ſie nichts von der Freundſchaft der Franken hören mochten, ſondern, wenn ſie je einen Herrn haben müßten, noch lieber die Römer als Franken dazu wünſchten. Sie verlangten nur, daß keinem Gothen etwas Leids widerfahren, und Beliſar ſich ſelbſt zum Kaiſer im Occident aufwerfen ſollte. Sie glaubten in dieſem Falle um ſo eher wegen des Ihrigen geſichert zu ſeyn, indem ſelbiger ſich nicht ohne die Gothen hätte erhalten können. Das erſte verſprach er ihnen eidlich, zum zweyten machte er Hoffnung. Ravenna ward ihm hierauf übergeben. Beliſar hielt ſein Wort, was den erſten Punct angeht, auf das genaueſte; mit dem zweyten zauderte er, bis endlich alle Hoffnung dazu verſchwand, da er, auf erhaltenen Befehl von Hof, bald darauf abreiſete, ohne ihren Antrag ins Werk gerichtet zu haben, ent-

weder daß er nicht Muth genug, oder zu viel Redlichkeit dazu beſeſſen hat.

Nach der Uibergabe von Ravenna bekamen die Gothen erſt Muße, über ihr jetziges Schickſal nachzudenken. Ihre Weiber waren ſchon bey dem Einzuge des Beliſar in Ravenna ſo ſehr über ihre eigenen Männer erbittert, daß ſie ihnen ins Geſicht ſpieen, weil ſie ſich von ſo kleinen und unanſehnlichen Leuten, als die Römer waren, hätten überwinden laſſen. Nun erwachte auch Scham und Verzweiflung bey den Männern, und letztere flößte ihnen den ſo lange verlornen Muth wieder ein. Ihrer tauſend ungefähr beſchloßen das äußerſte zu wagen, um ſich wieder in Freyheit zu ſetzen. Weil ſie einen Anführer haben mußten, wählten ſie den Urajas, den Schweſterſohn des Vitiges, dazu, nachdem letzterer ſammt den Gothiſchen Schätzen nach Conſtantinopel hat wandern müſſen. Urajas nahm dieſe Würde in ſo gefährlichen Umſtänden nicht an, ſondern ſchlug ihnen den Ildebald, einen Verwandten des Viſigothiſchen Königs Theudas vor. Ildebald war entſchloſſener als Urajas. Obſchon die Römer ſeine Kinder in Händen hatten, griff er doch den General Vitalis an und ſchlug ihn, wurde aber von einem ſeiner eigenen Leute wegen einer Privat-Unbild ermordet. Die Gothen wählten hierauf den Totilas zum König, einen Helden, der jeder Nation würde Ehre gemacht haben, und der, wenn er auch nicht das ſchon zu ſehr geſchwächte Reich der Gothen wieder herzuſtellen im Stande geweſen, wenigſtens gemacht hat, daß es mit Ehren zu Grabe gegangen.

Totilas konnte deſto größere Thaten verrichten, da er keinen Beliſar, ſondern Generale zu bekämpfen

 hatte

hatte, die weder an Tapferkeit noch an Eifer für das gemeine Beſte mit dem Beliſar konnten verglichen werden. Nachdem er einen doppelten Sieg über die Kaiſerlichen davon getragen, ging er über die Tiber, eroberte Benevent, Cuma und Neapel nebſt dem ganzen untern Theile von Italien; und nun zeigte er ſich auch vor Rom, ſtellte dem Rathe das viele Gute vor Augen, das ſie von Theodorichen und Amalaſunta empfangen, wie übel ihnen hingegen die Griechen bis daher begegnet, und verlangte eingelaſſen zu werden. Der Rath konnte und wollte ſich nicht erklären. Totilas faßte alſo den Entſchluß Gewalt zu brauchen. Von der Landſeite hatte die Stadt ohnehin keine Zufuhr zu gewarten, da Italien durch die bisherigen Kriege gleichſam zur Wüſte geworden. Um die andere Quelle zu verſtopfen, errichtete Totilas eine Seemacht, und ſchnitt die Zufuhr auch von dieſer Seite ab. Nichts geht über das Elend, in welches die unglückliche Stadt dadurch verſetzet worden. Die Römer hatten ſchon bey der erſten Belagerung den Kaiſerlichen in das Geſicht geſagt, entweder hätte Juſtinian die Gothen in Ruhe laſſen, oder eine viel größere Macht gegen ſie brauchen ſollen. Jetzt wünſchten ſie die Griechen weiter von ſich weg, als jemahls; allein, dieſes half nichts. Die Befehlshaber der kaiſerlichen Truppen in der Stadt wurden ſo wenig von dem allgemeinen Elende gerührt, daß ſie mit dem wenigen noch vorräthigen Proviant den ſchändlichſten Wucher trieben. Wer kein Geld hatte, mußte ohne Barmherzigkeit aus Hunger verſchmachten. Das Volk verlangte endlich mit Ungeſtüm entweder Nahrung oder die Erlaubniß aus der Stadt zu gehen. Die Generale ertheilten ihm dieſe, doch ſo, daß ein jeder ſie mit dem letzten Heller erkaufen mußte. Der meiſte Theil der Inwohner verließ

hierauf

hierauf die Stadt, aber in ſo elendem Zuſtande, daß wenige waren, die nicht auf dem Wege entweder von dem Hunger, oder Feinde aufgerieben wurden. Nun ſehe man, ſagt der Geſchichtſchreiber Procopius, der dem ganzen Kriege mit beygewohnet, wo das Glück endlich den Römiſchen Rath und das Volk hingebracht hat! Beliſar, den der Kaiſer wieder nach Italien geſchicket hatte, um alles wieder in guten Stand zu ſetzen, war viel zu ſchwach an Mannſchaft, als daß er etwas hätte unternehmen können. Als er endlich einige Verſtärkung erhalten, ſuchte er auf der Tiber Proviant in Rom hinein zu bringen. Der Anfang ließ ſich gut an; als aber ein falſcher Lärm entſtanden, als wenn die Gothen Porto eingenommen hätten, eilte er zurück, und das ganze Vorhaben ward zu nichts. Den Gothen gelang es vielmehr, ſich ohne Schwertſtreich von Rom Meiſter zu machen. Vier Iſaurer, die die Wache nahe an der Porta Aſinaria hatten, erbothen ſich von ſelbſt, dem Totilas die Stadt in die Hände zu liefern. Totilas machte ſich die Gelegenheit zu Nutz, beorderte vier Gothen dahin, die von Iſaurern an Stricken die Mauern hinauf gezogen wurden, und, nachdem ſie ſich des Thores bemächtiget, die übrigen Gothen einließen. Die Nacht hindurch hielten ſich die Gothen ruhig; ſo bald aber der Tag anbrach, drangen ſie in die Stadt. Was ihnen zuerſt in die Hände kam, ward getödtet. Der Diacon der Römiſchen Kirche, Pelagius, nahm ſich beſonders der Bürger bey dem Totilas an, der ihm auch geneigtes Gehör gab. Doch konnte die Plünderung nicht verhütet werden. Einige Gothen waren der Meinung, Totilas ſollte die Stadt bis auf den Grund zerſtören, zumahl er ſeine Truppen ſo nöthig im Felde habe, daß er ſelbe nicht beſetzen könnte. Er dachte aber viel zu edelmüthig.

Und in der That foderte es nicht ſo wohl das Intereſſe der Römer, daß Rom erhalten würde, als aller geſitteten Völker, damit aus ſeinen Denkmahlen Kunſt und Geſchmack mit der Zeit aufleben könnten. Beliſar gab ſich ebenfalls alle Mühe, dieſes abzuwenden. Weil aber Totilas geſinnet war, bald nach Lukanien zu ziehen, ließ er den dritten Theil der Mauern niederreiſſen, damit ſich ſeine Feinde darin nicht feſt ſetzen möchten, und nahm zugleich alle Inwohner mit ſich fort. Ein trauriger Anblick, daß ein ſonſt ſo mächtiges Volk, welches ſo viele Könige vor ſich im Triumphe hat aufführen ſehen, nun auf Befehl eines einzigen Barbaren von Haus und Hof wandern, und gleich einer hirtenloſen Herde ſich vor ihm hertreiben laſſen mußte.

Kaum aber hatte Totilas den Rücken gewendet, als ihm Beliſar einen Streich ſpielte, deſſen er ſich nie verſehen hätte. Beliſar ging in aller Eile nach Rom, beſſerte die Mauern aus, ſo gut er konnte, verſah ſie auswärts mit Palliſaden, ſammelte auch ſo viele der Inwohner, als möglich war, und ſtellte gleichſam das alte Rom in einigen Tagen wieder her. Totilas kehrte ebenfalls um, ſo bald er Nachricht hievon erhalten, in der Hoffnung die Stadt zu überrumpeln, ehe noch die Mauern fertig wären; und in der That waren bey ſeiner Ankunft die Thorflügel nicht einmahl eingeſetzt. Allein, der erfinderiſche Geiſt des Beliſar und ſein unerſchrockener Muth machten den Erſatz von allem, was noch abging; und Totilas, ob er ſchon einen tapfern Angriff that, konnte nichts ausrichten. Dieſer hatte einen doppelten Verdruß hiebey, einen, daß er die Früchte ſeiner bisherigen Siege durch die Geſchwindigkeit ſeines Gegners ſich aus den Händen gewunden ſah; den an-

dern, daß diejenigen unter ſeinen eigenen Leuten, die ihm gerathen hatten Rom zu ſchleiffen, nun öffentlich ſein Betragen tadelten. Selbſt die, welche ihn zeither bis in den Himmel erhoben hatten, erklärten ſich gegen ihn. Entweder hätte er, ſagten ſie, Rom zernichten, oder doch eine hinlängliche Beſatzung hinein legen ſollen. Totilas, dem dieſes empfindlich fallen mußte, wollte ſein Glück lieber anderwärts machen, als ſich bey einer Stadt verweilen, die ſeinen Feinden immer neue Gelegenheit gab, ihm ſeinen vermeinten Fehler vorzurücken. Der Vorwand, den er zu ſeinem Abzuge brauchte, war der kaiſerliche General Johannes, der ſich in Campanien hatte ſehen laſſen. Dieſen überfiel er, und jagte ihn in die Flucht; und als Beliſar das zweytemahl nach Conſtantinopel berufen wurde, ging er wieder vor Rom, weil er wohl wußte, wie viel die Stadt an dem Beliſar verloren hatte. Die abermahlige Verrätherey der Iſaurer, die ſchon lange Zeit keinen Sold bekommen hatten, erſparte ihm dießmahl alle Beſchwerlichkeiten der Belagerung, ſo daß er ohne den geringſten Verluſt in die Stadt kam, die bereits ſo ſehr von Häuſern entblößt war, daß die Inwohner innerhalb der Ringmauern ſäeten und pflügeten, um ſich des Hungers zu erwehren. Totilas that auch jetzt unerachtet deſſen, was ihm erſt begegnet war, alles gegen die Stadt, was man von einem Helden aus den geſitteteſten Zeiten erwarten konnte. So ſehr aufs neue viele von den Gothen wünſchten, die Stadt in Schutt und Aſche verwandelt zu ſehen: ſo ſehr war Totilas bedacht dieſelbe zu erhalten. Er rief ſelbſt alle hin und wieder zerſtreute Römer herbey, verſchaffte ihnen Lebensmittel, und baute auch vieles wieder auf, was in den vorigen Eroberungen der Stadt war zerſtöret worden. Dieſe Zerſtörung hatte ohnehin nicht die

grö-

größten Denkmahle von Rom, ſondern nur die entlegenſten Häuſer betroffen q).

Der ſiegreiche Totilas faßte nach dieſer zweyten Eroberung den Muth, ſo gar in Sicilien eine Landung vorzunehmen, die ſich ungemein gut für ihn anließ. Als aber ein neues Heer von dem Orient durch Dalmatien nach Italien rückte, ließ er einige Beſatzungen in den Orten, die er erobert hatte, und ging mit großer Beute zurück. Dieß war ſeine letzte Verrichtung, die ihm und den Gothen Ehre machte. Nach derſelben wollte ihnen nichts mehr gelingen. Das unglückliche Seetreffen bey Ancona, in welches ſie ſich eingelaſſen hatten, ohne daß ſie ſich viel auf die Kunſt verſtanden, Schiffe außer, noch viel weniger in einem Treffen zu regieren, brachte ihnen den empfindlichſten Stoß bey. Auch hatten die Franken einen Einfall in Italien gethan, und ſich das meiſte von

q) Man thut alſo dem Totilas Unrecht, wenn man ihm aufbürdet, er habe den Circus, das Amphitheater, die Obeliske, Bäder und Waſſerleitungen zu Grunde gerichtet. Vielmehr war die auf ſo viele Kriege erfolgte Armuth Schuld davon. Da Rom keinen Zufluß mehr von außen hatte, mußte es nach und nach von ſelbſt fallen: obſchon Procopius den Römern das Zeugniß gibt, daß ſie mehr als alle Städte der Welt auf die Bewahrung der Denkmahle und Zierde ihrer Stadt bedacht ſeyen. Nachdem man zu arm war Schauſpiele anfzuführen, wurden auch die Theater unnütz, und nichts ward auf deren Unterhaltung verwendet. Das Chriſtenthum trug auch das Seinige bey, daß man ſolche Werke nicht mehr achtete, aus welchen allenthalben die Uiberbleibſel des Heidenthums hervor ſahen. Die Art, womit die Römer in dem eilften und zwölften Jahrhundert einander begegnet, übertraf vollends alles, was die Barbaren jemahls gethan hatten.

von Ligurien, Venetien, und Aemilien unterwürfig gemacht. Totilas, um einen ſo gefährlichen Feind vom Halſe zu ſchaffen, trat ihnen alles ab, was ſie erobert hatten.

Nebſt dieſem kam noch Narſes mit einem ganz friſchen Heere aus dem Oriente angerückt, welches zuſammen zu bringen der Hof alle ſeine Kräfte aufgebothen hatte. Von dem Narſes, als einem Verſchnittenen, hätte man gar nicht vermuthen ſollen, daß er ſich getraute den Degen zu führen; deſſen ungeachtet aber gab er keinem Feldherrn an Einſichten und Herzhaftigkeit etwas nach. Die Gothen und Franken ſuchten ihm den Weg zu verlegen; er wußte aber dennoch durchzukommen; und der tapfere Totilas, der durch ſeinen Heldenmuth das wankende Glück der Gothen bis daher aufrecht erhalten hatte, mußte endlich unterliegen. In einem Treffen in Thuſcien ward er geſchlagen, und ſtarb bald darauf an ſeinen Wunden. Narſes ſchickte ſein blutiges Kleid und den Hut dem Juſtinian nach Conſtantinopel, der ſie mit großem Vergnügen anſah, ohne daß er jemahls das Herz gehabt hätte, dem Helden im Leben unter das Geſicht zu treten. Die Gothen thaten noch den letzten Verſuch, und erwählten den Tejas zum König; aber auch dieſer ward geſchlagen, und im Treffen getödtet, worauf ſich die meiſten ergaben. Ein Theil davon ſträubte ſich noch eine Zeit lang, und ſuchte nochmahls Hilfe von den Franken. Leuthar und Bucelin, zwey vornehme Alemannier, kamen auch mit einem Heere von fünf und ſiebenzig tauſend i. J. Ch.
Mann, theils Franken, theils Alemanniern, nach 552.
Italien, unter dem Vorwande den Gothen wieder aufzuhelfen; in der That aber, um ſich Meiſter von

Italien zu machen. Anfangs machten ſie mächtige Fortſchritte; nachdem ſie aber eine Zeit lang in Italien ſich aufgehalten, ward Leuthar mit dem größten Theile ſeiner Leute durch Krankheiten aufgerieben, welche durch die große Hitze und unzeitigen Trauben, die ſie aus Abgang der Lebensmittel zu ihrer Nahrung nehmen mußten, entſtanden waren. Bucelin durchſtreifte ganz Italien, und kam bis an die Sicilianiſche Meerenge. Narſes folgte ihm, und ſchlug ihn auf das Haupt. Bucelin und die meiſten ſeiner Leute blieben auf dem Platze; die übrigen wurden gefangen. Die Franken hatten ſchon lange keinen Feind vor ſich gehabt, der ſich auf regelmäßige Kriegsübungen verſtand; die Kaiſerlichen hingegen hatten in einem beynahe zwanzigjährigen Kriege endlich wieder gelernt, was Krieg führen heiſſe. Einige Feſtungen, die die Gothen noch beſetzt hielten, unterwarfen ſich theils freywillig, theils bezwang ſie Narſes und endigte dadurch einen ſo langwierigen Krieg, wobey Juſtinian wenig gewonnen, Italien aber außerordentlich viel verloren hat, indem es faſt ganz zur Einöde gemacht worden, und, ohne noch ſich erholt zu haben, gleich wieder nach Römiſchem Gebrauche
i.J.Ch. 568. ſtarke Abgaben geben mußte; bald darauf aber einem andern Deutſchen Volke, nämlich den Longobarden, in die Hände fiel.

Theodebert iſt bereits i. J. 547. in dem vierzehnten Jahre ſeiner Regierung geſtorben, ohne das Ende des Gothiſchen Kriegs zu erleben. Man hat noch eine Münze von ihm, wo er den Titel Dominus führt, den bisher die Kaiſer allein ſich angemaßet hatten. Sein Sohn Theodebald regierte nur ſechs Jahre, und verrichtete außer dem, daß er den Leutharis und Bucelin nach Italien geſchickt, wenig

Merk-

Merkwürdiges. Auſtraſien fiel hierauf dem noch lebenden Sohne Klodwigs, Clotarn dem erſten zu, der endlich nach dem Tode ſeines Bruders Childebert (✝558) die ganze Monarchie an ſich brachte.

Drittes Kapitel.

Die Söhne Clotars I. Uible Folgen des Lehns-Syſtems. Fredegunde. Brunehild. Abnahme des königlichen Anſehens. Rohe Sitten der Nation.

Nach dem Tode Clotars I. (✝561) theilten deſſen vier Söhne, Charibert, Gunthram, Chilperich und Sigebert das Reich. Sigebert bekam durch das Loos Auſtraſien. Sie verheuratheten ſich alle mit Perſonen von geringer Herkunft, ausgenommen Sigebert, welcher die Brunehild, des Viſigothiſchen Königs Athanagild Tochter, zur Ehe nahm; denn ſie war wohl gebildet, ſagt Gregorius v. Tours, ſchön von Anſehen, von einem unſträflichen Wandel, ſittſam, von einem groſzen Verſtand, beredt und artig in ihrem Umgange. t). So redete man von dieſer Prinzeſſinn bey ihrer Ankunft in Frankreich. Chilperich heurathete in der Folge ihre Schweſter Galſuinde; hielt ſie aber nicht zum beſten, und als ſie eines Tags todt im Bette gefunden ward, entſtand ein groſzer Verdacht, Chilperichs nachherige Gemahlinn, Fredegunde, möchte ſie heimlich aus dem Wege geräumt haben; und durch

r) *Hiſtor. L. 4. c. 27.*

durch dieſes mag wohl der erſte Grund zur unverſöhnlichen Feindſchaft zwiſchen Brunehilden und Fredegunden gelegt worden ſeyn, die ſo viel Einfluß auf das Schickſal der Fränkiſchen Monarchie gehabt.

Sonſt hatten dieſe Prinzen wenig mehr von ihren Voraltern, als deren Laſter, und beſonders die den Franken ſo gemeine Treuloſigkeit. Die Schwäche der inneren Verfaſſung zeigte ſich bereits an allen Orten; der Fränkiſche Eroberungsgeiſt verſchwand allmählig, und anſtatt auf Unkoſten ihrer Feinde ſich zu vergrößern, ſuchte nunmehr jeder auf den Untergang des andern ſein Glück zu bauen. Auswärtige Feinde kamen nun, die Franken ſelbſt in ihren eigenen Ländern zu bekriegen, wovon man zeither nichts gewußt hatte. Die Avaren, ein Volk, das vermuthlich aus dem Nordöſtlichen Aſien gekommen, und von den Geſchichtſchreibern manchmahl auch den Nahmen der Hunnen bekommt s), zeigten ſich zum erſten Mahl an der Donau um das Jahr 557, ſetzten ſich in dem alten Dacien feſt, und ſuchten ſich bald darauf noch weiter gegen Weſten auszubreiten; wenigſtens griffen ſie i. J. 567. den Auſtraſiſchen König Sigebert an, von dem ſie aber in Thüringen an der Elbe geſchlagen worden. Hingegen richteten ſie unter den Franken i. J. 571. eine große Niederlage in Thüringen an, ſo, daß dieſe den Frieden durch Geſchenke erkaufen mußten.

Die innerlichen Kriege machten ihnen aber noch viel mehr zu thun, als die auswärtigen. Der gute Grieche, Agathias, rühmt als etwas vorzügliches an den

s) Gatterers Einleitung in die ſynchroniſtiſche Univerſal-Hiſtorie. S. 931.

den Franken die Einigkeit ihrer Könige t). Es ging ihm aber nicht anders, als Reiſenden, die nach dem erſten beſten Menſchen, den ſie in einem Lande antreffen, alle Inwohner deſſelben beurtheilen. Gregorius von Tours, der die Sache in der Nähe vor ſich hatte, ſagt gleich im Anfange ſeines fünften Buchs: "Es verdrießt mich die vielen bürgerlichen Kriege anzuführen, die die Fränkiſche Nation zu Grunde richten; bey welchen noch das ſchlimmſte iſt, daß wir die Ankunft des jüngſten Tages daran erkennen. Der Vater lehnt ſich gegen den Sohn auf, der Sohn gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder, und der Verwandte gegen den Verwandten." Die durch den Todesfall des Charibert erledigte Erbſchaft war der Zankapfel, der die drey noch lebenden Brüder auf immer entzweyte, und den Samen der Zwietracht auf ihre Kinder und Kindeskinder fortpflanzete. Die beyden Königinnen, Brunehild und Fredegund, zwiſchen denen die ſtärkeſte Weiber-Antipathie herrſchte, trugen das Ihrige vollends aus allen Kräften dazu bey. Wenn durch Gewalt nichts auszurichten war; wurde kein Mittel, wenn es auch noch ſo boshaft war, geſparet. Auf ſolche Art ward Sigebert, nachdem er den Chilperich ziemlich in die Enge getrieben hatte, und eben die Stadt Dornik belagerte, durch einige von der Fredegund dazu erkaufte Meuchelmörder umgebracht. Ihm folgte in i.J.Ch.
der Regierung Auſtraſiens ſein Sohn Childebert, der 575.
die Anſprüche ſeines Vaters gegen ſeine beyden Oheime, Gunthram und Chilperich, fortſetzete, und bald mit dem einen, bald mit dem andern im Kriege oder Frieden lebte. Die Auſtraſier ſelbſt hatten es ſchon

zum

t) *Excerpta ex Agathias Hiſtor. apud Grotium Scriptor. Goth. p. 530.*

zum Theil während ſeiner Minderjährigkeit gethan; indem ſie bereits Auſtraſien als ein eigenes Reich anſahen, deſſen Kräfte ſie unzertheilt zu erhalten ſuchten. Damahls wurde auch ſchon der erſte Grund zu der in der Folge zwiſchen Auſtraſien und Neuſtrien herrſchenden Eiferſucht geleget.

Der nach ſo vielen innerlichen Kriegen endlich zu Stande gebrachte Friedens-Tractat zwiſchen Childeberten und dem Gunthram iſt beſonders merkwürdig, und verbreitet ein ungemeines Licht über die innern Angelegenheiten dieſer Reiche. Gleich anfangs heißt es, daß auf Vermittelung der Biſchöfe und Großen (mediantibus ſacerdotibus, atque proceribus) der Friede ſey geſtiftet worden; man kann ſich alſo leicht vorſtellen, daß ſie ſich nicht werden vergeſſen haben. Wir wollen nur auf das, was letztere angeht, unſer Augenmerk richten, weil das übrige die Abtheilung gewiſſer Länder und Städte betrifft, die wenig zu ſagen hat. " Diejenigen Vaſallen (Leu„des,) heißt es, die anfangs dem Gunthram den „Eid der Treue geleiſtet haben, wenn ſie ſich in der „Folge zu dem andern Theile gewendet, ſollen wieder „heraus gegeben werden; und ſo auch mit denen, die „dem Sigebert anfangs geſchworen haben." Wir ſehen alſo, daß bey den Vaſallen der Uibergang von einem Herrn zu dem andern ziemlich Mode war; wir werden auch bald die Urſache davon entdecken. Ferner heißt es: " Was die Könige den Kirchen, oder ihren „Vaſallen werden zugewendet haben (*contulerint*) „oder noch zuwenden werden, ſoll ihnen für beſtän„dig verbleiben (*ſtabiliter conſervetur*). Und was „ein Vaſall in einem oder dem andern Reiche von Rechts „und der Geſetze wegen wieder bekommt, ſoll er ohne „Beeinträchtigung beſitzen. Und wenn einem et-

„was

was während der Zwiſchenreiche ohne ſein Verſchulden iſt abgenommen worden, ſoll es ihm, nachdem er darüber gehöret worden, zurück gegeben werden. Und überhaupt, was ein jeder bis auf die Zeiten des Königs Clotar beſeſſen hat, ſoll er auch fernerhin beſitzen.

Alles ſcheint von der Billigkeit ſelbſt aufgeſetzt zu ſeyn; in der That aber liegen große Zweydeutigkeiten darin. In dem Aufſatze wird alles insgemein hingeſaget, ohne einen Unterſchied zu machen zwiſchen Lehen und Eigenthum. Es wird nichts gemeldet, ob ſie es beſitzen ſollen, ſo daß es auf die Erben fallen kann, oder nur für ſich. Die Worte ſelbſt ſind ſo gewählt, daß ſie dem allgemeinen Beſtreben aller großen und kleinen Vaſallen, alles in Eigenthum zu verwandeln, ungemein günſtig ſind. Zuletzt, wenn auch ein Zweifel entſtand, konnten jene, welche die Mittler waren, auch die Auslegung geben. Die Könige konnten keinen Krieg führen, wenn es ihren Vaſallen nicht gefällig war; und wenn dieſen der Krieg zu lange dauerte, oder nichts mehr für ſie zu gewinnnen war, gingen ſie nach Hauſe, oder zwangen die Könige, Frieden zu machen. Auch wird jener auſſerordentliche Mißbrauch förmlich gebilliget, daß man Güter in einem Reiche haben, und der Vaſall eines andern Königs ſeyn, das iſt, zwey Herren auf einmahl haben konnte. Zuletzt erhellet auch noch aus folgenden die ganze Blöße des Lehns-Syſtems. "Gleichfalls iſt „man überein gekommnn," heißt es, "daß keiner die „Vaſallen des andern an ſich locke, oder, wenn die„ſe ſelbſt kommen, ſie aufnehme; und, wenn ſie et„wa eines Verbrechens wegen die Zuflucht zu jemand „andern nehmen, ſollen ſie nach der Beſchaffenheit deſſel-

„deſſelben mit einer Fürſprache wieder zurück gegeben „werden“ u).

Hier ſehen wir nun, daß die Könige ſelbſt Schuld an allen Unordnungen waren, welche die Vaſallen damahls und in folgenden Zeiten begingen. Sie ſelbſt lehrten die Vaſallen ihre Stärke kennen, und verriethen ihnen das große Geheimniß des Lehns-Syſtems. Nichts konnte der geſunden Vernunft mehr zuwider ſeyn, als daß die Könige ſelbſt, um ihre kleine Rache gegen einander auszuüben, einer des andern Vaſallen gegen ſeinen Herrn aufhetzte, und von ihm ſuchte abwendig zu machen. Dieſe wußten die Umſtände zu Nutz zu machen, und ihre Untreue oft theuer genug an den Mann zu bringen. Wir werden bald hören, wie wenig dieſer Punct beobachtet worden. Das ſchlimmſte war, daß, ſo viel die Könige auf einer Seite verloren, eben ſo viel auch auf der andern Seite das Volk verlor, welches nun ein Raub der Großen wurde, und nicht beſſer auskommen konnte, als wenn es ſich an die Großen verkaufte, ſo, wie die Großen ſich an die Könige verkauften.

Childebert miſchte ſich auch in die Italieniſchen Händel, aber mit eben ſolchem Erfolge, als Theodebert. Italien wollte den Franken nie gut anſchlagen. Der Orientaliſche Kaiſer, Mauritius, hatte ihn durch funfzig tauſend Goldgulden erkauft, um durch ſeinen Beyſtand die Longobarden wieder aus Italien zu treiben. Dieſes uralt Deutſche Volk, deſſen ſchon Tacitus Meldung thut, hatte unter Anführung des Alboin i. J. 568. den Römern den größten Theil von Italien, das ſie mit ſo großer Mühe den Oſtgothen abgenommen

u) GREGOR. TVRON. L. 9. c. 20. col. 443. lit. D.

men hatten, wieder entrieſſen, und das Longobardi-
ſche Reich daſelbſt geſtiftet. Die Franken nahmen i.J.Ch.
zwar mehrere Züge dahin vor; allein ſie liefen frucht- 584.
los ab. 585. 589. 590.

Nach dem im Jahr 596. erfolgten Tode Childeberts wird alles ſo finſter und voll von Widerſprüchen in der Fränkiſchen Geſchichte, ſo, wie die Zeiten ſelbſt waren. Kaum kann man das Schickſal ſeiner unglückſeligen Nachkommenſchaft nur im Ganzen genommen mit Gewißheit beſtimmen. Er hinterließ zwey Söhne, Theudeberten, und Theuderichen. Der erſte ward König von Auſtraſien, der andere von Burgund, das nach dem Tode Gunthrams an Childeberten gefallen war. Theudebert ward für dumm und einfältig gehalten; Theuderich hingegen war von aufgewecktem Geiſte, feurig und unternehmend, auch glücklich in der Ausführung. Das Elſaß, Sundgau, Thurgau und Champagne wurden von Auſtraſien abgeriſſen, und Theuderichen zu Theil. Die Bewohner dieſer Provinzen wünſchten ſelbſt unter Theuderichen zu ſtehen, der bey ihnen ihm Elſaß war erzogen worden. Weil die beyden Prinzen noch jung waren, ſuchte ſich ihre Großmutter Brunehild ſo viel geltend zu machen, als ſie konnte. Zu eben der Zeit war ihre große Gegnerinn Fredegunde an der Spitze des Reiches von Soiſſons, das ſie im Nahmen ihres noch jungen Sohns Clotar verwaltete, nachdem der König Chilperich, ihr Gemahl, im Jahre 584. war ermordet worden, und zwar, wie Gregor von Tours ſaget, auf Anſtiften der Fredegund ſelbſt. Fredegund rückte gleich nach Childebertens Tod mit einem Kriegsheere in ſeine Staaten, um einen Theil davon ihrem Sohne Clotar unterwürfig zu machen. Sie eroberte auch nicht allein Paris, ſondern überwand

noch die beyden Brüder in einem förmlichen Treffen. Zum Glücke für Frankreich ſtarb ſie bald darauf. Der Brunehild hingegen war ein anders Schickſal vorbehalten. Fredegar ſagt, ſie ſey in dem dritten Jahre der Regierung ihrer Enkel i. J. 599. von den Auſtraſiern vertrieben worden. So viel iſt gewiß, daß ſie ſich von dieſer Zeit an faſt beſtändig in Burgund aufgehalten, wo man noch viele Denkmahle von ihr findet; und eben ſo ausgemacht ſcheint zu ſeyn, daß ſie ſich bereits bey den Großen in Auſtraſien gehäſſig gemacht hat, ſo wie ſie es in der Folge bey denen in Burgund geworden iſt. Da auch ihre beyden Enkel mit einander zerfielen, hielt man durchgehends dafür, ſie habe das Feuer angezündet, um ſich an den Auſtraſiern zu rächen. Beyde Kriegsheere ſtanden ſchon einander im Geſichte, und man erwartete das blutigſte Gefecht, als die Burgunder den Major Domus Protadius, einen Liebling der Brunehild, welcher die Feindſchaft der beyden Brüder am meiſten unterhielt, ermordeten, und ihren König zwangen Frieden zu machen.

Die Einigkeit war aber von keiner Dauer. Theudebert war mißvergnügt, daß das Elſaß ihm entzogen worden, und wollte es durch Gewalt wieder mit Auſtraſien vereinigen. Die Großen von beyden Theilen ſuchten den Ausbruch eines förmlichen Kriegs zu hindern, und beyde Könige wurden eins, daß die Sache auf einer Zuſammenkunft zu Selz ſollte abgethan werden. Theuderich kam mit zehn tauſend Mann dahin, Theudebert mit einer ungleich größern Macht. Als er die Schwäche ſeines Bruders merkte, machte er ſich die Gelegenheit zu Nutz, und zwang ihn durch ſeine Uiberlegenheit an Mannſchaft, das Elſaß und die übrigen von Auſtraſien getrennten

Län-

Länder wieder heraus zu geben. So bald Theuderich nach Hauſe gekommen, ſuchte er den König Clotar zu gewinnen, und ſammelte alle ſeine Kräfte, um ſich an ſeinem Bruder zu rächen.

Nun ging erſt der Krieg hitziger an, als er jemahls geweſen, und die Erbitterung ſtieg auf das höchſte. Theudebert rückte ſeinem Bruder entgegen, ward aber bey Toul i. J. 612. auf das Haupt geſchlagen. Er entfloh zwar nach Zülphen, und ſammelte allda von Sachſen, Thüringern und andern Deutſchen Völkern, ſo viel er konnte; wurde aber das zweytemahl geſchlagen, und mußte nun die Flucht nach Cöln nehmen. Theuderich folgte ihm. Als ſich Theudebert zu Cöln nicht ſicher ſah, floh er weiter, ward aber eingeholt, nach Cöln zurück geführt, der königlichen Ehrenzeichen beraubt, und nach Chalons ins Gefängniß gebracht. Alſo erzählt Fredegar die Sache; der Lebensbeſchreiber des h. Columban hingegen meldet x), Brunehild habe ihm die Haare abſchneiden und ihn in ein Kloſter ſtecken, bald hernach aber gar umbringen laſſen. Aimoin y) und der Verfaſſer des Buchs, Geſta rerum Francorum z) erzählen die Sache wieder anders. Wenn dieſen zu trauen, ſo haben die Cölner ihrem Könige den Kopf abgehauen, und über die Mauern geworfen, um Theuderichen zu beſänftigen.

Nun war Theuderich Meiſter von Auſtraſien und Burgund, Eine ſolche Macht in den Händen eines jungen herrſchſüchtigen Monarchen kündigte ſchon

x) *Apud Surium d. XXI. Novemb.* c. 27. p. 477.

y) L. 3. c. 97. p. 150.

z) c. 38. p. 715.

voraus Unruhen und innerliche Kriege an. Das erſte, was er that, beſtand darin, von dem Clotar, der den übrigen Theil der Fränkiſchen Monarchie beherrſchte, ein gewiſſes Herzogthum a) zurück zu fodern, das er demſelben nur erſt abgetreten hatte, damit er in dem Kriege mit ſeinem Bruder Theudebert ihn entweder auf ſeine Seite brächte, oder doch neutral erhielte. Als Clotar ſich weigerte es zu thun, machte Theuderich die fürchterlichſten Anſtalten zu einem Kriege gegen ihn. Allein, ſein bald darauf erfolgter Tod befreyete den Clotar von ſeiner Furcht, und gab der ganzen Monarchie eine andere Geſtalt. Er hatte vier Söhne hinterlaſſen, nicht zwar aus einer rechtmäßigen Ehe, ſondern von Concubinen; denn Brunehild ſoll ſeine Verehelichung allezeit gehindert haben, aus Furcht, ihr Anſehen dürfte leiden, wenn eine Königinn bey Hofe wäre. Doch konnten, nach den Fränkiſchen Geſetzen, ſolche Prinzen eben ſo wohl den Thron beſteigen, als die aus rechtmäßigen Ehen entſproſſen waren. Brunehild ſäumte auch nicht, und ließ Sigeberten, den älteſten davon, ſogleich als König ausrufen. Aber die Großen von Auſtraſien ſo wohl, als Burgund, weil ſie befürchteten, die ihnen äußerſt gehäſſige Brunehild dürfte unter dem Nahmen dieſes ihres zwölfjährigen Urenkels die Regierung führen, wendeten ſich an den Clotar, und erſuchten ihn, Beſitz von beyden Reichen zu nehmen.

Clotar rückte ſo gleich mit einem Kriegsheere in Auſtraſien ein; Brunehild aber entflieht nach Worms, und ſchickt den Sigebert nebſt dem Major Domus Warnacar nach Thüringen, um allda eine Armee zuſammen

a) Die Geſchichtſchreiber heiſſen es Denteleni, oder Denzeleni, vermuthlich von dem Herzog, der es damahls verwaltete.

ſammen zu bringen; allein, auch Warnacar war ſchon heimlich auf Clotars Seite. Sigebert zieht endlich mit ſo viel Leuten, als er zuſammen bringen kann, dem Clotar entgegen, und in Champagne bey dem Fluſſe Aiſne treffen beyde Heere zuſammen. Als aber das Gefecht angehen ſollte, kehren die Auſtraſier plötzlich dem Clotar den Rücken. Dieſer folgte ihnen, wie die Verabredung bereits getroffen war, bis an die Saone. Hier brach die Verſchwörung vollends aus. Die Mißvergnügten bemächtigten ſich der drey königlichen Prinzen, des Sigeberts, Meroveus und Corbus, und überlieferten ſie dem Clotar. Der vierte, Childebert, ſetzte ſich aufs Pferd, ritt davon, ohne daß man jemahls erfahren hat, wo er hingekommen. Brunehild ſelbſt, die ſich zu Orbe in der Franche Comte aufhielt, ward durch den Connetable Erpo gefangen genommen, und dem Könige Clotar vorgeführet, der eine erſchreckliche, und kaum jemahls erhörte Rache an dieſer unglückſeligen Familie ausübete. Die zwey älteſten Prinzen, den Sigebert und Corbus ließ er ermorden; des Meroveus, weil er deſſen Taufpathe war, ſchonte er noch, und gab ihn dem Grafen Ingobod heimlich zu erziehen. Die Brunehild ließ er drey Tage lang auf das grauſamſte peinigen, hernach auf ein Kameel ſetzen, und in der ganzen Armee zur Schau herum führen, endlich mit den Haaren, einem Arm und Bein an den Schwanz eines unbändigen Pferdes binden, und zu Tod ſchleifen. Wenn Clotar allein dieſes unmenſchliche Urtheil ausgeſprochen hätte, könnte man denken, der von ſeiner Mutter Fredegunde ererbte Haß hätte ihn dazu bewogen; allein ihr Untergang war durch die Stimme der ganzen Nation beſchloſſen, und zwar einer Nation, welche

die, wo nicht ſchlimmere, doch gewiß eben ſo ſchlimme Fredegund ruhig dahin ſterben ließ.

Zu dieſem Haſſe kann nicht ihr von einigen ſpätern Schriftſtellern vorgegebenes unzüchtiges Leben, wenn man es auch für wahr annimmt, bloß allein Anlaß gegeben haben, noch der Mord von zehen Königen, deſſen ſie von Clotarn beſchuldiget worden; denn von dieſem Vorwurfe hat man ſie, wo nicht ganz, doch einiger Maßen frey geſprochen. Und geſetzt auch, ſie hätte den Chilperich ermorden laſſen, um ſich an der Fredegunde zu rächen, die ihren Gemahl, den König Sigebert, zuvor aus dem Wege geräumt hat; geſetzt, ſie hätte alle bürgerlichen Kriege veuraſcht, worin ſo viele Prinzen vom königlichen Geblüte ihr Leben verloren: ſo hätte doch dieſes die Nation nicht zu einer ſolchen Rache gereitzet, welche ſchon gewohnt war, von der Regierung eines Aſtes der königlichen Familie unter eines andern Herrſchaft zu kommen. Fredegar läßt uns nur von weiten einſehen, worin das wahre Verbrechen dieſer unglücklichen Königinn beſtanden. Sie machte den Protadius, einen Gallier von Geburt, zum Major Domus von Burgund; ſchon dieſes konnte die Franken gegen ſie aufbringen. Aber noch nicht genug; Protadius war ein argliſtiger, geitziger und ungerechter Mann, der unter dem Vorwand, dem königlichen Fiſcus das Seinige zuzuwenden, den Leuten das Ihrige nahm. Er ſuchte den Adel auf alle Weiſe zu erniedrigen, damit niemand mehr übrig wäre, den er zu fürchten hätte, daß er nach ſeiner Stelle trachte. Die Burgunder ermordeten endlich dieſen Protadius, wie wir ſchon gehöret haben. Brunehild machte wieder einen Gallier zum Major Domus, der zwar ein Mann von Verdienſten war, aber ſchon

deßwe-

deßwegen der Nation beſtändig unangenehm ſeyn mußte, weil er ein Gallier war. Sie übte noch dabey eine erſchreckliche Rache an denjenigen aus, die zu dem Tode des Protadius etwas beygetragen hatten. Dem Unzelenus, der die meiſte Schuld daran hatte, ward ein Fuß abgehauen; auch der Patritius Wulfus ward auf ihren Befehl ermordet, und an ſeiner Statt Ricomeres, gleichfalls ein Gallier, zum Patritius gemacht.

Brunehild eignete ſich die Güter der Ermordeten zu, wodurch ihre Rache noch gehäſſiger wurde. Hierin finden wir Urſachen genug, daß die Großen ihr nicht geneigt ſeyn konnten. Nichts mußte die Gemüther mehr aufbringen, als das Vorhaben, die zu dem Fiſcus gehörigen Güter wieder zurück zu fodern. Brunehild hatte nicht ganz Unrecht. Jeder wollte von dem Fiſcus haben, keiner wieder zurück geben. Aber die Zeit und Mittel zu einem ſolchen Vorhaben waren ſehr übel gewählt. Fredegund folgte hierin einer ganz entgegen geſetzten Politik. Sie ſuchte vielmehr die Großen zu gewinnen, ſo viel ſie konnte; wenn es auch auf Unkoſten des königlichen Anſehens, und Vermögens geſchah. Auch hat ſie in den gefährlichſten Umſtänden von ihnen Beyſtand erhalten. Sie halfen ihr zwey Battaillen gewinnen; und als Guntram ihr ſo gar ſtreitig machte, daß der junge Clotar kein Sohn von Chilperichen wäre, brachte ſie in kurzer Zeit drey hundert Eidshelfer (conſacramentales) auf, die mit ihr die rechtmäßige Geburt deſſelben beſchworen.

Bey ſo vielen Zerrüttungen mußte die innere Staatsverfaſſung, die Unterordnung und der Zuſammenhang der verſchiedenen Stände nothwendiger Weiſe

leiden. Zuvor ſchon hatten ſich die Großen oft bey entſtehenden bürgerlichen Kriegen von einem Theile zu dem andern gewendet, aber nur einzeln, ſo wie es das Intereſſe des einen oder des andern erheiſchete; jetzt aber machten ſie eine förmliche Verſchwörung, erklärten ſich öffentlich gegen ihren Herrn, und unterwarfen ſich einem andern. Man weiß nicht, ob dieſer Schritt gefährlicher für das königliche Anſehen war, oder jener des Clotar, der ihre Unterwerfung angenommen hat. Wir finden jetzt ſo gar Große, die einander öffentlich bekriegten, ſo, daß die Könige nicht einmahl es zu hindern im Stande waren.

Schon zu Guntrams Zeiten zeigt ſich aller Orten die Schwäche und der Verfall des königlichen Anſehens. Nichts war unerträglicher als die Ausſchweiffungen der Truppen, wenn ſie auf Märſchen waren. Jeder plünderte und raubte, ſo viel er konnte; das Volk in der Kirche, und die Prieſter am Altar waren nicht einmahl ſicher vor der Wuth derſelben b). Guntram beklagte ſich hierüber bey ihren Befehlshabern, die ihm jene bedenkliche Antwort gaben, die uns Gregorius v. Tours c) aufgezeichnet hat: " Niemand fürchtet den König, niemand ehret den „ Herzog oder Grafen, und wenn einer dieſes ahnden will, ſo entſteht gleich eine Empörung unter „ dem Volke, und jeder lehnt ſich dermaßen gegen „ ſeinen Herrn auf, daß, wenn er nicht ſchweigen gelernt

b) Multa homicidia, incendia praedasque in regione propria facientes, ſed et eccleſias denudantes, Clericos ipſos cum Sacerdotibus ac reliquo populo ad ipſas ſacratas Deo aras interimentes vſque ad vrbem Nemauſum proceſſerunt. GREGOR. TVR. L. 8. c. 30. col. 399. lit. C.

c) Ibid. col. 401. lit. E.

„ gelernt hat, er mit genauer Noth davon kommen „ wird.“ Ein anderes untrügliches Kennzeichen der Schwäche der Könige iſt, daß ſie oft die niederträchtigſten Mittel ergriffen, diejenigen von den Großen, deren Macht ihnen verdächtig war, aus dem Wege zu räumen. Von ſolchen Vorfällen iſt die Geſchichte des Gregorius Turonenſis und des Fredegar faſt ganz angefüllt.

So viel iſt wahr, daß die Veränderung nicht ſo wohl in Anſehung der innern Regierungsform, als vielmehr der Könige ſelbſt vorgegangen. Die Pharamunden ſo wohl, als Klodwigen und zuletzt der gute Guntram mögen von Rechts wegen einer ſo viel Gewalt und Macht gehabt haben, als der andre; aber Klodwig war an ſich ein ganz andrer Mann. Er zeigte ſich an der Spitze ſeiner Heere als Held, als Anführer und Soldat; Guntram und die übrigen Könige zu ſeiner Zeit blieben meiſtens zu Hauſe. Klodwig beſtrafte die Ausſchweiffungen ſeiner Leute auf der Stelle, und machte ſelbſt den Scharfrichter, wenn es darauf ankam; Guntrams Befehle gingen durch die zweyte und dritte Hand.

Dieſe Umſtände waren eben ſo wenig der Verbeſſerung der Sitten der Nation günſtig. Beſonders haben ſeit der zweyten Theilung der Fränkiſchen Monarchie unter den Söhnen Clotars I. alle Arten von Gewaltthätigkeiten, Mordthaten und Raubereyen außerordentlich überhand genommen. Man empfand bereits zur Genüge die Unbequemlichkeiten der Geldſtrafen, da die Nation nun in ganz andere Umſtände geſetzt war, als zuvor in Deutſchland. Daher machten Childebert und Clotar gegen das Jahr 593. ein Geſetz, daß die Mordthaten mit dem Tode ſollten be-

ſtrafet werden d). Childebert wiederholte daſſelbe gegen das Jahr 595. e), aber es wurde entweder nur gegen Leute von geringem Stande, und dieſes noch mit Unordnung, beobachtet; oder es kam gar nicht in Erfüllung. Gegen die Räuber und Diebe wurde eben dieſes verordnet; weil aber ein großer Mißbrauch damit vorging, befahl Clotar II. daß man niemand, wenn er nicht auf der That ertappet worden, eines Diebſtahls wegen unverhört umbringen ſollte f). Auch ging der Frauenzimmerraub ſo ſehr im Schwange, daß ſich endlich Childebert und die Nation genöthiget ſah, die Todesſtrafe darauf zu ſetzen; und wenn auch die geraubte Perſon mit verſtanden geweſen, ſollten beyde, falls ſie außer der Kirche betreten würden, mit dem Tode geſtraft werden, weil das gottloſe Laſter gar zu ſehr überhand genommen hat g). Allein, kaum eräugnete ſich ein Fall, ſo gaben ſich die Prieſter und andere gute Leute alle Mühe, die Sache beyzulegen. Wenn die Aeltern zufrieden waren, und man ſich über dasjenige vereinigt hatte, was der Räuber ſeiner künftigen Braut zum Bewitthum ausſetzen ſollte, ſo war alles geſchehen h). Man kann es daher dem Papſte Gregorius nicht übel nehmen, wenn er in einem Schrei-

ben

d) Apud HEINECC. Corp. J. G. A. pag. 471.

e) De homicidiis vero ita iuſſimus obſeruari, vt quicunque auſu temerario alium ſine cauſa occiderit, vitae periculum feriatur, et nullo pretio redemptionis ſe redimat aut componat, apud HEINECC. Corp. J. G. A. pag. 475.

f) *Edictum Clotarii II. apud HEINEC. Corp. J. G. A. pag.* 484.

g) *Decretio Childeberti apud eundem pag.* 474.

h) *MARCVLF. form.* L. 2. *form.* 16.

ben an die Königinn Brunehild dieſer Prinzeſſinn ein beſonders Compliment macht, daß ſie die wilden Herzen ihrer Landesleute (effera corda gentilium) zu lenken und zu regieren im Stande ſey, obſchon der Ausgang das Gegentheil gezeigt hat.

Die Nation hatte noch nicht einmahl hinlängliche Begriffe von den Rechten der Geſandten, die man ſonſt auch bey den roheſten Völkern antrifft. Um ſie unverletzlich und ſicher gegen Unbilden oder Beleidigungen zu machen, gab man ihnen manchmahl geweihte Stäbe in die Hände i). Nichts iſt poſſierlicher, als die innern Hof-Anekdoten, die uns Gregorius v. Tours gleichſam im Vorbeygehen aufbewahret hat. Die Königinn Fredegund und ihre Tochter Rigunth rauften und ſchlugen ſich unter einander ſo oft, daß endlich die Mutter der Tochter eine Truhe (Kiſte), da dieſe hinein griff etwas heraus zu nehmen, über dem Kopfe zuſchlug, um ſie zu erdroſſeln; welches auch geſchehen wäre, wenn nicht die Kammermägde dazu gekommen wären k). Eben dieſe Rigunth ſollte als Braut des Gothiſchen Königs nach Spanien abgeführet werden. Bey dem erſten Nachtlager gingen gleich 50 Mann von ihrem Gefolge durch, und nahmen 100 der ſchönſten Pferde mit ſich. Auf dem Wege ging es wieder ſo; wer nur konnte, lief davon, und ſchleppte etwas von dem Brautſchatze mit ſich fort. Endlich da noch während dieſer Reiſe der Todesfall ihres Vaters bekannt wurde, nahm der ihr zur Bedeckung mitgegebene Herzog Deſiderius, was noch übrig war, und ſperrte ſie zu Toulouſe ein l). Die Königinn Ingeltrud war ſo

i) GREGOR. TVR. L. 7. c. 32. col. 347. lit. b.
k) GREGOR. TVR. L. 9. c. 34. col. 458. lit. E.
l) GREGOR. TVR. L. 7. c. 9. col. 238. lit. A.

ſo ſehr gegen ihre Tochter aufgebracht, daß ſie noch vor ihrem Tode verordnete, man ſolle die Tochter ja nicht in dem von ihrer Mutter geſtifteten Kloſter, oder auf dem Grabe derſelben ihr Gebeth verrichten laſſen m). Und Auſtregild, des Königs Guntram Gemahlinn, erſuchte dieſen ihren guten Eheherrn, ihre zwey Leibärzte nach ihrem Tode ſo gleich umbringen zu laſſen, weil ſie glaubte, ſie wären Schuld an ihrem Tode; und Guntram hielt ihr auch Wort n).

Viertes Kapitel.

Clotar II. Einſchränkung der königlichen Macht. Dagobert. Sigebert II. Große Macht der Majorum Domus.

i.J.Ch. 631. Endlich ward Clotar Herr über die ganze Fränkiſche Monarchie. Sein Triumph war aber vielmehr ein Triumph der Großen über die Macht der Könige, als ſein eigener. Der Major Domus Warnacar, welcher ſo viel zur Erhöhung deſſelben beygetragen, ließ ſich ſo gleich verſprechen, daß man ihn lebenslang bey ſeinem Amte laſſen wolle, welches ungefähr ſo viel ſagen will: Warnacar ſoll Macht haben ungeſtraft zu thun, was er will.

End-

m) GREGOR. TVR. L. 10. c. 12. col. 496. Lit. D.

n) GREGOR. TVR. L. 5. c. 36. col. 244. Lit. E.

Endlich kam noch die ganze Nation zu Paris im Jahre 615. zuſammen, wo Clotar das berühmte Edict, welches man vielmehr einen Sicherheitsbrief für die Nation nennen könnte, unterſchreiben mußte. Geiſtliche und Weltliche ſuchten darin der königlichen Macht Schranken zu ſetzen. Um aber dieſes ſo merkwürdige Edict genauer kennen zu lernen, muß man bemerken, daß die Nation meiſtens ſelbſt Schuld daran geweſen, wenn die Könige ihre Gewalt mißbrauchten. Die Franken, anſtatt daß ſie auf dem Römiſchen Boden reicher geworden, wurden in der That ärmer, als zuvor. Je länger ſie ſich darauf aufhielten, deſto mehr häufeten ſich ihre Bedürfniſſe. Da aber die Gewaltthätigkeiten durch die Geſetze verbothen waren, und nicht ein jeder Herz genug hatte, denſelben Trotz zu biethen, ſo war kaum ein anders Mittel übrig, ſich kurz und geſchwind empor zu heben, als die Gnade der Könige. Man begehrte alles von ihnen, eigene und fremde, Kirchen- und Fiſcal-Güter, und Weiber ſo gar o). Die Könige

ihrer

o) Beſonders konnten ſich die alten Inwohner in die auch ihnen zu Theil gewordene Freyheit, der ſie zu ſehr entwohnt waren, nicht ſchicken. Dieſe waren hauptſächlich die Lehrmeiſter der Fränkiſchen Könige, in Anſehung des Gebrauchs ihrer Gewalt. Der erſte, den wir aus der Geſchichte wiſſen, daß er von dem Könige eine reiche Erbtochter zum Weibe verlangt, iſt ein gewiſſer Andarchius, ein Römer von Geburt. GREGOR. TVR. L. 4. c. 47. col. 188. Dergleichen Beyſpiele kommen noch mehrere bey dem Gregorius vor, indem es die Franken häufig nachgemacht. Man ſehe unter andern L. 6. c. 16. Gleichwie die Nation überhaupt mit der Gewalt, die ſich die Könige in dieſem Stücke heraus nahmen, unzufrieden war; alſo eiferten auch die Biſchöfe ſtark auf ihren Concilien gegen dergleichen praeceptiones

regias

ihrerſeits glaubten, alles geben zu können, was man von ihnen verlangte. Ihre ſchriftlichen Befehle hierüber wurden praeceptiones oder praecepta genannt.

In den letzten verwirrten Zeiten ſtieg der Mißbrauch davon auf das höchſte. Niemand konnte ſicher eine nur etwas beträchtliche Erbſchaft antreten, und jede reiche Wittwe, oder ledige Perſon mußte alle Augenblicke gewärtig ſeyn, daß ſie durch eine königliche Präception (Verordnung) einem Menſchen zu Theil wurde, von dem ſie in ihrem Leben nichts gehört oder geſehen hatte. Hauptſächlich betraf dieſes Schickſal diejenigen, die in beſonderm königlichen Schutze (mundeburde) ſtanden. Kein Wunder alſo, daß die Nation endlich dieſen Verordnungen Einhalt zu thun geſucht. Man hat ſchon eine Conſtitution, die man gemeiniglich Clotarn dem erſten zuſchreibt, worin unter andern verordnet wird, daß in den Erbfolgen die Geſetze genau ſollen beobachtet werden, und niemand die Erlaubniß haben ſolle, etwas dagegen zu erhalten (contra impetrandi) das iſt, eine königliche Präception ſich auszuwirken p), als wenn es nicht bey dem Könige ſelbſt geſtanden wäre, keine dergleichen geſetzwidrige Verordnungen zu ertheilen. Keiner ſoll durch unſer Anſehen, heißt es ferner, die Ehe einer Wittwe oder eines Mäd-chens

regias in Anſehung der Weibsperſonen ſo wohl, als der fremden Güter, und inſonderheit jener der Kirchen. Man ſehe unter andern *Can.* 1. *Conc. Pariſ.* 3. *A.* 557. *Tom. V. Conc. Labb. col.* 814.

p) Apud HEINECC. Corp. J. G. A. pag. 467.

chens verlangen q). Dieſe Mißbräuche hörten aber auch nach dieſer Conſtitution nicht auf; die Nation ſuchte ſich daher aufs neue bey Clotarn II. in dieſem Stücke ſicher zu ſtellen. Nebſt dieſen National-Beſchwerden hatten die Biſchöfe, und die Großen ihre eigenen. Inſonderheit wollten die erſteren den Königen nicht geſtatten die Bisthümer zu vergeben, wie ſie es von Klodwigs Zeiten gewohnt waren. Clotar mußte alſo verſprechen, daß er der Geiſtlichkeit und dem Volke die freye Wahl laſſen, und, wenn anders der Gewählte eine taugliche Perſon ſey, denſelben beſtätigen wolle. Mit den Beſetzungen der Bisthümer iſt es eben ſo, wie mit den ſchon gemeldeten Dingen ergangen. Klodwig würde ſich nicht darein gemiſcht haben, wenn ihm der Klerus nicht Anlaß dazu gegeben hätte. Der Uiberlauf bey Hofe von Leuten, welche Bisthümer und Benefizien ſuchten, war ſo groß, daß die Biſchöfe auf der erſten Kirchenverſammlung zu Orleans, welche unter Klodwigen gehalten worden, den Canon machten, daß kein Geiſtlicher ohne beſondere Erlaubniß ſeines Biſchofes ſich unterſtehen ſolle, nach Hof zu kommen, um etwas von dem Könige zu begehren. Und hätte Klodwig nur einen Augenblick zweifeln ſollen, daß er nicht geben konnte, was ſo viele Leute von ihm ſo inſtändig verlangten? zumahl ihm ſo viel daran gelegen war, die biſchöflichen Stühle mit Leuten beſetzt zu ſehen, auf deren Treue und Ergebenheit er ſich verlaſſen konnte; auch die Kaiſer ſelbſt, beſonders die Orientaliſchen, eben

q) Nullus per auctoritatem noſtram matrimonium viduae, vel puellae ſine ipſarum voluntate praeſumat expetere; neque per ſuggeſtiones ſubreptitias rapiantur iniuſte. *Ibid.*

eben dieſes Recht ſo vielfältig ausgeübet haben. Die Biſchöfe ſahen zwar bey dieſen Umſtänden ſchel darein, und verſäumten keine Gelegenheit ſich zu widerſetzen. In ihren Verſammlungen machten ſie mehrere Verordnungen, in denen die Wahlfreyheit feſt geſetzt ward. Allein, die Könige ließen ſie immerhin Verordnungen machen, und fuhren fort die Biſthümer zu vergeben, wie zuvor.

Jetzt war die Gelegenheit da, ſich deutlicher zu erklären, und von dem Könige eine förmliche Beſtätigung der Wahlfreyheit zu verlangen. Vielleicht aber waren die übrigen Großen den Biſchöfen nicht günſtig genug, weil ſie durch die Könige eher Hofnung hatten, zu Bisthümern zu gelangen, als durch freye Wahl; oder hatte der König ſelbſt die Geſchicklichkeit, eine Clauſel einrücken zu laſſen, durch welche er noch immer die Hände mit in den Wahlen behielt, und ſelbſt Perſonen nach Gefallen dazu befördern konnte? Wenn einer von Hof aus erwählt wird, heißt es zuletzt, ſoll auf das Verdienſt der Perſon und Gelehrſamkeit geſehen werden r). Der König konnte alſo noch immer Leute von Hof aus dazu befördern, wie er wollte. Daß es auch geſchehen ſey, ſehen wir ganz deutlich aus den Formeln des Markulf s), welche uns überhaupt den wah-

r) Dehinc perpetualiter obſeruetur, ita vt Epiſcopo decedente in loco ipſius, qui a Metropolitano ordinari debet cum prouincialibus, *a Clero et Populo* eligatur; et *ſi perſona condigna* fuerit per ordinationem Principis ordinetur; *vel certe ſi de palatio eligitur, per meritum perſonæ et doctrinæ ordinetur.* Edictum Chlotarii II. A. 615. c. I. pag. 481. apud HEINECC. Corp. J. G. ant.

s) MARCVLF. L. I. form. 5. Wobey noch zu merken iſt, daß Markulfs Formeln jünger ſind, als Clotars Edict.

wahren Zuſtand der Nation richtiger vorſtellen, als die öffentlichen Geſetze und die Geſchichtſchreiber.

Wegen der Gerichtsbarkeit über die Geiſtlichen ſo wohl in bürgerlichen als peinlichen Fällen waren ebenfalls ſchon Zwiſtigkeiten entſtanden. Was die Biſchöfe ſelbſt betrifft, ſo hatten ſie ſich in perſönlichen und Criminal-Fällen, oder überhaupt in ſolchen Verbrechen, auf welche durch die Kirchengeſetze die Abſetzung verhängt war, faſt gänzlich von der weltlichen Gerichtsbarkeit losgemacht. Auch in den Fällen, wo ſie der beleidigten Majeſtät, oder der öffentlichen Friedensſtörung wegen angeklagt wurden, getrauten ſich die Könige nicht, ein Urtheil über ſie zu fällen, ſondern überließen dieſes den Verſammlungen der Biſchöfe ſelbſt. Alsdann aber, wenn einer ſchuldig befunden und abgeſetzt wurde, legten ſie ihm manchmahl auch eigenmächtig eine Strafe auf, z. B. die Verweiſung in das Elend t). In andern Dingen, welche nicht ihre Perſonen, ſondern ihre ſo wohl, als die Kirchengüter angingen, ſtanden ſie wie die weltlichen Großen unter dem Könige, und mußten, wenn ſie belanget wurden, vor dem königlichen Hofgerichte erſcheinen u).

Nur war die Frage noch wegen der übrigen Geiſtlichkeit. Die Biſchöfe machten jetzt das Geſetz, daß kein Richter einen Prieſter, Diacon, oder andern Clericum, oder Kirchenbedienten ohne Vorwiſſen ſeines Biſchofs vor Gericht fodern, oder ein Urtheil über ihn ſprechen ſoll; wenn er es aber thun wird,

 ſoll

t) Ein merkwürdiges Beyſpiel findet man bey dem Gregorius von Tours. L. 5. c. 19. col. 228. lit. C.

u) MARCVLF. Form. L. 1. form. 26.

ſoll er aus der Gemeinſchaft der Gläubigen ausgeſchloſſen werden x). Dieſe Verordnung mag den König und die Großen in eine nicht geringe Verlegenheit gebracht haben. Von einer ſo unbedingten Befreyung der Geiſtlichen von der weltlichen Gerichtsbarkeit war zeither noch nichts in Frankreich bekannt; andrerſeits aber war es zu bedenklich für den König, die Geiſtlichen ſich zu Feinden zu machen. Er rückte alſo einen Artikel in ſein Edict ein, der ſehr ſchwer zu verſtehen iſt, und dieſes ohne Zweifel darum, weil daran gekünſtelt und gedreht, vielleicht auch gar, nachdem er ſchon aufgeſetzt war, einige Dinge erſt ſind eingeſchoben worden. So viel ſcheint der Sinn davon zu ſeyn, daß ein Richter in Civil-Fällen, wo die Sache ganz klar iſt, über die Geiſtlichen, die nur die geringern Weihen haben, ſeine Gerichtsbarkeit ſoll ausüben können, nicht aber über Prieſter und Diaconen; in Criminal-Fällen hingegen ſollen alle, ohne Unterſchied, nach den Canonen gerichtet werden, und der Richter ſoll ohne den Biſchof kein Urtheil fällen können y). So viel aber ſcheint endlich

x) Vt nullus iudicum neque presbyterum neque diaconum, vel Clericum vllum aut iuniores Eccleſiae ſine ſcientia Pontificis per ſe diſtringat, aut damnare praeſumat. Quod ſi fecerit, ab eccleſia, cui iniuriam irrogare dignoſcitur, tamdiu ſit ſequeſtratus, quamdiu reatum ſuum corrigat, et emendet. *Conc. Pariſin. A.* 615. *Canon.* 4. *apud LABB. Tom. V.* Col. 1650. lit. E.

y) Vt nullus iudicum de quolibet ordine clericos de ciuilibus cauſis, praeter criminalia negotia, per ſe diſtringere aut damnare praeſumat, niſi conuincitur manifeſtus: excepto presbytero aut Diacono. Qui vero conuicti fuerint de crimine capitali, iuxta Canones diſtringantur, et cum Pontificibus examinentur. *Edictum Clotar. II. apud* HEINECC. Corp. J. G. A. pag. 481.

endlich die herrſchende Praxis geworden zu ſeyn, daß zwar die weltlichen Richter auch in Civil-Sachen der Geiſtlichen zu ſprechen gehabt, jedoch nichts entweder ohne Vorwiſſen, oder ohne Beyſeyn der Biſchöfe haben vornehmen dürfen. Den Geiſtlichen ſelbſt war es dabey allemahl auf das ſchärfſte verbothen, ſich unter einander bey weltlichen Richtern zu verklagen.

Der König mußte auch, gleich Clotarn dem erſten, die Erklärung thun, daß die Erbfolgen nach den Geſetzen ungeſtört vor ſich gehen ſollen; daß, wo nur immer ein neuer Zins und eine neue Anlage mit Unrecht aufgebracht worden, ſolche wieder ſollen abgethan werden. Die Könige, als ſie merkten, wie ſehr ſie ihren Fiſcus durch die vielen Verſchenkungen an Geiſt- und Weltliche erſchöpft hatten, verfielen endlich auf die Gedankeu, neue Anlagen zu machen. Dieſe Sache hatte ſchon ſehr mißliche Folgen gehabt, und zu großen Klagen Anlaß gegeben. Clotar mußte ſich demnach zu der Abſchaffung derſelben anheiſchig machen. Endlich ſollen keine Präceptionen, in Anſehung der Heurath eines Mädchens, oder einer Wittwe, oder Nonne gegeben werden. Wenn wir das Edict ganz hätten, würde ſich vielleicht noch eines oder das andere in Anſehung dieſer Präceptionen aufklären.

Von der übrigen Regierung Clotars weiß man nur ſo viel, daß er nach dem Gebrauche ſeiner Vorfahren einige der Großen meuchelmörderiſcher Weiſe hat umbringen laſſen; daß er den Longobarden, nachdem ſich ſeine Miniſter von ihnen haben beſtechen laſſen, den jährlichen Tribut gegen eine gewiſſe Summe Geldes, die ſie auf der Stelle erlegten, nachge-

laſſen, ſeinem Sohne Dagobert aber noch bey Lebszeiten das Auſtraſiſche Reich abgetreten hat. Weil er aber einen Theil davon für ſich behielt, ſo wäre es einige Jahre darauf zwiſchen dem Vater und Sohne bald zu Thätlichkeiten gekommen. Die Auſtraſier, welche die Zergliederung ihres Reiches als ein ihnen ſelbſt angethanes Unrecht anſahen, mögen den Prinzen gegen den Vater gereitzet haben. Beyde ließen es auf den Ausſpruch von zwölf aus der Nation gewählten Schiedsrichtern ankommen, die dem Vater, was an der Loire und der Provence, dem Sohne aber, was zwiſchen dem Ardennerwald, dem Vogeſiſchen Gebirge, Neuſtrien und Burgund gelegen war, zuſprachen. Clotar ſtarb im Jahr 628, nachdem er 45 Jahre regieret hatte. Sonſt ſagt ein Geſchichtſchreiber von ihm, daß er geduldig, gelehrt, gottesfürchtig, ſehr freygebig gegen Kirchen, Geiſtliche und Arme, und gutthätig gegen jedermann geweſen; daß er aber die Jagd zu viel geliebt, und zuletzt ſich zu ſehr von Weibern und Mägden habe regieren laſſen, und daher von den Großen getadelt worden ſey z). In unſern Zeiten würde es wunderlich klingen, wenn man bey der Lobeserhebung eines Monarchen die Geduld als deſſen erſte rühmliche Eigenſchaft anſetzte; allein damahls, da die Nation noch roh und unbändig in ihren Leidenſchaften war, war es allerdings etwas ſeltenes, einen Menſchen, beſonders auf dem Throne zu finden, der ſie nur einiger Maßen zu bezähmen gelernt.

Dagobert folgte ſeinem Vater nebſt Auſtraſien auch in der Regierung der übrigen Länder, indem er die Geſchicklichkeit hatte, ſeinen jüngern Bruder Chari-

z) FREDEGAR, c. 42.

Charibert mit Beyſtimmung des Volkes davon auszuſchließen, dem er doch zuletzt noch einen Theil von Aquitanien zum Unterhalte anwies. Anfangs erwarb er ſich viel Hochachtung bey dem Volke, da er nach ſeines Vaters Tod eine Reiſe nach Burgund vornahm, die Klagen ſeiner dortigen Unterthanen anhörte, und jedem Gerechtigkeit ohne Anſehen der Perſon widerfahren ließ; beſonders aber den Großen, die ſich immer auf Unkoſten des Volks mächtiger zu machen ſuchten, Einhalt that. Er verdarb aber alles, da er ſelbſt, aus der den Fränkiſchen Königen gemeinen Begierde Schätze zu ſammeln, die Großen und die Kirchen um das Ihrige zu bringen ſuchte. Auf dieſe Art reden die Chroniken von ihm. Wahrſcheinlicher Weiſe ſuchte er nur den Plan der Brunehild wieder hervor, und wollte die alten Fiſcal-Güter, die vielleicht andere Könige zur Unzeit verſchenket, oder manche Große auf eine unrechtmäßige Art an ſich gebracht haben, zurück fodern. In ſolchen Umſtänden mußte ſich ein König allezeit gefaßt machen, daß man über Ungerechtigkeit ſchrie. Wenigſtens hat Dagobert, was er mit einer Hand genommen, mit der andern wieder hergegeben. Von ſeiner Freygebigkeit gegen die Klöſter iſt das von ihm geſtiftete, und noch zu unſern Tagen berühmte Kloſter zu St. Denys ein Beweis; es mag ihn nun ſeine Andacht zu dieſem Heiligen und die ſeiner Meinung nach von ihm erhaltenen Wohlthaten, oder die Begierde, den Nachruhm eines Stifters zu erhalten, dazu angetrieben haben. Faſt war dieſes das einzige Mittel den Weihrauch der damahligen Schriftſteller, die meiſtens Mönche waren, zu verdienen. Dem Dagobert fehlte es auch nicht an ſolchen Lobrednern, ob er ſchon ein ſo ausſchweiffendes Leben geführt, daß er, nebſt einer Menge von Beyſchlä-

ſerinnen, drey Weiber zugleich hatte, die den Titel der Königinnen führten.

i.J.Ch. 631. Unter Dagoberten bekamen die Franken das erſtemahl mit den Slaven zu thun. Die Urſache des Kriegs war, weil die Slaven einige Fränkiſche Kaufleute geplündert hatten, und keine Genugthuung dafür leiſten wollten. Dagobert ſchickte zwey Kriegsheere gegen ſie, davon eines aus Alemanniern, das andere aus andern Auſtraſiſchen Völkern beſtand; und wiegelte noch gegen ſie die Longobarden auf, daß dieſe, von Italien aus, einen Einfall in die Länder derſelben thaten. Die Alemannier und Longobarden waren glücklich, und kamen mit vieler Beute zurück; die Auſtraſier aber mußten auf eine ſchändliche Art die Flucht nehmen, welches man ihrer Untreue zuſchrieb, weil ſie auf Dagoberten theils wegen mehrerer angeblichen Unterdrückungen, theils, weil er nach ſeines Vaters Tod ſeinen Sitz nach Paris verlegt hatte, übel zu ſprechen waren. Die Slaven wurden dadurch ſo verwegen gemacht, daß ſie nun ohne Scheu ihre Streifereyen in die Fränkiſchen Provinzen unternahmen. Als endlich Dagobert den Auſtraſiern in der Perſon ſeines obgleich nur zwey-bis dreyjährigen Sohns Sigebert wieder
i.J.Ch. 632. einen eigenen König gab: ſo machten ſie ernſthaftere Vertheidigungsanſtalten gegen die Slaven.

i.J.Ch. 632. Bey Gelegenheit des Slaviſchen Kriegs ward den Sachſen ihr bisheriger Tribut von fünf hundert Kühen, die ſie zur königlichen Küche liefern mußten, nachgelaſſen, weil ſie ſich erbothen, die Slaven von dem Fränkiſchen Boden abzuhalten; welches ſie aber nicht zum beſten erfüllt haben, ſie mögen nun nicht gekonnt, oder nicht gewollt haben. Um den Slaven

beſſer gewachſen zu ſeyn, machte auch Dagobert einen gewiſſen Radulf zum Herzoge von Thüringen, der zwar viele Siege gegen ſie erfocht, dadurch aber ſo hochmüthig wurde, daß er ſich wenig mehr aus dem jungen Sigebert, oder vielmehr aus dem Herzoge Adalgiſil machte, der unter Sigeberts Nahmen Auſtraſien verwaltete. Dagobert ſtarb im ſechzehnten Jahre ſeiner Regierung. Als er merkte, daß i. J. Ch. 638.
er gefährlich krank war, ließ er ſich in die Kirche des von ihm geſtifteten Kloſters St. Denys bringen, in eben der Abſicht, in welcher vormahls die Königinn Fredegund ihre beyden Prinzen in die Kirche des h. Medardus hatte bringen laſſen. Allein, der h. Dionyſius that eben ſo wenig ein Mirakel, als der h. Medardus es gethan hat.

Sigebert behielt Auſtraſien, und der jüngere Prinz Klodwig folgte dem Vater in Neuſtrien und Burgund. Der erſte war nur neun, und der andere fünf Jahr alt. Sigebert hatte in der Perſon des Pipin ſeines Major Domus einen vernünftigen, und die Gerechtigkeit liebenden Mann zur Seite. Zu ſeinem Unglücke ſtarb dieſer gleich in dem erſten Jahre ſeiner Regierung. Der Sohn Pipins Grimoald wollte dem Vater in der Würde eines Major Domus folgen; ein gewiſſer Otho aber machte es ihm ſtreitig, und er konnte ſeinen Zweck nicht eher erreichen, als bis er dieſen Otho durch den Alemanniſchen Herzog Leutharis aus dem Wege räumen ließ. Das geringe Alter der Könige machte ſchon damahls, daß ſie zuſehen mußten, wenn ſich die Großen unter einander ſchlugen, wer das meiſte über ſie zu ſagen haben ſollte. So wie am Hofe wenig Ordnung mehr war; ſo fiel das königliche Anſehen an den Gränzen noch mehr. Unter andern machte ſich der mächtige

Herzog Radulf von Thüringen faſt ganz unabhängig. Der König verſammelte daher eine große Armee, und ging damit nach Thüringen. Radulf verſchanzte ſich auf einem Berge an der Unſtrut; allein, mehr ſich ſtützend auf das heimliche Verſtändniß, das er mit ſeinen Anhängern unter des Königs Armee unterhielt, als auf ſeine Verſchanzungen, fiel er eines Tages aus denſelben heraus, und richtete ein großes Blutbad unter des Königs Truppen an, der ſichs endlich für ein Glück ſchätzen mußte, daß ihn Radulf den Rückzug ungehindert über den Rhein nehmen ließ. Von dieſer Zeit an ſchien zwar Radulf noch dem äußerlichen Anſcheine nach die königliche Oberherrſchaft zu erkennen; an ſich aber that er, was er wollte. Die Baiern und Alemannier haben ſich, wo nicht um eben dieſe Zeit, doch bald darauf faſt in gleiche Verfaſſung und Unabhängigkeit geſetzt; wozu ihnen die nach Sigeberts Tod, der ungefähr im Jahre 656. erfolgte, entſtandenen innern Zerrüttungen unter den Franken ungemein günſtig waren.

Jetzt zeigten ſich bereits die üblen Folgen der zu großen Gewalt der Majorum Domus in voller Größe. Grimoald ging ſo weit, daß er ſeinen eigenen Sohn auf den Thron zu erheben gedachte. Er ließ zu dieſem Ende Sigebertens hinterlaſſenen jungen Sohn nach Irland bringen, und in Auſtraſien die Nachricht verbreiten, daß er nicht mehr am Leben wäre. Allein, Sigebertens Bruder Klodwig, König von Neuſtrien und Burgund, bekam Grimoalden durch die Verrätherey einiger Auſtraſier in ſeine Hände, und ließ ihn im Gefängniſſe hinrichten, worauf er ſelbſt Auſtraſien an ſich zog. Aber auch Klodwig ſtarb noch in eben dieſem Jahre. Sein älteſter Sohn Clotar III. folgte ihm in Neuſtrien

i. J. Ch. 656.

und

und Burgund. Weil aber die Auſtraſier einen eigenen König haben wollten, ſo wurde Klodwigs zweyter Sohn, Childerich II. entweder gleich, oder doch bald darauf zum König von Auſtraſien ernannt, und ihm Wulfoald zum Major Domus beygegeben.

Nach Clotars Tod ward Childerich, nach einigem Widerſtande des dortigen Major Domus Ebroin, i. J. Ch. 670. auch König von Neuſtrien und Burgund. Der Anfang ſeiner Regierung war ruhmwürdig. Er machte ſich aber, nachdem er den Biſchof Leodegar, der das meiſte zu ſeiner Erhöhung beygetragen hatte, vom Hofe entfernet, durch Grauſamkeit und andre Ausſchweiffungen verhaßt, und ward von einigen Verſchwornen auf einem Luſthauſe nahe bey Chelles ermordet. i. J. Ch. 673. Die Neuſtrier machten hierauf ſeinen noch übrigen Bruder Theodorich zum König; die Auſtraſier hingegen wollten nichts von ihm hören. Die Eiferſucht und Feindſchaft zwiſchen beyden Reichen, ob ſie ſchon eigentlich nur zwey Theile des nähmlichen Reiches ausmachten, nahm täglich zu. Wenn nur ein einziger König alle beyde beherrſchte, beſorgte immer ein Theil, der andere möchte zu viel zu ſagen haben. Inſonderheit wollten die Auſtraſier keinem Major Domus, der ein Neuſtrier von Geburt war, und die Neuſtrier keinem Auſtraſier gehorchen. Die feinſte Politik der nachherigen Majorum Domus, des Pipin und ſeiner Nachfolger, beſtand darin, daß ſie ſich dieſe Denkungsart beyder Reiche zu Nutz zu machen, und ihr eigenes Intereſſe mit der Auſtraſier ihrem auf das engſte zu verknüpfen gewußt haben.

Die

Die Auſtraſier nahmen dießmahl den von dem Major Domus Grimoald nach Irland verſchickten Prinzen Dagobert II. zum Könige an. Als auch dieſer durch einige Mißvergnügte umgebracht wurde, wollten ſie ſich noch nicht unter Theodorichs Herrſchaft bequemen. Sie erklärten vielmehr den Pipin und Martin, beyde Enkel des ehemaligen Biſchofs zu Metz, des h. Arnulf, der ſchon zu Dagoberts des erſten Zeiten vieles unter den Franken zu ſagen gehabt, zu Herzogen von Auſtraſien, und übertrugen ihnen unter dieſem Titel die ganze Regierung. Durch dieſen Schritt der Auſtraſier ward der Grund zu einer gänzlichen Veränderung in der Monarchie gelegt. Pipin, ein Mann von trefflichen Einſichten, tapfer im Felde, zu Hauſe billig und gerecht, wußte ſich und ſeine Nachkommen in der neuen Würde feſt zu ſetzen, und ward der Vater Karl Martels, der Großvater Pipins, und Urgroßvater Karls des Großen, einer Reihe von Helden, die man noch nicht in einer Familie beyſammen, und von Vater zu Sohn auf einander hat folgen ſehen.

Es war nicht ſo wohl die Perſon Theodorichs, die ſie verabſcheueten, als die Perſon des Neuſtriſchen Major Domus Ebroin, eines hochmüthigen und rachgierigen Mannes, der damahls im Beſitze Theodorichs war. Denn ſo weit war es gekommen, daß die Könige nicht viel beſſer waren, als die Reichskleinode in den mittlern Zeiten bey uns und andern Reichen, die, ob ſie ſchon nur ein todtes Meuble waren, doch demjenigen unter verſchiedenen Kron-Candidaten ein beſonders Anſehen verſchafften, der ſie in den Händen hatte, und eines der erſten Dinge waren, deſſen ſie ſich zu verſichern ſuchten. Ebroin, der ſich eben deßwegen mehr heraus nahm, weil

weil er den König in ſeiner Gewalt hatte, überzog die Auſtraſier mit Krieg, um ſie zu zwingen, den Theodorich für ihren König zu erkennen, oder vielmehr um ſie unter deſſen Nahmen zu beherrſchen. Pipin und Martin wurden zwar geſchlagen, und Martin ſo gar, nachdem er mit Liſt an Theodorichs Hof gelockt worden, daſelbſt ermordet; allein, Pipin ließ den Muth nicht ſinken. Er wußte, deſſen ungeachtet, ſein Anſehen in Auſtraſien zu behaupten; und als endlich Ebroin von einem vornehmen Franken erſtochen worden, fand der neue Major Domus in Neuſtrien Waratto ſelbſt für gut, mit den Auſtraſiern Frieden zu halten. Unter ſeinem Nachfolger Berthar kam es zwar wieder zum Krieg; allein, Pipin war ſo glücklich, ihn ſammt ſeinem Könige auf das Haupt zu ſchlagen, und ſich der Stadt Paris, der königlichen Schätze, und der Perſon des Königs ſelbſt zu bemächtigen. Er ließ ihm zwar den Nahmen eines Königs, um ſich nicht bey der Nation gehäſſig zu machen, welche doch einmahl einen König haben wollte; in der That aber hatte er die höchſte Gewalt in Händen. Der König mußte ihn zum Major Domus der ganzen Monarchie machen, und in dieſer Eigenſchaft regierte er ſie nach Gefallen.

i. J. Ch. 681.

i. J. Ch. 687.

Die Neuſtrier mußten ihm nun als Sieger gehorchen; und die Auſtraſier, welche durch ihn das lang geſuchte Ubergewicht über die Neuſtrier erhalten hatten, thaten es freywillig. Er wußte aber auch ſeine Gewalt auf eine ſolche Art zu gebrauchen, daß er ſich bald das allgemeine Zutrauen erwarb. Er hielt dadurch die Nation gefeſſelt, ohne daß ſie es ſelbſt wußte. Damit es nicht das Anſehen haben möchte, als wenn er allein alles willkührlich für ſich

thäte,

thäte, ſtellte er das alte Märzfeld wieder her, das iſt, jene Verſammlung des Volkes, die in den alten Zeiten alle Jahr zu Anfange des März gehalten wurde. Man berathſchlagte ſich auf derſelben über die innern und äußern Reichsangelegenheiten. Nichts war nothwendiger, als dem bey der bisherigen Anarchie überhand genommenen Rauben und Morden zu ſteuern. Pipin ergriff die kräftigſten Maßregeln dagegen. Auch wurde für den Kriegsſtaat, und die Vertheidigung des Reiches geſorget. Der König hatte bey den öffentlichen Handlungen den Vorſitz, aber nicht viel beſſer, als eine Marionette, die man nach Gefallen lenkt, und ſprechen läßt, wie man will.

Nachdem Pipin das Innere der Monarchie in Ordnung gebracht, war er darauf bedacht, die Völker, die bey dieſen Unruhen ſich von der Oberherrſchaft der Franken losgemacht hatten, wieder zum Gehorſam zu bringen. Er that zu dieſem Ende mehrere Feldzüge gegen die Friſen, Baiern und Schwaben; wir werden aber aus dem folgenden ſehen, daß die gänzliche Unterwerfung derſelben unter ihm nicht zu Stande gekommen.

In Neuſtrien hatte er einen gewiſſen Norbert zurück gelaſſen, um die Neuſtrier ſo wohl, als den König zu beobachten. Nach deſſen Tod ſchickte er ſeinen eigenen Sohn Grimoald dahin; und als dieſer zu Lüttich ermordet worden, ſetzte er an deſſen Stelle ſeinen Enkel, Grimoalds hinterlaſſenen Sohn, den jungen Theudebald, zum Major Domus von Neuſtrien ein. So groß war bereits ſeine Macht. Er ſelbſt ſtarb im Jahre 714. Von ſeiner Gemahlinn Plectrudis hatte er zwey Söhne, den Drogo

und

und den erſt genannten Grimoald; von der Alpais, die er noch bey Lebzeiten der Plectrud ſich beygelegt hatte, den berühmten Karl, mit dem Zunahmen Martel, und Childebranden. Nebſt ſeinen perſönlichen Eigenſchaften half ihm meiſtens der frühzeitige Tod mehrerer Könige ſein Anſehen befeſtigen. Ein beſonders Schickſal wollte, daß die Fränkiſchen Könige von Sigeberten III. an meiſtens in der Blüthe ihres Alters ſtarben, und andere in ſehr jungen Jahren ihnen folgten. Theodorich, den endlich die Auſtraſier als König erkannt, ſtarb im Jahre 691.; ſein Nachfolger Klodwig III., von dem man nichts weiß, als daß er König geweſen, vier Jahre darnach im Jahr 695. Sein Nachfolger Childebert, III. war zwölf Jahr alt, als er ihm in dem Nahmen eines Königs gefolgt, und ſtarb im Jahr 711. Ihm folgte ſein Sohn Dagobert III. der ebenfalls nur zwölf Jahr alt war.

Fünftes Kapitel.

Karl Martel. Pipin. Abſetzung Childerichs III.

Der Tod Pipins ermunterte den König Dagobert, oder vielmehr die Neuſtrier, einige Verſuche zu machen, ſich von der Oberherrſchaft der Familie Pipins, und der Auſtraſier überhaupt, zu befreyen. Die Umſtände ſchienen ungemein günſtig zu ſeyn, da in Pipins eigenem Hauſe Zwiſtigkeiten entſtanden. Plectrud, deſſen hinterlaſſene Gemahlinn, welche die Vormundſchaft über den zum Major Domus von Neuſtrien ernannten jungen Theudebald führte, war ihrem Stiefſohne Karl nicht geneigt, und hielt ihn zu Cöln im Verhafte. Da auch dieſer einen ſtarken Anhang in Auſtraſien hatte, ſchien ein innerlicher Krieg nicht mehr entfernet zu ſeyn. Plectrud wollte ſich von Neuſtrien verſichern, ehe noch die Mißvergnügten zu mächtig geworden. Sie ſchickte daher den jungen Theudebald mit einer zahlreichen Armee von Auſtraſiern dahin; allein die Neuſtrier überfielen ihn, und machten ſein Gefolge meiſtens nieder. Theudebald ſelbſt wurde kaum noch durch die Flucht gerettet. Die Neuſtrier wurden durch dieſen Sieg ſo muthig, daß ſie ſich einen eigenen Major Domus in der Perſon des Raginfried wählten, der bald einen Einfall in Auſtraſien that, und alles bis an die Maas verheerte. Hingegen fand Karl ſeinerſeits Mittel zu entwiſchen, und bekam ſo gleich ſtarken Anhang unter den Auſtraſiern, die bereits des Weiber-Regiments müde waren, und ſich nach einem tapfern Anführer ſehnten. Da inzwiſchen der König Dagobert

bert ſtarb, übergingen die Neuſtrier deſſen jungen Sohn, weil ſie ihn Alters wegen nicht für tauglich hielten, ihre Abſichten gegen die Auſtraſier auszuführen, und wählten an ſeiner Statt einen noch übrigen Sohn Childerichs, der den geiſtlichen Stand angenommen hatte, unter dem Nahmen Chilperichs II. zum Könige. i.J.Ch. 715.

Der neue König ließ ſeine erſte Sorge ſeyn, jenes Gebäude niederzureiſſen, das Pipin aufgeführt hatte. Er machte mit den Friſen ein Bündniß, daß auch dieſe die Auſtraſier angreiffen ſollten; ſeinerſeits aber rückte er mit einem Heere bis vor Cöln, wo Plectrud mit ihren Enkeln ſich aufhielt. Plectrud, die vielleicht dem Karl nicht traute, der zum Entſatz von Cöln herbey eilte, ſuchte ſich mit Geld abzukaufen, welches die Neuſtrier um ſo eher geſchehen ließen, da bereits Karl, vor dem ſie ſich mehr fürchteten als vor einem Weibe, im Anzuge war. Dieſes half ihnen aber wenig. Karl ſetzte ihnen nach, holte ſie nicht weit von dem Kloſter Stablo ein, da ſie ſich deſſen am wenigſten verſahen, und richtete eine große Niederlage unter ihnen an.

Im folgenden Jahre ſuchte Karl die Neuſtrier i.J.Ch. 717. mit einem ſtarken Heere auf ihrem eigenen Grund und Boden heim. Unweit Cambrai kam ihm Chilperich mit ſeinem Major Domus entgegen. Karl erboth ſich zum Frieden, wenn man ihn in die Stelle ſeines Vaters wollte treten laſſen; allein, weder dem Könige, noch dem Major Domus, der das meiſte dabey verloren hätte, war ſolches anſtändig. Beyde foderten ihn vielmehr zum Treffen

heraus. Karl nahm es an, und blieb Sieger. Der König ward bis nach Paris gejagt. Dieſer Sieg brachte Karln doppelten Vortheil. Die Neuſtrier wurden nun geſchmeidiger, und die Auſtraſier, die es noch mit Plectrud hielten, wendeten ſich vollends auf ſeine Seite. Plectrud ſelbſt öffnete Cöln, und lieferte ihm die Schätze ſeines Vaters aus.

Weil die Nation noch immer an das Schattenbild eines Königs gewöhnet war; ſo ſtellte Karl theils ihr zu Gefallen, theils dem Neuſtriſchen Könige Chilperich zum Trotze einen Prinzen unter dem Nahmen
i.J.Ch. Clotar als König auf. Man hat zu wenig Nach-
717. richten von ihm, um ſicher beſtimmen zu können, wie nahe er mit dem königlichen Hauſe verwandt geweſen; doch hält man ihn für einen Sohn des Auſtraſiſchen Königs Dagobert II. Chilperich, der aus Karls Anſtalten wohl merkte, daß er auf nichts anders umgehe, als ihn gänzlich zu unterdrücken, ſuchte Hilfe bey dem Aquitaniſchen Herzoge Eudo. Dieſer Schritt war deſto bedenklicher, da Eudo in Anſehung der Fränkiſchen Monarchie ſich mehr hat zur Laſt kommen laſſen, als Karl und deſſen Vorfahren. Dieſe thaten ihr ſelbſt keinen Abbruch, ſondern nur der Macht der Könige; hingegen hatte ſich Eudo gänzlich von derſelben getrennet. Beyde ſtießen mit ihren Armeen zu Paris zuſammen. Karl rückte auch herbey, und zu Soiſſons kam es zu einem dritten
i.J.Ch. Treffen, worin Karl abermahl den Sieg davon trug.
719. Chilperich floh dießmahl mit dem königlichen Schatze bis nach Aquitanien. Karl hingegen ließ ſeinen Clotar als König von Neuſtrien und Burgund, ſich aber als deſſen Major Domus erkennen. Der bald erfolgte Tod dieſes Prinzen machte endlich, daß Karl ſelbſt dem Chilperich antrug, ihn als König zu erkennen

kennen, und mit dem Eudo Frieden zu erhalten, wenn ihm Chilperich ſeine Stelle beſtätigte. Chilperich und Eudo waren froh, auf ſolche Art aus einem ſo gefährlichen Handel zu kommen. Chilperich, der nichts als den leeren Nahmen eines Königs davon trug, genoß auch deſſen nicht lange. Ihm Jahr 720. ſtarb er, und hatte Theodorichen, einen Sohn Dagoberts III. zum Nachfolger.

Da Karl Niemand mehr fand, der ſich ihm hätte widerſetzen können, dachte er, nach dem Beyſpiele ſeines Vaters, an die Wiedereroberung von Baiern und Schwaben. Nachdem er ganz Schwaben mit ſeinem Heere durchſtreifet, ging er über die Donau nach Baiern; und kam endlich mit vieler Beute nebſt der Bilitrude, des Bairiſchen Herzogs Grimoald Wittwe, und ihrer Nichte Sunehild, die er zur andern Gemahlinn nahm, zurück. Es ſcheint, damahls haben ſich dieſe Länder, wenigſtens auf eine Zeit lang, wieder unter Fränkiſchen Herrſchaft bequemt. Die verſchiedenen Deutſchen Nationen hatten die Idee noch nicht, einen einzigen für ſich beſtehenden Staatskörper auszumachen. Eine jede handelte nur für ſich; die Kräfte der Franken hingegen waren jetzt wieder vereiniget, und die Nation ſelbſt durch die innerlichen Kriege deſto tapferer geworden. Die Fränkiſchen Geſchichtſchreiber thun auch noch von einem Zuge gegen die Sachſen Meldung, in welchem ein großer Theil ihres Landes verwüſtet, und ein Theil der Nation den Franken zinsbar gemacht worden.

Bis daher hat ſich Karl nur um ſein eigenes Haus, und um die Fränkiſche Monarchie verdient gemacht. Nun bekam er auch Gelegenheit dem ganzen Europa, und der chriſtlichen Religion inſon-

derheit, den wichtigſten Dienſt zu leiſten, da er über die in Gallien eingefallenen Saracenen einen der herrlichſten Siege erfocht. Dieſe Gäſte waren in Arabien zu Hauſe. Ammian Marcellin, der ſie ungefähr drey hundert Jahre zuvor kennen gelernt, beſchreibt ſie folgender Maßen: “ Sie gehen halb „ nackend — keiner berührt den Pflug, oder pflanzt „ einen Baum. Sie irren immer in ihren weitſchichtigen Feldern herum, ohne Haus, ohne gewiſſe Wohnung oder Geſetze. Weder der nähmliche Himmel, noch der nähmliche Boden gefällt „ ihnen lange. Ihr Leben beſtehet in einer immerwährenden Flucht. Die Weiber werden auf eine „ Zeit lang gemiethet, und damit es einigen Anſchein „ der Ehe habe, bringt das Weib dem Manne zur „ Mitgift einen Spieß und ein Zelt mit. Wenn die „ Miethzeit vorfloſſen iſt, geht ſie ihres Weges, „ wenn es ihr nicht gefällt. Auf ſolche Art ziehen „ ſie herum, ſo lange ſie leben, ſo, daß das Weib „ an einem Orte heurathet, an einem andern ihre „ Kinder zur Welt gebährt, und an einem dritten ſie aufzieht. Ihre Nahrung beſteht in Wildpret, Milch und Kräutern; die wenigſten wiſſen „ etwas von Wein, oder Brod a).

Wer hätte es wohl glauben ſollen, daß ſolche Leute der Schrecken des Orients und Occidents, und einiger Maßen auch die Lehrmeiſter werden ſollten b)? Mahomet war es, ein geborner Araber, der

a) AMMIAN. MARCELLIN. *Hiſt.* L. 14. c. 3.

b) Nebſt mehrern medieiniſchen Büchern iſt auch Ariſtoteles durch ihre Hände zu den Lateinern gekommen, von dem wir noch hören werden, was er für eine Revolution in den Wiſſenſchaften geſtiftet.

der ſich unterfangen, die Sitten dieſes rohen Volkes umzuſchaffen. Er gab ihnen Religion und Geſetze, vereinigte die verſchiedenen von einander unabhängigen Stämme und Nationen, und vermöge des ſtärkeſten Enthuſiasmus, den er ihnen einflößete, machte er ſie zu Eroberern, die ſich in kurzer Zeit Perſien, Syrien, Aegypten, Afrika und Spanien unterwarfen, und zu der nähmlichen Zeit, als ſie an dem einen Ende von Europa Conſtantinopel belagerten, an dem andern über die Pyrenäen gingen um Gallien zu bezwingen. Wenn ihnen die Eroberung von Conſtantinopel gelungen wäre, ſo hätten ſie Europa von zweyen Seiten in die Mitte gefaßt. Allein, Conſtantinopel ward durch ſeine ſtarken Mauern, und das berühmte Griechiſche Feuer gerettet, und in Gallien kamen ſie funzig Jahr zu ſpät an. Karl, welcher nun ſchon zu ſiegen gewohnt war, und eine eben ſo kriegeriſche Nation commandirte, ging ihnen beherzt entgegen, und ſchlug ſie zwiſchen Tours und Poitiers durch Hilfe des Aquitaniſchen Herzogs Eudo auf das Haupt. i.J.Ch. 732.

Nachdem die Saracenen durch ihre große Niederlage auf eine Zeit lang zur Ruhe waren gebracht worden, konnte Karl ſeinen übrigen Feinden deſto beſſer begegnen. Das merkwürdigſte, was er in dieſer Zwiſchenzeit gethan hat, iſt die gänzliche Bezwingung der Friſen. Sie hatten von allen Zeiten her den beſondern Vortheil der Lage ihres mit Sümpfen und Moräſten angefüllten Landes. Allein, das Genie Karls fand eben den Weg, welchen vor Zeiten Druſus gefunden hat. Er bauete eine Flotte, und führete ſeine Truppen zur See in Frisland, wo alles in deſto größerer Verwirrung war, je unvermutheter ihnen Karl über den Hals kam. Die Fränkiſchen

Geſchichtſchreiber melden, Karl habe den Friſiſchen Herzog Poppo im Treffen erlegt, die Haine und Götzenaltäre zerſtöret, und das Land ſich unterwürfig gemacht.

Nach dieſem glücklichen Unternehmen regten ſich auch die Saracenen oder Araber wieder, welches Karln nur Gelegenheit gab, neue Lorbeeren zu ſammeln, die ihm deſto mehr Ehre machten, je größer der Ruf dieſes Volkes in allen damahls bekannten Welttheilen war. Ein gewiſſer Maurontius in der Provence hatte ſie zu Hilfe gerufen. Die Städte Avignon und Vienne waren bereits von ihnen erobert. Karl ſchickte ſeinen Bruder Childebrand, Avignon zu belagern, welcher es auch that; und als endlich Karl ſelbſt mit friſchen Völkern ankam, ward es mit Sturm erobert. Karl drang in Septimanien vor bis nach Narbonne, welche Stadt die Saracenen zu ihrem Waffenplatze gewählet hatten. Ein Haufen derſelben landete zwiſchen Narbonne und Leucate, um Narbonne zu entſetzen. Karl ging ihnen entgegen, und machte ſie faſt alle nieder; doch konnte er Narbonne nicht erobern. Hingegen nahm er andere Städte ein, und machte, daß den Saracenen die fernere Luſt, in Gallien einzufallen, verging.

Karls Anſehen wuchs durch ſeine vielfältigen Siege ſo ſehr, daß nun auch auswärtige Reiche anfingen auf ihn als ihren Retter zu ſehen, und ihr Schickſal ſeinen Händen anzuvertrauen. Wir haben gehöret, wie, und wann die Longobarden nach Italien gekommen ſind. Bis daher war Italien zwiſchen ihnen und den Griechen getheilt. Der Kaiſer Mauritius machte noch einige Verſuche, die Longobarden durch Hilfe der Franken zu bezwingen; nach ihm

aber

aber griffen die letztern immer weiter um ſich. Rom kam einige Mahl ſehr ſtark dabey in das Gedränge. Dieſe Stadt hatte nun eine ganz beſondere Verfaſſung. Sie erkannte zwar die Oberherrſchaft der Kaiſer zu Conſtantinopel, und die Päpſte ſelbſt mußten erſt von den Exarchen zu Ravenna beſtätiget werden, ehe ſie von ihrer Würde Beſitz nehmen durften; doch hing ihre innere Verfaſſung meiſtens von ihr ſelbſt ab. Die Kaiſer hatten keine eigene Macht in Italien; was von Truppen da war, wurde von den Italienern ſelbſt unterhalten; ſie mußten alſo einiger Maßen froh ſeyn, wenn dieſe noch unter ihnen ſtehen wollten. Die Italiener hielten ſich aber gern an die Kaiſer, weil dieſe doch immer ein großes Anſehen hatten, und wenigſtens durch Intriguen, woran der Orientaliſche Hof allezeit fruchtbar war, und durch Geld ihnen gegen ihre gemeinſchaftlichen Feinde, die Longobarden, beyſtehen konnten. Sonſt hatten die Päpſte, was die Stadt Rom inſonderheit und ihr Gebieth angeht, ſchon damahls ſo wohl in Staats- als innern Angelegenheiten das größte Anſehen. Ihr großes Patrimonium, und ihre Einkünfte waren für die Römer gleichſam eben das, was ſonſt Sicilien und Aegypten geweſen; auch, wenn es fehlte, mußten ſie die Truppen bezahlen, welche damahls die Stadt unterhielt. Je größer das alte Rom geweſen, deſto verächtlicher waren ſeine damahligen Bewohner. All ihr voriges Anſehen war verſchwunden, und das jetzige, was ſie noch hatten, kam aus einer ganz andern Quelle, nähmlich von den Apoſteln Petrus und Paulus, gegen welche auch die Barbaren die größte Ehrerbiethung hegeten, und wegen derſelben auch gegen die Päpſte. Die Kaiſer aber ſelbſt mußten letzteren gute Worte geben, theils wegen des großen Anſehens derſelben in Italien, theils aber wegen der

ewigen Religions-Streitigkeiten, die zu Conſtantinopel geführet wurden, da die Meinung der Päpſte allemahl die Meinung des ganzen Occidents war.

Eben ein ſolcher Religionsſtreit machte endlich der Herrſchaft der Kaiſer über Rom gar ein Ende. Die Frage war, ob man die Bilder der Heiligen verehren ſolle. Der Kaiſer Leo Iſauricus wollte die Bilder und ihre Verehrung aller Orten abgeſchafft wiſſen, und gab darüber ein beſonderes Edict heraus, welches er auch nach Italien ſchickte. Allein, der Papſt widerſetzte ſich, und ermahnte die Italiener, ſich vor dieſer Lehre als einer Ketzerey zu hüten. Alles gerieth hierauf in eine Gährung. Die kaiſerlichen Soldaten zu Ravenna, Rom und an andern Orten, die faſt durchgehends geborne Italiener waren, wollten dem Kaiſer förmlich den Gehorſam aufkünden, und ſich einen andern wählen; welches aber der Papſt, nach dem Zeugniſſe des Paulus Diac. hinderte c). Es iſt daher auch nicht glaublich, was einige vorgeben, daß ſich damahls die Römer dem Gehorſam der Kaiſer ganz und gar entzogen, und noch viel weniger, was einige Griechiſche Geſchichtſchreiber vorbringen, als wenn der Papſt den Kaiſer excommuniciret, und des Reiches entſetzt hätte. Es war die Zeit noch nicht, daß ſich die Römer nur von weiten konnten einfallen laſſen, einen beſonderen Staat ausmachen zu wollen.

Da ſie auf allen Seiten die Longobarden zu Nachbarn hatten, welche von ihnen tödtlich verabſcheuet wurden, ſo erfoderte es die Politik und geſunde Vernunft, die Sache mit den Griechen nicht gänzlich zu verderben. Daß es aber ſo weit gekommen, daß

c) *De geſtis Langobard. L. 6. c. 49.*

daß man nur gehorchte, ſo viel man wollte, und nach vorläufiger Unterſuchung der Sache, iſt gewiß. Ihr Zuſtand in dieſer Zwiſchenzeit bis auf Karln den Großen läßt ſich nicht beſſer ausdrücken, als durch das, was Tacitus von den Armeniern ſagt, daß ſie mehr ohne Herrn als in der Freyheit (magis ſine domino quam in libertate) gelebt hätten d); ſie gehorchten dem damahligen Kaiſer nicht; ſie waren aber auch nicht in eigentlichem Sinne frey, indem ſie als ein Theil des Römiſch-Griechiſchen Reiches angeſehen ſeyn wollten.

Mit den Longobarden verhielt ſich die Sache ganz anders. Auch dieſe nahmen Theil an dem Bilderſtreite; und als der Exarch Paulus den Papſt aus Rom gefangen hinweg führen wollte, zogen ſie den Römern zu Hilfe, und hinderten den Exarchen an ſeinem Vorhaben; zugleich aber ſahen ſie die Abneigung der Italiener gegen den Kaiſer als eine erwünſchte Gelegenheit an, den Griechen das Ihrige in Italien vollends wegzunehmen. Ihr König Luitprand griff um ſich, und eroberte eine Stadt nach der andern. So ſehr der Papſt und die Römer mißvergnügt waren: ſo konnten ihnen doch die großen Fortſchritte der Longobarden nicht gleichgiltig ſeyn, indem ſie alle Augenblicke beſorgen mußten, die Longobarden möchten, nachdem ſie den Uiberreſt der Griechen verſchlungen, ſich auch an Rom wagen. Als daher der Exarch ſich nach Venedig gewendet hatte, um dort Hilfe zu ſuchen, ermahnte der Papſt gleichfalls den Venetianiſchen Herzog Urſus, den Griechen die Stadt Ravenna wieder erobern zu helfen, welches auch geſchah. Dieſes hätte zu einer gänzlichen Aus-

d) *Annal.* L. 2. c. 4. p. 95.

Ausſöhnung beyder Parteyen dienen ſollen. Allein, die Sachen waren zu weit gekommen, und waren von ſolcher Beſchaffenheit, daß kein Theil glaubte nachgeben zu können. Leo wiederholte ſeine Befehle und Drohungen; und der Papſt ſo wohl, als die Römer fuhren fort ſich nicht daran zu kehren. Der Kaiſer entzog der Römiſchen Kirche ihre wichtigen Güter und Gefälle, die ſie in Sicilien, Calabrien und andern Provinzen hatte; hingegen weigerten ſich die Römer den bisherigen Tribut zu zahlen.

In dieſer Lage blieben die Sachen, bis ſich im Jahr 739. in Italien ein neuer Umſtand eräugnete, worüber man faſt die Griechen und Bilder vergeſſen hätte. Die Gelegenheit dazu gab eine innere Unruhe unter den Longobarden. Gleichwie die Fränkiſchen Herzoge, beſonders die, welche die Gränzprovinzen verwalteten, ſich von Zeit zu Zeit unabhängig zu machen ſuchten: alſo verhielten ſich auch die Longobardiſchen, beſonders von Spolet und Bevent. Der Longobardiſche König Luitprand kam ihnen aber ſo bald über den Hals, daß ſie ſich mit der Flucht retten mußten, der eine zu den Griechen, der von Spoleto aber Thraſimund zu den Römern. Die Römer, mit denen er zuvor ſchon Freundſchaft unterhalten hatte, nahmen ihn willig auf; und als ihn Luitprand zurück foderte, weigerten ſie ſich ihn heraus zu geben. Luitprand ſah die Römer hierauf ſelbſt als Feinde an, und nahm ihnen verſchiedene zu ihrem Herzogthum gehörige Städte weg. Als Luitprand nach Pavia zurück gekehrt, nahm Thraſimund mit Hilfe der Römer ſein Herzogthum Spoleto wieder ein. Luitprand kam aber ſo gleich wieder, und ſetzte nun den Römern viel härter zu, als zuvor. Die Noth öffnete ihnen die Augen, und ſie

ſahen

ſahen jetzt, was ſie für Schritte gethan, da ſie ſich einen ſo mächtigen Feind auf den Hals gezogen, dem ſie aus eigenen Kräften Widerſtand zu thun viel zu ſchwach waren. Da auch von den Griechen theils wegen ihrer Ohnmacht, theils wegen des noch fortdauernden Bilderſtreites nichts zu hoffen war: geriethen ſie endlich auf den Einfall, Karln den Fränkiſchen Major Domns um Beyſtand anzuflehen. Der Papſt mußte das Wort führen, wie es in ähnlichen Fällen zeither allemahl war gehalten worden. Wir haben noch zwey Briefe von ihm, woraus man ſo wohl die Verlegenheit der Römer, als ihre Verbitterung gegen die Longobarden ſieht. Der Papſt gibt überhaupt der Sache die feinſte Wendung. Die Römiſche Kirche iſt die Hauptperſon, die von den Longobarden verfolget wird, und Hilfe von Karln fodert; obſchon im Grunde der Streit ſelbſt ganz weltlich war. Luitprand nahm einige Städte weg, die zu dem Römiſchen Herzogthum, nicht der Römiſchen Kirche gehörten. Weil die Römer einen rebelliſchen Herzogen Vorſchub thaten; und weil der Papſt nicht allein mit den Römern verſtanden war, ſondern auch das meiſte in ſolchen Geſchäften zu ſagen hatte: ſo hielt Luitprand ſich auch an die Güter der Römiſchen Kirche, um ſelbigen zu andern Geſinnungen zu zwingen. Beſonders ſtellt der Papſt die Mißhandlung der außer der Stadt Rom gelegenen St. Peterskirche ganz kläglich vor, woraus unter andern auch die von den Voreltern Karls ſelbſt dahin verehrten Leuchter und andere Koſtbarkeiten wären geraubet worden.

Allein Karl, der noch ſo viele heimliche Feinde unter den Großen in Frankreich ſelbſt hatte, trug ein Bedenken ſich in einen weitausſehenden auswär-

tigen

tigen Krieg, wozu vielleicht die Nation weniger Luſt, als er hatte, einzulaſſen; zumahl Luitprand allezeit gute Freundſchaft mit den Franken zu unterhalten geſucht, und erſt kurz, wenn wir dem Longobardiſchen Geſchichtſchreiber, Paulus Diac. trauen dürfen, in dem Saraceniſchen Kriege denſelben mit ſeiner ganzen Macht zu Hilfe gezogen. Vielleicht ſah auch Karl überhaupt die Sache in einem andern Geſichtspuncte an, als die Römer ſie ihm vormahlten; wenigſtens beklagt ſich der Papſt in einem andern Schreiben, daß er den Longobarden zu viel Glauben beymeſſe, indem nicht die Rebellion der Herzoge den Luitprand zum Unwillen gegen ſie gereitzet habe, ſondern die Abneigung dieſer Herzoge, mit ihm die Römer, als das auserwählte Volk Gottes, mit Krieg zu überziehen. Er ſchickte auch Geſandte, welche Karln die Schlüſſel zum Grabe des heiligen Apoſtels Petrus überbringen, und ihm das Patriciat von Rom antragen mußten e). Es erfolgte aber dennoch nichts. Die Römer mußten ſich vielmehr ſelbſt helfen, ſo gut ſie konnten.

Zacha-

e) Was dieſes Patriciat eigentlich heiſſen ſolle, iſt ſchwer zu errathen. Vielleicht mögen es die Römer ſelbſt nicht ſo genau gewußt haben, oder doch möchte ihnen nicht wohl bey der Sache geweſen ſeyn, wenn man eine beſtimmte Erklärung von ihnen gefodert hätte. Karl, dem dieſes gleichwohl bey Auswärtigen ſo wohl, als ſeiner eigenen Nation Anſehen verſchaffte, konnte es geſchehen laſſen. Bey ſo finſtern Zeiten, als die damahligen waren, war man eben nicht ſo ſehr um deutliche Begriffe bekümmert; man überließ der Zeit, und der Uiberlegenheit an Kräften, wenn Gebrauch von einem Worte zu machen war, die Auslegung zu geben.

Zacharias, der Nachfolger des Papſtes Gregorius III. ließ ſich angelegen ſeyn, die Sache in der Güte beyzulegen. Zuvörderſt aber ſuchten die Römer wieder gut zu machen, was ſie zuvor verderbet hatten. Da der ganze Handel wegen des Thraſimund ſeinen Anfang genommen, zogen ſie jetzt ſelbſt in Geſellſchaft der übrigen Longobarden gegen ihn zu Felde. Der Vorwand war, daß er ihnen nicht gehalten, was er verſprochen. Thraſimund ward bald ſo weit gebracht, daß er ſich ergeben mußte. Sein Herzogthum ward ihm genommen, und er mußte, nach damahliger Gewohnheit, in das Kloſter wandern. Als aber Luitprand nichts deſto weniger die den Römern abgenommenen Städte zurück behielt, ergriff der Papſt die Gelegenheit, da er ſich eben zu Narni aufhielt, bey ihm einen Beſuch abzuſtatten, der die beſten Folgen hatte. Der König ſchien auf einmahl zu vergeſſen, daß Zacharias als ein Römer zu ihm kam, und verehrte nur in deſſen Perſon das Haupt der Chriſtenheit. Alles, was man von einem Könige, der nie etwas Feindliches gegen Rom gedacht, hätte erwarten können, that Luitprand. Nebſt den vielen Ehrenbezeugungen, die er dem Papſte erwies, verſprach er, nicht allein die vorenthaltenen Städte heraus zu geben, ſondern räumte auch der Römiſchen Kirche ihre Güter in der Landſchaft Sabina, zu Narni, Oſimo, Ancona und in andern Orten wieder ein, und machte zugleich mit dem Römiſchen Herzogthume einen Stillſtand auf zwanzig Jahre. Aldeprand, Herzog von Chiuſi, des Königs naher Verwandter, und andere Longobardiſche Herren mußten den Papſt zurück begleiten, und alles Verſprochene ſo gleich in Erfüllung bringen.

Karl

Karl hat den Ausgang dieſer Sache nicht erlebet, indem er bereits im Jahr 741. Todes verblichen. Man hat ihm den Zunahmen Martel, welcher einen Hammer anzeiget, gegeben, um vielleicht ſeinen Charakter dadurch auszudrücken; indem man in der That wenig Helden in der Geſchichte findet, die ihre Feinde mit ſolcher Geſchwindigkeit zu Boden geſchlagen, und gleichſam zermalmet haben, wie Karl.

Faſt hätten wir über ſeinen Heldenthaten unſern König Theodorich vergeſſen. Man weiß aber eben ſo viel von ihm, wie von ſeinen Vorfahren, nähmlich daß er ein König geweſen, im Jahr 737. alſo noch fünf Jahre vor Karln, geſtorben. Nach ſeinem Tode ward kein König gemacht. Vielleicht wollte Karl die Nation auch von dieſen, obſchon noch geringen Uiberbleibſeln des königlichen Anſehens nach und nach entwöhnen.

Pipin und Karlmann, Karls älteſte Söhne, theilten ſich in die Fränkiſche Monarchie. Griffo, der jüngere, ward von ihnen ausgeſchloſſen, welches in der Folge zu einigen Unruhen Anlaß gegeben. In dem Inneren der Monarchie wurden ſie ohne Widerſpruch erkannt; hingegen wollten die Deutſchen ſich noch immer nicht unter die Herrſchaft den Majorum Domus bequemen. Wenn doch jemand Recht haben ſollte ſie zu regieren, dachten ſie, wären es allein die Nachkömmlinge Klodwigs und die Könige aus dem Meroveiſchen Stamme, mit deren Ausſchließung von der Regierung auch alles Recht der Franken, das ſie an Deutſchland zu haben glaubten, aufhöre.

Am wenigſten wollte dieſes den Deutſchen Herzogen gefallen, daß ſie von ſolchem Herren, die ſie als bloße Kronbeamte anſahen, Befehle annehmen ſollten; zumahl ihre Familien viel länger in dem Beſitze ihrer Stellen, als der jetzigen Majorum Domus ihre, waren. Allein, ſie mußten zuletzt der Tapferkeit der beyden Prinzen weichen, die in verſchiedenen glücklichen Feldzügen alles zur Ruhe brachten.

Nachdem ſie ihr Anſehen auf ſolche Art befeſtigt hatten, glaubten ſie klärer reden, und die Maske ablegen zu dürfen. Pipin that es, als ſein Bruder Karlmann der Regierung entſaget, und ſich in ein Kloſter begeben hatte. So bald die Gemüther zu der bevor ſtehenden Veränderung genug vorbereitet waren, ſchickte man eine Geſandtſchaft an den Papſt Zacharias mit der Anfrage, ob man denjenigen den König nennen müſſe, der die königliche Gewalt in Händen habe, oder den, welcher nur den Nahmen trage f), das iſt, ob Pipin mit gutem Gewiſſen als König aus-

f) Die Annales Fuldenſes ſagen: Pippinus —— orat ergo ſibi decerni, quis eorum juſte Rex debeat dici et eſſe, is qui ſecurus domi ſedeat, an ille qui curam totius regni et omnium negotiorum moleſtias ſufferat. Die Loiſeliani ſagen: Burchardus Wirſeburgenſis Epiſcopus et Folradus Capellanus miſſi fuerunt ad Zachariam Papam interrogando de Regibus in Francia, qui illis temporibus non habentes regalem poteſtatem, ſi bene fuiſſet an non — Die Laureshamenſes reden auf eben dieſe Art: gleichwie man nähmlich einen Beichtvater fragt, ob es erlaubt ſey einen Krieg anzufangen oder nicht. So wenig man hernach ſagen kann, wenn es zum Kriege kommt, der Beichtvater habe ihn angefangen, ſo wenig kann man ſagen, der Papſt habe den König Childerich abgeſetzt.

ausgerufen und anerkannt werden könne, oder nicht. Der eben damahls bey den Franken und Deutſchen wegen ſeines Eifers, die chriſtliche Religion zu verbreiten, in großem Anſehen ſtehende heilige Bonifacius hatte die Franken gewöhnt, in allen Dingen, wo irgend ein Zweifel entſtehen konnte, ſich an den Papſt zu wenden. In dieſer wichtigen Sache thaten ſie es demnach deſto eher. Zuvor hätten erſt andere Fragen müſſen erörtert werden, ob nähmlich der Beſitzer der höchſten Gewalt auf eine rechtmäßige Art dazu gelangt ſey oder nicht; ſonſt ließen ſich alle Anmaßungen und Tyranneyen, die jemahls in der Welt geweſen ſind, rechtfertigen. Allein, der Papſt entſchied die Sache, ohne den andern Theil zu hören, zu Gunſten des Mächtigern. Wahrſcheinlicher Weiſe würde ſie doch den nähmlichen Gang genommen haben, der Papſt möchte geſprochen haben, was er wollte; und da man zu Rom ohnehin ſchon Abſichten auf Fränkiſche Hilfe gegen die Longobarden hatte, iſt es nicht zu verwundern, daß ſich der Papſt ſo bald erkläret, wie es Pipin haben wollte.

Beyde gewannen dadurch, Pipin und der Papſt. Erſterer, weil er durch das Anſehen des Römiſchen Stuhls den Vorwurf einer unrechtmäßigen Thronbeſteigung von ſich ablehnte, und dadurch auch den Gewiſſensbiſſen vorbeugte, die einer oder der andere von den Großen, inſonderheit aber das Volk haben könnte, welches, wenn es noch ſo gleichgiltig gegen einen Prinzen geweſen iſt, Mitleiden mit ihm zu haben anfängt, ſo bald er unglücklich wird, wenn er nur kein Tyrann geweſen iſt. Und in dieſem Falle waren wirklich die letzten Merovingiſchen Prinzen nicht. Wenn ſie auch nicht viel Gutes gethan, ſo haben ſie doch auch niemanden etwas zu Leide gethan.

Vielleicht, that er es auch zum Theil, um ſich ſelbſt zu beruhigen. Wer weiß, warum ſein Bruder ein Mönch geworden?

Der Papſt gewann noch mehr als Pipin. Wir haben gehört, wie die älteſten Annaliſten die Sache erzählen; und Zweifels ohne verhielt ſie ſich nicht anders. Allein, es kommt nicht darauf an, was eine Sache an ſich iſt, ſondern wie ſie von den Zeitgenoſſen aufgenommen wird. Eginhard in dem Leben Karls des Großen, und die angeführten Annaliſten ſelbſt in der Folge ihrer Erzählung ſagen, Pipin ſey per auctoritatem Romani Pontificis König geworden g). Es kann ſeyn, daß ſie es nicht ſo genau genommen, als ihre Worte lauten. Sie beflißen ſich der Kürze, ohne die Ausdrücke abzuwägen, die ſie brauchten, oder nur die Sprache zu verſtehen, worin ſie ſchrieben; die wenigſten waren auch genau unterrichtet von dem, was vorging. Uiberhaupt aber will das Wort auctoritas, iuſſio, und dergleichen nichts anders ſagen, als daß die Sache mit Gutheiſſen des Papſtes geſchehen h). Es mag aber ſeyn, wie ihm wolle, ſo entſtand von dieſer Zeit an die Meinung, der Papſt könne Könige ab- und einſetzen. Der Papſt Gregorius VII. beruft ſich auf dieſe Abſetzung Childerichs III. als eine ungezweifelte Sache, um ſein Recht zu erweiſen, Kaiſer abſetzen zu können. Vielleicht führten auch einige der

Anna-

g) Die Stellen hat Bellarmin *L. 2. de Rom. Pontif. c. 17. p. 325.* geſammelt.

h) MARCVLF ſetzt z. B. auf ſeine meiſten Formeln das Wort *præceptum*, wenn ſie auch bloß eine königliche Erlaubniß, ein *priuilegium*, oder Gnadenbezeugung betreffen.

Annaliſten dieſe Sprache, um die regierende Familie deſto mehr außer Schuld zu ſetzen; ſo wie ſie auch die Mängel der letzten Merovingiſchen Könige aus eben der Urſache übertreiben. Sie machen dieſen faſt alle den Vorwurf, daß es feige, verſtandloſe und träge Menſchen geweſen. Wenn man aber einem Hände und Füße bindet, ſo läßt ſich in der That nicht ſagen, ob er träg, oder nicht träg, ob er geſchwind oder langſam laufe. Eginhard ſelbſt, der einer mit von ihren Verächtern iſt, ſagt in dem Leben Karls des Großen, ſie hätten auf einem einzigen ihnen noch übrigen Meierhofe gleichſam als Gefangene ſich aufgehalten, ſie wären bey der jährlichen Verſammlung des Volkes erſchienen, und hätten die fremden Geſandten abgefertiget, aber bey dieſen Gelegenheiten nichts reden dürfen, als was ihnen der Major Do-
i. J. Ch. mus vorgeſaget. Genug, Pipin ward König und
752. Childerich mußte nebſt ſeinem Sohne in das Kloſter wandern. Dieß war das Ende der Nachkömmlinge des ſiegreichen Klodwigs.

Es ſtand nicht lange an, ſo foderte der Papſt eine reelle Erkenntlichkeit vom Pipin für den ihm erwieſenen Dienſt. Der damahlige König der Longobarden Aiſtulf, hatte ſich von neuem von Ravenna, und allem, was dazu gehörte, Meiſter gemacht. Die Römer ſahen ſchon dieſes außerordentlich ungern, weil Ravenna und Rom bis daher allezeit einander wechſelsweiſe Unterſtützung geleiſtet. Er ging aber noch weiter. Rom ſelbſt, und was noch in Italien von der Griechiſchen Herrſchaft übrig war, ſuchte er nun auch vollends ſich unterwürfig zu machen. Der Papſt Stephan III. der dem Zacharias gefolget, ſchickte in dieſen Umſtänden nach Conſtantinopel um Hilfe, ein ſicheres Zeichen, daß man noch

nicht ganz mit den Griechen gebrochen hatte; hielt eine Proceſſion, die er und das ganze Volk mit bloſſen Füßen, und Aſche auf den Häuptern, begleitete; trug dabey das berühmte Bild unſers Heilands, Anthecopſita genannt; heftete den ehemahls mit den Longobarden errichteten Friedensbrief an das Kreuz, und bath den Himmel um Hilfe und Rache. Zu dem Aiſtulf ſelbſt ſchickte er Geſandte mit großen Geſchenken. Als aber alles nichts verfangen wollte, wendete er ſich, nach dem Gebrauche ſeiner Vorfahren, an den Fränkiſchen König Pipin. Damit er dieſen aber deſto eher zum Beyſtand bewöge, reiſete er ſelbſt nach Frankreich, obſchon Aiſtulf ſolches auf alle Art zu hindern ſuchte. Dieſer Beſuch war für Pipinen und ganz Frankreich etwas eben ſo Neues als Unerwartetes.

Der König und das Volk empfingen ihn mit außerordentlicher Ehrerbietigkeit, theils wegen der erſtaunlichen Hochachtung, die man gegen die Apoſtel Petrus und Paulus hegete, theils wegen des großen Anſehens, worin ſich die Römiſche Kirche in der ganzen Chriſtenheit befand. So lange das Reich ſtand, hatte man noch keinen Papſt oder Biſchof von Rom in Frankreich geſehen i). Es war ihm daher ein Leichtes von Pipinen und der Nation zu erhalten, was er verlangte; zumahl er anſehnliche Geſchenke für den König und die Großen mitgebracht. Den Winter hielt er ſich zu St. Denys auf, wo

i) Pipin ging dem Papſte entgegen, fiel vor ihm nieder, und hielt ihm hernach die Steigbügel. Allein, dieſes iſt um ſo weniger zu verwundern, da der Orientaliſche Kaiſer Juſtinian ſich, mit der Krone auf dem Haupt, vor dem Papſte Conſtantin zur Erde geworfen.

wo er den König, welchen der heilige Bonifacius ſchon geſalbet hatte, noch einmahl ſalbete. Aiſtulf bemühete ſich zwar, die Franken auf ſeine Seite zu bringen, und ſchickte daher des Pipin eigenen Bruder, Karlmann, der bis daher als ein Mönch auf dem Berge Caſſino gelebet, nach Frankreich, um
i.J.Ch. Frieden zu ſtiften. Allein, es half nichts. Im Frühjahre
754. zog Pipin ſo gleich nach Italien, belagerte den Aiſtulf in Pavia; und da dieſer verſprach, der Römiſchen Kirche Genugthuung zu leiſten, kehrte er wieder um.

Aiſtulf, der vielleicht die Rückkehr der Franken ihrer Schwäche zuſchrieb, ſetzte den Römern, anſtatt ſein Verſprechen zu halten, noch ärger zu. Pipin, über dieſes Betragen um ſo mehr aufgebracht, unternimmt noch einen Feldzug, kommt eben ſo glücklich über die Alpen wie zuvor, und belagert den Aiſtulf nochmahls, der ſich aufs neue anheiſchig machen muß, alles wieder heraus zu geben, was er den Römern abgenommen. Unter dieſem befand ſich auch das Exarchat, welches ihm am meiſten wehe that. Der Papſt hatte die Vorſorge gebraucht, daß dieſes nicht ſeinen vorigen Herren, den Griechen, ſondern dem heiligen Peter mußte eingeräumet werden. Als die Geſandten des Kaiſers zum Pipin vor Pavia kamen, und in ihre vorige Rechte eingeſetzet zu werden verlangten, antwortete er ihnen, daß er nicht den Griechen, ſondern bloß dem heiligen Peter zu Gefallen, und um Nachlaß ſeiner Sünden zu erhalten, dieſen Feldzug unternommen.

Die Original-Urkunde dieſer Schenkung iſt nicht mehr vorhanden; und eben daher laſſen ſich auch die Gränzen davon nicht genau beſtimmen. Die

Sache

Sache aber an ſich iſt um ſo ungezweifelter, da die Päpſte in ihren Briefen, und Stephan III. ſo gar auf Pipins Handſchrift ſich beruft k). Daß die Schenkung nicht bloß die der Römiſchen Kirche vor Zeiten abgenommenen ſo genannten Patrimonien, die nichts anders als Privat-Güter waren, in ſich begriffen, ſcheint die That ſelbſt zur Genüge zu erweiſen, da ſich die Päpſte wahrhaft als Herren von Ravenna und dem Exarchat aufgeführet, ſo zwar, daß Hadrian I. nicht einmahl gern ſah, daß Karl der Große ſeine Geſandten der Biſchofswahl zu Ravenna beywohnen laſſen wollte l).

Im Jahre 757. ſchenkte der Kaiſer Copronymus dem Pipin die erſte Orgel, die man in Frankreich geſehen. Im folgenden führte Pipin noch einen Krieg mit den Sachſen, und machte ſie

k) Decertate bonum opus quod coepiſtis, & quae per donationem *manu veſtra* confirmaſtis, Protectori veſtro B. Petro reddere feſtinate. —— Sciatis enim quia *Chirographum* veſtram donationem Princeps Apoſtolorum firmiter tenet, & neceſſe eſt, vt ipſum *Chirographum* expleatis. *Epiſt. Stephani ad Pipin. Carol. & Carolom. Cod. Carol. IX. apud Cenni monum. dominat. Pontif. Tom. I. p.* 81.

l) Nos excellentiſſime fili, quemadmodum tempore Domini Stephani Papae —— cui & *Exarchatus traditus eſt*, ita & noſtris temporibus eum ſub *noſtra poteſtate diſponere atque ordinare volumus.* Etenim ipſe praedeceſſor noſter cunctas *actiones* (Aemter) eiusdem Exarchatus ad peragendum diſtribuebat, & omnes Actores ab hac Romana vrbe *praecepta* earundem actionum accipiebant. Nam & Iudices ad faciendas iuſtitias omnibus vim patientibus in eadem Rauennatium Vrbe reſidentes ab hac Romana Vrbe direxit. *Epiſt. Hadrian.* I. *ad Carolum Codic. Carol.* 54. *apud Cenni. Tom.* I. *pag.* 322.

ſich zinsbar. Im Jahr 759. lieferten ihm die Gothen die Stadt Narbonne aus, und Pipin vertrieb die Saracenen aus den dortigen Gegenden. Die letzten acht Jahre ſeines Lebens beſchäftigte ihn der Krieg gegen den Aquitaniſchen Herzog Waifar. Im Jahr 768. befreyte ihn endlich der Tod von dieſem Gegner, der von ſeinen eigenen Leuten, und, wie man glaubt, auf Pipins Anſtiften ermordet worden. Pipin ſtarb aber auch in demſelben Jahre, in dem vier und funfzigſten ſeines Alters.

Sechſtes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über den Charakter der Franken unter den Merovingiſchen Königen. Wiſſenſchaften. Vergnügungen. Luxus.

Wir haben nun mit den Franken ihre erſte Periode durchlaufen. Wenn ſie ſich länger als andere Deutſche Nationen erhalten haben, iſt dieſes mehr in beſondern äußerlichen ihnen günſtigen Umſtänden, als in ihrem Verſtande und in ihrer Tapferkeit zu ſuchen. Es war ein Vortheil für ſie, daß die Römiſche Macht von andern Deutſchen Nationen, die vor ihnen Deutſchland verlaſſen haben, faſt ganz zernichtet war, und daß eben dieſe Völker durch ihren Aufenthalt auf Römiſchem Boden ſchon vieles von ihrer Tapferkeit verloren hatten. Bey ihnen wurde auch jener Vorſchlag des Grotius m), daß ſie mit ihrem Vaterlande eine beſtändige Verbindung hätten unter-

m) *Proleg. Scriptor. Gothic.*

unterhalten ſollen, einiger Maßen erfüllt, da ſie aus ihren alten Wohnungen, die ihnen noch zugehörten, ſo oft ſie wollten, friſche Mannſchaft und Recruten an ſich ziehen konnten, indem dieſe mit ihren Eroberungen zuſammen hingen, und ein ganzes ausmachten.

Am beſten aber für ſie war, daß ſie keine Nation hinter ſich gelaſſen, die gleichfalls auf Eroberungen wäre bedacht geweſen. Die Alemannier, die ihnen hätten gefährlich werden können, wurden gleich von Klodwigen gedemüthiget. Die Baiern waren noch von der Römer Zeiten her der Dienſtbarkeit zu ſehr gewohnt; die Sachſen aber duch den Ausmarſch eines großen Theils ihrer Landsleute nach Britannien zu ſehr geſchwächt, als daß ſie etwas Großes hätten unternehmen können. Die Thüringer ſcheinen von allen Zeiten her friedfertig geweſen zu ſeyn, und hatten genug zu thun, um ſich der Sachſen zu erwehren. Die katholiſche Religion gereichte ihnen noch zum beſondern Vortheile, indem ſie ſich dadurch nicht allein die Zuneigung ihrer eigenen Unterthanen, ſondern auch ihrer Feinde erwarben.

Sonſt merkt man nur zu deutlich, daß ſich eben ſo, wie bey den andern ausgewanderten Nationen, ihr alter kriegeriſcher Geiſt nach und nach verloren hat. Nichts hing ihnen länger an, als die Neigung zum Rauben und Plündern in ihren Kriegen. Sie machten es nicht allein auf dieſe Art zu Hauſe, ſondern auch bey Auswärtigen, wenn ſie ihnen zu Hilfe zogen, obſchon ihre Ehre dabey ungemein litte. Wir haben einige Schreiben des Kaiſers Mauritius und des Exarchen Romanus, worin ſie die kaiſerlichen Unterthanen zurück fodern, welche die Fran-

ſich zinsbar. Im Jahr 759. lieferten ihm die Gothen die Stadt Narbonne aus, und Pipin vertrieb die Saracenen aus den dortigen Gegenden. Die letzten acht Jahre ſeines Lebens beſchäftigte ihn der Krieg gegen den Aquitaniſchen Herzog Waifar. Im Jahr 768. befreyte ihn endlich der Tod von dieſem Gegner, der von ſeinen eigenen Leuten, und, wie man glaubt, auf Pipins Anſtiften ermordet worden. Pipin ſtarb aber auch in demſelben Jahre, in dem vier und funfzigſten ſeines Alters.

Sechſtes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über den Charakter der Franken unter den Merovingiſchen Königen. Wiſſenſchaften. Vergnügungen. Luxus.

Wir haben nun mit den Franken ihre erſte Periode durchlaufen. Wenn ſie ſich länger als andere Deutſche Nationen erhalten haben, iſt dieſes mehr in beſondern äußerlichen ihnen günſtigen Umſtänden, als in ihrem Verſtande und in ihrer Tapferkeit zu ſuchen. Es war ein Vortheil für ſie, daß die Römiſche Macht von andern Deutſchen Nationen, die vor ihnen Deutſchland verlaſſen haben, faſt ganz zernichtet war, und daß eben dieſe Völker durch ihren Aufenthalt auf Römiſchem Boden ſchon vieles von ihrer Tapferkeit verloren hatten. Bey ihnen wurde auch jener Vorſchlag des Grotius m), daß ſie mit ihrem Vaterlande eine beſtändige Verbindung hätten unter=

m) *Proleg. Scriptor. Gothic.*

unterhalten ſollen, einiger Maßen erfüllt, da ſie aus ihren alten Wohnungen, die ihnen noch zugehörten, ſo oft ſie wollten, friſche Mannſchaft und Recruten an ſich ziehen konnten, indem dieſe mit ihren Eroberungen zuſammen hingen, und ein ganzes ausmachten.

Am beſten aber für ſie war, daß ſie keine Nation hinter ſich gelaſſen, die gleichſalls auf Eroberungen wäre bedacht geweſen. Die Alemannier, die ihnen hätten gefährlich werden können, wurden gleich von Klodwigen gedemüthiget. Die Baiern waren noch von der Römer Zeiten her der Dienſtbarkeit zu ſehr gewohnt; die Sachſen aber duch den Ausmarſch eines großen Theils ihrer Landsleute nach Britannien zu ſehr geſchwächt, als daß ſie etwas Großes hätten unternehmen können. Die Thüringer ſcheinen von allen Zeiten her friedfertig geweſen zu ſeyn, und hatten genug zu thun, um ſich der Sachſen zu erwehren. Die katholiſche Religion gereichte ihnen noch zum beſondern Vortheile, indem ſie ſich dadurch nicht allein die Zuneigung ihrer eigenen Unterthanen, ſondern auch ihrer Feinde erwarben.

Sonſt merkt man nur zu deutlich, daß ſich eben ſo, wie bey den andern ausgewanderten Nationen, ihr alter kriegeriſcher Geiſt nach und nach verloren hat. Nichts hing ihnen länger an, als die Neigung zum Rauben und Plündern in ihren Kriegen. Sie machten es nicht allein auf dieſe Art zu Hauſe, ſondern auch bey Auswärtigen, wenn ſie ihnen zu Hilfe zogen, obſchon ihre Ehre dabey ungemein litte. Wir haben einige Schreiben des Kaiſers Mauritius und des Exarchen Romanus, worin ſie die kaiſerlichen Unterthanen zurück fodern, welche die Fran-

ken mit ſich fortgeſchleppet, als ſie ihnen gegen die Longobarden zu Hilfe zogen; und fürs künftige bitten, daß ſie wenigſtens die Kirchen ſchonen ſollten n).

Der Abgang der kunſtmäßigen Kriegsübungen, die ſchlechte Diſciplin bey den Heeren, und die vielen Ausſchweiffungen, die gleichſam erlaubt waren, hatten auf der andern Seite eine Folge, die den Franken vortheilhaft war. Der Kriegsgeiſt erwachte auch wieder bey den alten Inwohnern. Je weniger der Krieg kunſtmäßig getrieben wird, je wenigerm Zwange der Kriegsmann unterworfen iſt; deſto kriegeriſcher iſt insgemein die Nation ſelbſt. Wenn es nur zum Schlagen und Rauben angeſehen iſt, entſchließt ſich leicht ein jeder, die Waffen zu tragen. Wir finden die nähmlichen Wirkungen allenthalben, wo die Deutſchen Nationen hingekommen ſind, und das Römiſche Exercitium verdränget haben; nur meinten es die neuen Unterthanen mit ihren Herren der Religion halber ſelten gut, und ſchadeten ihnen aus dieſer Urſache vielmehr, als daß ſie ihnen hätten nützlich ſeyn ſollen, wie wir bey den Gothen geſehen.

Die zuletzt unter den Majoribus Domus entſtandenen National-Kriege zündeten das faſt erloſchene Kriegsfeuer in den Adern der Nation wieder an. Die lange Erfahrung brachte auch wieder mehr Regelmäßiges in den Krieg. Die vorher gegangenen Kriege unter den Königen hatten lange keine ſolche Wirkung, als die letztern unter den Majoribus Domus. Die erſtern waren mehr Familienkriege, woran die Nation ſelbſt keinen ſonderlichen Antheil nahm. Die letztern

n) *Apud* FREHER. *Tom.* 1. *Script. Franc. p.* 208. *ſeq.*

letztern aber waren im eigentlichem Verſtande bür-
gerliche Kriege, worin ein Theil der Nation gegen den andern bewaffnet zu Felde zieht, und ein jeder Bürger das Intereſſe ſeiner Partey als ſein eigenes anſieht.

Was den übrigen Theil ihres Charakters und ihrer Sitten angeht, ſo gilt von ihnen auch das meiſte, was ich von den übrigen Deutſchen Nationen insgemein bemerkt habe. Ihre Bedürfniſſe mehrten ſich, und ihre Sitten wurden eher ſchlimmer als beſſer. Sie vermiſſeten die Vortheile ihres vorigen Standes, und genoßen die Vortheile des geſitteten nicht. Sie kannten die feinern Vergnügungen des geſellſchaftlichen Lebens nicht; und die Bequemlichkeiten, die ſie kennen gelernt, waren meiſtens nur für die Großen und Reichen. Nun fingen ſie erſt an die Armuth mit ihren ſchrecklichen Folgen kennen zu lernen, da ſie zuvor reich waren, ohne viel zu haben. Die ganze Frucht ihrer Eroberung war, daß ſie entweder einen kleinen Tyrannen über einen Haufen Knechte vorſtellen, oder ſelbſt arbeiten mußten, welches zu vermeiden ſie ſich doch ſo viel Blut ſo lange Jahre durch haben koſten laſſen.

Wir haben gehört, wie die Könige und der Hof beſchaffen geweſen. Wenn eine gewiſſe Feinheit und guter Ton bey Hof herrſcht, läßt ſich zwar noch nicht ſchließen, daß die Nation eben ſo beſchaffen ſey; hingegen, wenn die Sitten des Hofes noch roh, ungeſchlacht, und wild ſind, ſo iſt es eine unfehlbare Probe, daß das Volk noch roher ſeyn muß. Die Könige waren grauſam; auch die Geſchichte der Nation iſt mit Mordthaten und Grauſamkeiten angefüllt. Die Könige achteten die Ehegeſetze wenig;

auch bey der Nation kam es ſo weit, daß ein gewiſſer Eulalius, der ſein Weib, das ihm ein andrer entführt hatte, zurück foderte, ſich dem allgemeinen Gelächter ausſetzte o). So wie hingegen die Könige ihrerſeits, wenn ſie eine fremde Prinzeſſin heuratheten, erſt durch einen Eid verſprechen mußten, ſie niemahls zu verlaſſen p).

Das ſchlimmſte war noch der Abgang desjenigen, das der Grund von allem geſellſchaftlichen Leben iſt, nähmlich der Mangel an Treu und Glauben. Zu keiner Zeit und bey keiner Nation iſt ſo viel geſchworen worden, und bey keiner ſo wenig Treu und Glauben zu finden geweſen. Wie weit es damit gekommen, kann man ſich aus dieſem einzigen Zuge des Gregorius Turonenſis vorſtellen. "Gunthram, „ſagt er, ſonſt ein ehrlicher Mann, nur daß er zum „Meineid zu ſehr geneigt war; indem er ſeinen Freun„den nie etwas eidlich zugeſaget, das er nicht ſo gleich „wieder gebrochen hätte" q). Man konnte demnach bey den Franken ein guter ehrlicher Mann (vir bonus) ſeyn, wenn man auch gewöhnt war falſch zu ſchwören, und ſeine Freunde zu hintergehen.

Man erdachte immer neue Mittel, um den Eidſchwüren mehr Kraft zu geben; es blieb aber immer bey dem Alten. Weil bey den damahligen Zeiten

o) AIMOINVS *de geſtis Fran. L.* 3. *c.* 5. *pag.* 81. *Ibid. c.* 94. *p.* 147.

p) GREGOR. TVRON. *L.* 8. *c.* 27. *p.* 396. lit. G.

q) Gunthramnus vero, *alias ſane bonus*, nam ad periuria nimium praeparatus erat, veruntamen nulli amicorum Sacramentum dedit, quod non protinus omiſiſſet. GREGOR. TVR. *L.* 5. *c.* 14.

ten die Verehrung der Reliquien der Heiligen ungemein groß und die Meinung allgemein war, daß die Entehrung davon ſichtbarlich von Gott und den Heiligen, denen ſie gehörten, geſtraft würde; ſo mußte der Schwörende die Hand auf dieſelben legen. Aber noch nicht genug; man ging bald weiter, und führte ihn in die Kirche an das Grab ſelbſt eines Heiligen, der in großem Rufe der Wunder ſtand. In der Folge war einer nicht genug; und wenn die Sache wichtig war, führte man ihn in den berühmteſten Kirchen des ganzen Königreiches herum, und ließ ihn aller Orten ſeinen Eid aufs neue abſchwören r). Auch bey den ſchriftlichen Aufſätzen von einiger Wichtigkeit, beſonders bey Stiftungs- oder Verſchenkungsbriefen an Kirchen und Klöſter, wurden die Heiligen zu Zeugen genommen, und bald fing man auch an die entſetzlichſten Vermaledeyungen gegen die Verletzer ſolcher Schenkungen hinzu zu ſetzen.

Man ließ ſie noch von Königen und Biſchöfen, und endlich gar von den Päpſten beſtätigen. Dieß war der Weg, wodurch die Päpſte zuerſt die Hände in die Verwaltung der Güter anderer Kirchen bekamen. Allein, man ſchwur, und raubte dennoch, oder hielt wenigſtens nicht, was beſchworen worden. Die Reliquien hatten faſt noch die größte Wirkung. Der König Chilperich, weil er gegen ſein mit einem Eidſchwur bekräftigtes Verſprechen nach Paris kam, ließ eine Menge Reliquien vor ſich hertragen, damit nicht die in dem Vertrage mit ſeinen Brüdern enthaltenen Vermaledeyungen über ihn kommen möchten

r) Ein Beyſpiel findet man bey dem Aimoin *de Geſtis Francorum L. 4. c. 14. p. 163.*

ten s). Der Neuſtriſche Major Domus Ebroin ſchwur dem Auſtraſiſchen Herzoge Martinus Sicherheit, brauchte aber die Vorſorge die Reliquien zuvor heimlich aus der Kapſel (capſa), auf welche die Hände gelegt wurden, wegzuſchaffen, und nun glaubte er an keinen Schwur gebunden zu ſeyn t).

Wenn zur Verfeinerung der Sitten die Aufklärung des Verſtandes nothwendig iſt, ſo konnten die Franken deſto weniger dazu gelangen, je mehrern Hinderniſſen die letztere bey ihnen ausgeſetzet war. Sie hatten anfangs zu viel Vorurtheile und Verachtung gegen alles, was Römiſch war, als daß ſie ſich nur einiger Maßen hätten ſollen einfallen laſſen, etwas von den Römern zu lernen. Das ſchlimmſte dabey war noch für ſie, daß ſo wohl die alten Römiſchen Meiſterſtücke des Verſtandes und des Geſchmackes, als das Wenige von Gelehrſamkeit, das damahls noch übrig war, in einer Sprache geſchrieben waren, die bereits große Veränderungen erlitten hatte, und beſonders ſtudirt werden mußte.

Weil die Erziehung der königlichen Prinzen meiſtens den Biſchöfen anvertraut war, wurden noch die Wiſſenſchaften einiger Maßen mit in den Plan davon aufgenommen. Chilperich wollte ſo gar den Gelehrten machen, Buchſtaben (vielleicht Diphthonge) zu dem Alphabet ſetzen, neue Hymnen, Meſſen und Verſe machen, die Theologie reformiren, und Juden bekehren. Man merkt aber keine oder wenige Spuren von der Gelehrſamkeit, welche ſanftere Sitten einflößt, oder den Geſchmack und das Herz

s) GREGOR. TVRON. L. 6. c. 27. col. 301. lit. A.

t) *Geſta Francor. epitomata* c. 46. p. 718. lit. B.

Herz bildet. In Geſellſchaft der Könige wurden bey Hofe auch noch anderer angeſehener Leute Kinder erzogen; ſie ſuchten aber meiſtens, wenn ſie erwachſen waren, Biſthümer oder Abteyen. Dieß war überhaupt das Vorurtheil der Nation, daß man glaubte, nur diejenigen dürften etwas wiſſen, die zu dem geiſtlichen Stande beſtimmt wären. Alles, was noch von Gelehrſamkeit übrig war, ward nach dieſem Zwecke eingerichtet; und ein Glück war es noch, daß man fortgefahren, den Gottesdienſt in der alten Lateiniſchen Sprache zu halten. Vielleicht wären ohne dieſe Einrichtung alle Werke der Alten und deren Sprache ganz verloren gegangen. Auch bey der Geiſtlichkeit war die Unwiſſenheit bereits ſo weit gekommen, daß man Verordnungen machen mußte, keinen Illiteratum unter dieſelbe aufzunehmen, das iſt, Leute, die nicht einmahl leſen konnten, wie wir aus dem eilften Canon der Kirchenverſammlung von Narbonne i. J. 589. ſehen u).

Was nach dem Eintritte der Franken in Gallien noch geſchrieben worden, iſt weit von dem guten Geſchmacke entfernt; man hörte endlich gar auf zu ſchreiben, bloß daß noch von Zeit zu Zeit eine oder die andere Lebensbeſchreibung eines Heiligen aufgeſetzt ward. Aber auch in dieſer vermißt man das Erbauliche und Lehrreiche, und findet faſt nichts als wunderbare und außerordentliche Dinge. Die edle Einfalt der Erzählung, die dieſen Werken faſt eigen ſeyn ſollte, iſt ganz außer Acht gelaſſen. Die Verfaſſer derſelben, ſo wie auch der Geſchichtſchreiber, Gregorius Turonenſis, ſind ſo leichtgläubig bey den Mira-

u) *Tom.* 5. *Labbei c.* 1020.

Mirakeln, daß man die größte Schwierigkeit findet, das Wahre von dem Falſchen abzuſondern.

Die kriegeriſche Erziehung der Franken, die allein auf das Reiten, Jagen und Waffenführen gerichtet war; die inneren Kriege und Empörungen; die zunehmende Schwäche der Könige, alles half die Unwiſſenheit befördern. " Die Welt wird nun alt, „ ſagt der Chronik-Schreiber Fredegar x), der „ Menſchenverſtand nimmt ab. Keiner von unſern „ Zeiten kann es, oder getraut ſichs nur den guten „ Rednern gleich zu thun ".

Den Klöſtern haben wir es hauptſächlich zu danken, daß wir noch viele Schriften der Alten haben. Obſchon die Handarbeit damahls in den Klöſtern eingeführt war, mußten doch die Mönche ſo wohl, als Nonnen täglich eine gewiſſe Zeit dem Leſen widmen. Man fing endlich an, ſtatt der Handarbeit, das Abſchreiben der Bücher in die Klöſter einzuführen. Der berühmte Caſſiodor beförderte hauptſächlich dieſe Anſtalten, wodurch ſo viele Meiſterſtükke des Genies, und des guten Geſchmackes der Vergeſſenkeit ſind entriſſen worden.

Die Mönche thaten noch mehr. Man findet ſchon in den älteſten Zeiten Spuren, daß ſie Schulen in ihren Klöſtern gehabt. Allein, das dadurch verbreitete Licht war viel zu ſchwach gegen die aller Orten einbrechende Finſterniß. Dieſe traurige Veränderung zeigte ſich bereits in dem fünften Jahrhundert; bey dem Anfange des achten war die Unwiſſenheit auf das höchſte geſtiegen. Eine Menge aber-

x) *In Prologo Chronici* p. 741.

abergläubiſcher Gebräuche aus dem Heidenthume ward auch unter den Chriſten, nur unter veränderten Nahmen, beybehalten. Anſtatt der Druiden trifft man nun Pythoniſſen unter ihnen an. Anſtatt daß man ſonſt aus dem Fluge der Vögel, und den Eingeweiden der Thiere wahrſagete, ſchlug man jetzt die Bibel auf, und aus dem, was einem zuerſt vorkam, ſuchte man das Künftige zu beſtimmen. Dieſe Art der Weiſſagung wurde *ſortes ſanctorum* genannt. Die Concilien eifern ſtark dawider, ohne daß ſie ſelbige ganz haben unterdrücken können. Die Gallier haben Menſchen geopfert, weil ſie glaubten, das Leben eines Menſchen könne nur durch das Leben eines andern erkauft werden. Dieſe Meinung erhielt ſich noch zum Theil; und weil es nicht mehr erlaubt war Menſchen zu opfern, ſuchte man ſie durch andere Mittel aus dem Wege zu räumen, um ſein eigenes Leben dadurch zu verlängern. Die Königinn Fredegund ließ den Grafen Mummolus auf das ärgſte peinigen, weil einige Pariſer Weiber ausgeſagt hatten, ſie hätten ihren Prinzen durch Hexenkünſte das Leben genommen, um des Mummolus ſeines zu verlängern y). Ein jeder Komet, jede nicht alltägliche Lufterſcheinung, ein jeder Traum, der etwas Sonderbares an ſich hatte, ein Baum ſo gar, der z. B. im Spätjahre blühete, war eine wichtige Vorbedeutung. Unerachtet aller Verbothe der Concilien, eilte doch das Landvolk noch häufig zu den Felſen, Brunnen, Bäumen und Wäldern, die in dem Heidenthum im Rufe der Heiligkeit geſtanden waren, und brachte Opfer dahin.

Wegen

y) GREGORIVS TVRON. L. 6. c. 35. *col.* 310. *lit. B.*

Wegen der Unwiſſenheit der Zeiten fand man ſelten Leute, die die erforderlichen Eigenſchaften zu den Kirchenämtern hatten; und als nach und nach auch die Franken, als die herrſchende Nation, dazu gelangten, brachten ſie ihre rohen Sitten mit bis zu dem Fuße des Altars, und die Begriffe von dem geiſtlichen Wohlſtande, der ſo viel Einfluß auf die Sitten der Geiſtlichen ſelbſt hat, verſchwanden faſt ganz. Aus Mangel einer nützlichen Art ſich zu beſchäftigen, brachten ſie ihre Zeit mit Spielen und Jagen zu. Zuletzt aber zogen ſie gar den Küraß an. Anfangs mögen ſie wohl nur bey den Heeren ſich eingefunden haben, um ihre Leute, die ſie ſtellen mußten, in Ordnung zu erhalten; hernach fochten ſie an der Spitze derſelben, manche aus Neigung zu dem Kriege, andere um den Laien den Vorwand zu benehmen, ſich die Kirchengüter von den Königen geben zu laſſen.

Von den Römiſchen Vergnügungen und Schauſpielen ward anfänglich noch etwas beybehalten. Chilperich ließ ſo gar zu Soiſſons Cirke bauen, um dem Volke öffentliche Schauſpiele zu geben z). Aber auch dieſe mußten bald der Jagd und Tafel Platz machen, welche die Franken allein ſchätzten. Die Könige hatten bey ihren Meierhöfen meiſtens große Waldungen, die zur Jagd bequem waren, und ſonſt auch ihre verſchloſſenen Thiergärten, um ſich, nach Gefallen, mit der Jagd beluſtigen zu können.

Nach einem noch vorhandenen Verzeichniſſe a) deſſen, was zur Bewirthung eines königlichen Geſandten

z) GREGOR. TVRON. L. 5. c. 18. *col.* 222. *lit. B.*

a) MVRCVLF. *form. L.* 1. *form.* 11.

ten beygeſchafft werden mußte, wenn er auf der Reiſe begriffen war, muß der Aufwand auf die Tafel ungemein groß geweſen ſeyn. So viel Scheffel feines Brod, — heißt es, müſſen bereit ſeyn, ſo viel Wein — Bier — ſo viel Pfund Speck, ſo viel Pfund Fleiſch, ſo viel Schweine, ſo viel Spanferkel, ſo viel Schöpſe, ſo viel Lämmer, ſo viel Gänſe, ſo viel Faſane, ſo viel Hühner, ſo viel Eyer, ſo viel Pfund Oel, ſo viel Pfund Sardellenbrühe b), ſo viel Honig, ſo viel Eſſig, ſo viel Kümmel, ſo viel Pfeffer, ſo viel Koſtwurzel c), ſo viel Nägelchen, ſo viel Lavendel, ſo viel Zimmet, ſo viel Maſtix, ſo viel Datteln, ſo viel Piſtazien, ſo viel Wägenln, ſo viel Wachs, ſo viel Pfund Salz, ſo viel Mande voll Gemüſes.

Die Kleiderpracht ſcheinet nicht minder groß geweſen zu ſeyn. Die Franken fingen nicht allein bald an, ganz ſeidene Kleider zu tragen, die damahls noch ungemein koſtbar waren; ſondern auch ihre übrigen Kleider, Gürtel, Taſchen und dergleichen ließen ſie mit Goldblech und edlen Steinen auszieren d).

Bey

b) *Gari*, eigentlich eine Sauce, die von einem Fiſch, den die Griechen γαρος nannten, bereitet wurde. In der Folge wurden auch andere Fiſche dazu genommen. HEDERICH. *Lex.*

c) *Coſti*, eine Wurzel, deren Saft den Alten anſtatt des Zukkers diente. Hederich *ibid.*

d) In der Lebensbeſchreibung des heiligen Eligius, der zwar an dem Hofe ſehr wohl angeſehen, doch keiner der vornehmſten Herren war, kommt folgende Stelle von ſeinen Klei-

Bey dem allem aber läßt ſich keineswegs daraus ſchließen, daß die Nation reich geweſen, und überhaupt im Uiberfluſſe gelebt habe. Vielmehr kann man aus den harten Bedingungen, die ſich diejenigen mußten gefallen laſſen, welche Geld wollten gelehnt haben, abnehmen, daß es ſehr ſelten müſſe geweſen ſeyn. Der ordentliche Zins war von einem Solidus ein Triens e). Dabey mußte ſich aber der Schuldner noch anheiſchig machen, daß, wenn er zur beſtimmten Zeit die Hauptſumme nicht erlegen würde, er zur Strafe doppelt ſo viel geben wolle. Bey armen Leuten wurde anſtatt der Zinſe ausgemacht, daß ſie, bis ſie die Hauptſumme würden erleget haben, alle Wochen gewiſſe Tage dafür arbeiten ſollten, und wenn ſie darin nachläſſig ſeyn würden, auch der Leibszüchtigung gleich den andern Knechten unterworfen ſeyn ſollten.

Aus

Kleidern vor: Vtebatur quidem in primordio *auro & gemmis in habitu.* Habebat quoque *zonas ex auro & gemmis comptas*, nec non & crumenas *eleganter gemmatas*, *lineas vero metallo rutilas*, oras ſarearum *auro opertas*, cuncta quidem veſtimenta pretioſiſſima, *nonnulla etiam Holoſerica.* Wie groß der Aufwand in den Kirchen geweſen ſey, können wir aus einer andern Stelle der nähmlichen Lebensbeſchreibung ſehen: Fabricauit etiam Eligius Mauſoleum Sancti Martyris Dyoniſii in Pariſienſi ciuitate & ſuper illud tectum marmoreum mirifico opere, *auro & gemmis ornatum*, itemque Criſtam & Species de fronte magnifice compoſuit. Nec non & axes in circuitu throni altaris *auro operuit*, & *poſuit in eis poma aurea atque gemmata.* Lectorium quoque & oſtia *diligenter argento veſtiuit.* Sed & tectum throni altaris *argenteis operuit axibus. Apud* SVRIVM 1. *Decembris* c. 32.

e) MARCVLF. *L.* 2. *form.* 25. 26. 27.

Aus dem nur erſt angeführten Verzeichniſſe von Gewürzwaaren, und nebſt dieſen noch aus den ſeidenen Kleidern kann man ſchon abnehmen, wie viel Geld nach dem Orient müſſe gegangen ſeyn, dem man wenig oder gar nichts dagegen geben konnte.

Siebentes Kapitel.

Zu- und Abnahme der königlichen Gewalt. Einrichtung des Hofſtaates. Art, Urkunden auszufertigen. Eintheilung des Reichs. Herzoge. Grafen.

Da ſich die äußern Umſtände der Nation ſo ſtark geändert, ſo iſt es gar kein Wunder, daß auch die Regierungsverfaſſung ihre Aenderungen erlitten. Unter Klodwigen war der Nahme des Volkes nicht allein ein Ehren- ſondern auch ein viel ſagender Nahme. Unſer Volk verlangt, ſchreibt Klodwig nach dem Treffen bey Poitiers an die Biſchöfe, daß, wenn ſie einen Gefangenen unter dem Vorwande, daß er einer Kirche gehöre, zurück forderten, ſie dieſes mit einem Eide bekräftigen, und ihm (dem Volk) ihren Segen geben ſollten f). Zu einer andern Zeit würde es geheiſſen haben: Wir verlangen, oder befehlen.

f) *Sic tamen populus noſter petit*, vt cuicumque epiſtolas veſtras præſtare fueritis dignati, cum Sacramento per Deum & benedictione veſtra dicere non tardetis, rem iſtam, quæ poſci-

In der Folge ſuchten die Könige durch die Lehen einen Theil der Nation zu erkaufen, damit er ihnen hälfe, dem andern die Feſſel anzulegen. Es gab Niederträchtige, denen nichts zu ſchlecht war, wenn ſie nur eine Gnad von den Königen dadurch verdienen konnten. So weit brachten die vervielfältigten Bedürfniſſe die Nation. Wenn nur die Könige allezeit genug zu geben gehabt hätten, oder nicht durch ihre eigenen Geſchenke mehrere ihrer Unterthanen ſo mächtig geworden wären, daß dieſe ihren Wohlthätern ſelbſt trotzen konnten: ſo würde die Nation ganz in die Sclaverey verſunken ſeyn.

Um die Großen, welche durch die eigenen Gutthaten der Könige zu mächtig geworden, wieder in die Ordnung zu bringen, ergriffen dieſe ein Mittel, das eben ſo verzweifelt, als die Krankheit ſelbſt war. Sie wählten ſich einen von den Großen aus, um die übrigen durch ihn in den Schranken zu halten g). Damit aber dieſe Abſichten erreicht würden, mußte ihm eine ungemeſſene und uneingeſchränkte Macht ertheilt werden, welches noch gefährlicher für die Könige war, als die unter verſchie-

poſcitur, veram eſſe. *Apud* DUCHESNE *Script. Fravcic. Tom.* I. *p.* 836. Aus dem ganzen Schreiben ſieht man, daß der König vor dem Kriege erſt Berathſchlagung mit dem Volk über die Vertheilung der Beute gehalten, und mit demſelben gewiſſe Puncte hierüber feſt geſetzt hat.

g) Mich däucht, daß dieſes der wahre Geſichtspunct ſey, aus welchem die entſtehende große Macht der Maiorum Domus müſſe betrachtet werden. Wenigſtens zeiget uns die Fränkiſche Geſchichte (*), daß die Könige Majores Domus haben wollten, die Großen aber anfänglich keine, und warum dieſes?

*) FREDEGAR. *Chron.* c. 54. *p.* 756.

ſchiedenen Großen zertheilte Macht. Die innere Verwaltung des Reiches, und das Commando der Heere war nun in der Gewalt eines einzigen. Eben derſelbe vergab alle Aemter, und theilte alle Gnaden aus, die zuvor die Großen in einer immer währenden Abhängigkeit von den Königen erhalten hatten. Die letztern Majores Domus waren damit noch nicht zufrieden, ſondern bemächtigten ſich auch der königlichen Schätze. Nebſt dem perſönlichen Uibergewichte, das ſie wegen ihrer großen Eigenſchaften über das Volk hatten, und nebſt dem ſtarken Haſſe der Auſtraſier und Neuſtrier gegen einander, den ſelbige ſich ſo gut zu Nutz zu machen wußten, war nichts gefährlicher für die Könige, als dieſes letztere. Durch die eigenen Schätze der Könige konnten die Majores Domus bey dem Volke ausrichten, was ſie wollten. Dieſe Schätze waren etwas ganz Außerordentliches. Man hatte keine Begriffe bey den Deutſchen Völkern, als ſie in das Römiſche Reich einrückten, von einer gemeinen Schatzkammer. Jeder ſorgte nur, für ſich gute Beute zu machen; die Könige bekamen allemahl das Beſte, und waren begierig allezeit mehr und mehr für ihre Familien zu ſammeln. Einem einzigen koſtbaren Stücke zu gefallen trugen ſie manchmahl kein Bedenken einen Krieg anzufangen h). Bey den Viſigothiſchen Königen machte es einen Theil ihrer Vergnügungen aus, ihre Schätze zu einer beſtimmten Zeit zu beſchauen i). Bey den Franken theil-

h) Ein Beyſpiel findet man bey dem Aimoin *de geſtis Francor. L. IV. c. 25. p. 173.*

i) Hora eſt ſecunda! Surgit e ſolio (Theodoricus) aut *theſauris inſpiciendis* vacaturus, aut ſtabulis. SIDONIVS APOLL. *Epiſtol. L. 1. Ep. 2, pag. 4.*

theilten ſich die königlichen Prinzen allezeit mit eben der Genauigkeit und Begierde darein, als in die Länder ſelbſt. Klodwig hat durch die Eroberung eines Theils des Viſigothiſchen den Grund zu dem Fränkiſchen geleget; alle ſeine Nachfolger mehrten daran, und die Majores Domus machten Gebrauch davon. Der königliche Fiſcus war ohnehin ſchon zu ihren Zeiten ſo erſchöpft, daß nichts mehr zu verſchenken übrig war.

Als auch die Schätze nicht mehr hinreicheten, um die Großen ſich geneigt zu machen, ergriff Karl Ma tel noch ein anders Mittel. Er gab ihnen den Genuß von Kloſtergütern, Abteyen und Bisthümern. Da die Klöſter und Biſthümer ohnehin ihre Leute in das Feld ſchicken, dieſen aber, damit ſie den Kriegsdienſt übernähmen, ein Gewiſſes an Gütern zum Genuſſe überlaſſen mußten: ſo glaubte Karl hierin von des Staats wegen Vorſehung zu thun, und ſolchen Leuten den Genuß davon anweiſen zu dürfen, die ſich bereits verdient gemacht, und ihm ſo wohl als dem Staate fernere Dienſte leiſten konnten.

Man kann ſich wohl einbilden, daß er ſich bey der Geiſtlichkeit dadurch nicht werde beliebt gemacht haben, zumahl da dieſe Einrichtung mit groſſen Uno dnungen verknüpft geweſen. Dergleichen Beſitzer der Kirchengüter waren entweder verheurathet, oder nahmen nichts als die Tonſur an, um nur den Nahmen der Biſchöfe und Aebte führen zu können. Uibrigens änderten ſie nichts an ihrer Lebensart. Ihr Geſchäft war entweder der Krieg, oder andere Dinge, nur nicht die, welche ihr Beruf von ihnen forderte. Nachdem die Majores Domus

mus Könige geworden, fing das alte Syſtem wieder von vorn an. Sie hatten die Großen nöthig, wie die Merovingiſchen Könige, und mußten ſie kaufen, wie dieſe. Wir werden unter ihren Nachfolgern bald eben dieſe Entwickelung ſehen.

Was die Hofämter betrifft, nahmen die Franken gleich den andern Deutſchen Völkern vieles von den Römern an, und behielten auch vieles von ihrer eigenen Verfaſſung bey, ſo, daß man ſich gleich großer Gefahr zu irren ausſetzt, wenn man alles aus Römiſchen Quellen erklären will, oder alles aus dem Tacitus herholt. Kein Amt war berühmter, als das Amt der ſchon angeführten Majorum Domus, welche anfangs die Aufſicht über den Hof hatten, nach und nach aber die höchſte Gewalt ſowohl in Civil- als Kriegsſachen an ſich brachten. Eine vorzügliche Stelle behauptete der Referendarius. Die Römer hatten dergleichen, die dem Kaiſer den Inhalt der Bittſchriften vortragen, und ſeine Antwort darauf bekannt machen mußten. Bey den Franken hatte er das königliche Siegel in Verwahrung, half die königlichen Urkunden mit unterzeichnen, und hatte überhaupt die Verrichtungen, die in der Folge der Kanzler zu beſorgen hatte k). Merkwürdig iſt, daß damahls ſchon die Stelle eines Referendarius die nächſte Stufe zu einem Bisthume war; wie wir aus mehrern Beyſpielen bey dem Gregorius Turonenſis l) ſehen; welchen Gebrauch hernach die Deutſchen Kaiſer mit ihren Kanzlern beybehalten haben, da man ohnehin,

 außer

k) Man ſehe Bignons Noten über die Formeln des Markulf *L. 1. c. 25.*

l) *Lib. 9. c. 23. col. 448. lit. B.*

außer den Geiſtlichen, keine Leute mehr antraf, die im Stande waren, dergleichen Aemter zu verſehen.

Bey den Franken kommen auch vor:

1) Domeſtici, welche die Sorge über die Oekonomie der königlichen Meierhöfe trugen, und welchen die Meier oder Verwalter derſelben die Rechnungen ablegen mußten.

2) Camerarii oder Cubicularii (Kämmerer), denen die königlichen Zimmer und Schätze anvertrauet waren; und die nebſt dieſen für die Reinlichkeit und Zierde des königlichen Pallaſtes, wie auch für die jährlichen Geſchenke der Groſſen zu ſorgen hatten m).

3) Comes Pallatii (Pfalzgraf), der bey Hofe zu Gericht ſaß, damit der König nicht zu ſehr mit Juſtiz-Sachen beſchweret würde. Ein jeder Rechtshandel, der vor den König kommen ſollte, mußte erſt bey ſelbigem angebracht werden, um zu ſehen, ob es nothwendig ſey oder nicht, daß der König ihn ſelbſt entſcheide. Auf eben dieſe Art mußten geiſtliche Dinge, die vor den König gelangen ſollten, erſt bey dem Erzcapellan (*Archicapellanus*) angebracht werden. Dieſe Stelle war daher von großer Wichtigkeit, und ſelbſt Biſchöfe und Aebte trachteten darnach. Weil die Pfalzgrafen ihre Gewalt in Anſehung der Großen manchmahl mißbrauchten: ſo machte endlich Karl der Große die Verordnung, daß kein Pfalzgraf ohne deſſen Befehl die Rechtshän-

m) Bignon ibid.

händel der Großen (potentiorum cauſas) abthun ſolle, ſondern nur der Armen und Mindermächtigen n).

4) Marſchalli (Marſchälle), die eben das zu beſorgen hatten, was die Comites Stabuli, Stallmeiſter, wie man ſie in der Folge genannt hat.

5. Seneſchalei, die über das Hofgeſinde die Aufſicht hatten, und in deren Stelle die jetzigen Hofmarſchälle getreten ſind. Nebſt dieſen kommen auch Buticularii (Mundſchenken), Truchſeſſen, Jägermeiſter, Falkenmeiſter und dergleichen vor. Sonderbar iſt, daß alle dieſe Hofbeamten, ſo wenig Verbindung ihre Aemter mit dem Juſtiz=Weſen zu haben ſcheinen, doch allemahl, wenn der König bey Hofe zu Gericht ſaß, mit dabey waren, und das Urtheil finden halfen o).

Sonſt war der Hof in Anſehung ſeines Aufenthalts wandelbar. Die Könige hielten ſich meiſtens auf ihren Meierhöfen auf, und zogen von einem zu dem andern; wie wir ſchon überhaupt von den Deutſchen Völkern bemerkt haben, daß ſie in ihren neuen Wohnungen die Städte nicht geachtet. Von den Fränkiſchen Königen geben uns die Unterſchriften ihrer Urkunden eine untrügliche Probe; indem ſolche meiſtens auf den Meierhöfen ausgefertigt ſind. Nur an den höchſten Feſttagen kamen ſie in die Städte, wo ſich alsdann auch die benachbarten Großen und Biſchöfe einfanden, und

n) L. 3. *Capitular. c.* 77.

o) *Formul. Marculf.* L. 1. *form.* 25.

und wo, nach gehaltenen Mahlzeiten und andern Luſtbarkeiten, von wichtigen Dingen berathſchlaget wurde. Wir werden in der Folge eben dieſen Gebrauch auch bey unſern Deutſchen Kaiſern finden.

Die Art, Urkunden auszufertigen, war bey den Merovingiſchen Königen folgende. 1.) Gleich anfangs heißt es: Chlodouæus rex Francorum vir illuſter, ohne weitere Meldung des göttlichen Nahmens; 2.) mit den Schlußformeln: manus noſtræ ſubſcriptione infra roborare (oder confirmare) decreuimus, (ſtuduimus &c.) oder: ſubtus eam propria manu decreuimus roborare, ohne dabey ordentlicher Weiſe eines Siegels zu gedenken, wenn ſelbiges gleich angedeutet war; 3) mit der eigenhändigen Unterſchrift: Chlodouæus Rex, auch meiſtens mit Beyfügung des Worts ſubſcripſi, oder deſſen Anfangsbuchſtaben; 4) mit hinzugefügter Unterſchrift des Referendarii, z. B. Dado obtulit, Aghilbertus recognouit, oder des Notarii, z. B. Drochoaldus *iuſſus* obtulit, oder *iuſſus* ſubſcripſit; 5) mit Anmerkung der Regierungsjahre, des Tages, des Monathes und des Orts, wo die Urkunde ausgefertigt ward; zu welchen ſie zuweilen die Indiction ſetzten. Oft haben ihre Urkunden gar keine Zeit angemerkt. Endlich iſt zu bemerken, daß dieſe Urkunden meiſtens auf Aegyptiſches Papier geſchrieben ſind p).

Die Franken nahmen auch bald unter ſich bey ihren rechtlichen Geſchäften den Gebrauch der ſchriftlichen Aufſätze an. Deßwegen wurden die Urkunden bey ihnen eingetheilt in königliche (chartas rega-

p) *L'art de verifier les Dates p.* 522.

regales), und landgerichtliche (chartas pagenſes); ſie waren dabey auch große Liebhaber der Symbole, oder anderer äußerlichen Zeichen, die eine gewiſſe Bedeutung hatten; worunter bey Käufen, Schenkungen u. ſ. w. das berühmteſte war das Werfen eines Reiſiges oder Zweiges in den Schooß eines andern (guerpitio feſtucæ in Laiſum); von deren Bedeutung man ein mehreres beym Eccard Annotation. ad Tit. XLIX. LL. Salic. p. 91. nachſehen kann.

Die Thronfolge war erblich, ſo zwar, daß der König das Reich auch unter ſeine Söhne theilen konnte; jedoch wurde jedesmahl die Einſtimmung des Volkes erfordert, welches zuſammen berufen werden mußte, theils den neuen König zu ſehen und anzuerkennen, theils auch ſeine Beſchwerden vortragen zu können q). Wie ſehr man von Seiten des Volkes hierüber gehalten, haben wir bereits gehöret. Der neue König wurde auf einem Schilde herum getragen. Von dem Pipin melden die Geſchichtſchreiber, daß er gekrönet und geſalbet worden; da ſie aber von dieſer Sache gleichſam als von einer bekannten Ceremonie reden, ſo iſt es wenigſtens ungewiß, ob nicht andere ſchon vor ihm gekrönt worden ſeyen.

Das Reich war überhaupt in Gaue (pagos) eingetheilt, die durch Grafen verwaltet wurden. Mehrere Gaue machten eine Provinz aus, welcher ein Herzog oder Patritius vorgeſetzt war. Was ein ſol-

q) Bey dem Markulf *L.* 1. *form.* 49. heißt es: Dum nos vna *cum conſenſu Procerum noſtrorum* in regno noſtro illo glorioſum filium noſtrum illum regnare præcepimus.

ſolcher Herzog, Graf, oder Fränkiſcher Patritius geweſen, läßt ſich am beſten aus der ihnen mitgegebenen Inſtruction, die uns Markulf aufbewahret hat, abnehmen. Man ſiehet klar daraus, daß das Amt eines Grafen in der Verwaltung der Juſtiz, Polizey und königlichen Gefälle beſtanden r). Er mußte nähmlich Franken, Römern und Burgundern, jedem nach ſeinen Geſetzen Recht ſprechen; Mord, Straßenraub und andere Uibelthaten beſtrafen, das iſt, für die öffentliche Sicherheit wachen; und zuletzt noch des Königs Gefälle einnehmen. Man ſieht auch daraus, daß ein Herzog, Patritius und Graf bey den Franken in nichts unterſchieden waren, als daß den erſtern ein größerer Bezirk anvertraut war, und daß ſie meiſtens Grafen unter ihrer Aufſicht hatten. Ich ſage, meiſtens; denn es

r) Præcipue regalis in hoc perfecta conlaudatur Clementia, vt inter cunctum populum bonitas & vigilantia requiratur perſonarum. Nec facile cuilibet *iudiciariam* conuenit committere *dignitatem*, niſi prius *fides* & *ſtrenuitas* videntur eſſe probatæ. Ergo dum & fidem & vtilitatem tuam videmur habere compertam, ideo *actionem Comitatus*, *Ducatus*, *Patritiatus* in Pago *illo*, quem anteceſſor tuus *ille* vsque nunc viſus eſt egiſſe, tibi ad agendum regendumque commiſimus. Ita vt ſemper erga regimen noſtrum fidem inlibatam cuſtodias, & *omnes populi ibidem commanentes tam Franci*, *Romani*, *Burgundiones vel reliquae nationes ſub tuo regimine & gubernatione degant*, & *moderentur*, & *eos recto tramite ſecundum legem & conſuetudinem eorum regas: viduis & pupillis maximus defenſor appareas: Latronum & malefactorum ſcelera a te ſeueriſſime reprimantur: vt populi bene viuentes ſub tuo regimine gaudentes debeant conſiſtere quieti: & quidquid de ipſa actione in fiſci ditionibus ſperatur, per vosmet ipſos annis ſingulis noſtris ærariis inferatur*. MARCVLF. *L.* I. *form.* 8.

es gab auch Grafen, die unmittelbar unter dem Könige ſtanden s).

Von den Kriegsdienſten der Herzoge und Grafen kommt in ihrer Inſtruction nichts vor, obſchon dieſes das wichtigſte von allem war. Es verſtand ſich aber auch bey den Franken von ſelbſt; indem kein Amt den Kriegsdienſt ausſchloß. Man findet daher, daß des Königs Stallmeiſter, Mundſchenken, Kämmerer, ja ſo gar Kanzler und Referendarien Armeen commandirt haben t). Der Unterſchied war nur, daß ein Patritius, Herzog und Graf ſeinen gemeſſenen Bezirk hatte, wo er über das Kriegsweſen Sorge trug, und deſſen Bewohner er zu Kriegszeiten in das Feld führte. Zuletzt zogen ſo gar die Biſchöfe und Aebte den Harniſch an. So kriegeriſch war die Fränkiſche Verfaſſung.

Aus dem Ausdrucke (actionem comitatus) erhellet ganz deutlich, daß Grafſchaft damahls ein Amt bedeutet, und noch nicht in geographiſchem Verſtande genommen wurde. Deßwegen werden die Grafſchaften bey den Fränkiſchen, und nachher auch bey den Deutſchen Schriftſtellern nicht von einem gewiſſen Ort oder Bezirk, ſondern von dem Grafen ſelbſt benannt, z. B. die Grafſchaft des Beholen, Maracher u. ſ. w. Die von einem Grafen geforderten Eigenſchaften waren nach dem Ausdruck der Inſtruction fides und ſtrenuitas, Treue gegen den

s) *Append. Fredegarii c. 78. p. 762.*

t) Dagobertus de vniuerſo regno Burgundiæ exercitum promouere iubet, ſtatuens eis caput exercitus nomine Chadoinum Referendarium. *Ibid.*

den König und Geſtrengheit oder Tapferkeit, wovon die erſtere wahrhaftig bey einem Richter der dahmaligen Zeiten wegen der vielen innerlichen Kriege nothwendig war; die andere, weil nur zu oft die Beklagten mit Gewalt mußten dahin gebracht werden, daß ſie ſich vor Gericht ſtellten, und ſich dem Spruch des Richters unterwarfen.

Anfangs folgten die Franken dem Römiſchen Gebrauche, und verliehen dieſe Aemter nur auf eine gewiſſe Zeit. Gregor von Tours erzählt von einem gewiſſen Pónius, daß er ſeinen Sohn Mummolus mit Geld nach Hofe geſchickt, um von dem Könige die Erneuerung ſeines Amtes zu erhalten; welches aber der Sohn dahin verwendet, daß er die Grafſchaft für ſich bekommen u). Nachdem das Geld ſo viel ausrichten konnte, mußten auch Verdienſte, noch mehr aber Ränke und mächtige Empfehlung bey Hofe den Weg dazu bahnen, beſonders nachdem dieſe Aemter in der Folge faſt durchgehends mit Franken beſetzet worden ſind, welche überhaupt nicht an diejenigen Grundſätze gewöhnt waren, die in ſolchen Staaten zu Hauſe ſind, die entweder wegen ihrer übermäßigen Größe, oder zu großen Kleinigkeit Urſache haben, Mißtrauen auf ſich ſelbſt und ihre eigenen Glieder zu ſetzen. Man kann jedoch nicht eigentlich die Zeit beſtimmen, wann dieſe Beybehaltung der Aemter auf lebenslang allgemein geworden. In dem Gregor von Tours kommen zwar mehrere Stellen vor, wo von Entſetzungen der Herzoge und Grafen Meldung geſchieht;

u) Cumque ad *renouandam actionem* munera regi per filium transmiſit, ille datis rebus paternis comitatum patris ambiuit. L. 4, c. 36. *col.* 182. *lit.* i.

ſchieht; man merkt aber aus der Erzählung zur Genüge, daß ſie als eine Wirkung einer beſondern königlichen Ungnade anzuſehen ſind x).

Achtes Kapitel.

Saliſche Geſetze. Juſtiz=Verfaſſung. Eintheilung der Güter. Grund des Saliſchen Geſetzes von der Ausſchließung der Weiber von der Erbſchaft Saliſcher Güter. Abgaben. Adel. Knechte.

Das älteſte Deutſche einheimiſche Denkmahl ſind die ſo genannten Saliſchen Geſetze. Saliſche wurden ſie genannt, weil ſie für jenen Theil der Fränkiſchen Nation gehörten, welchen man die Salier hieß; ſo wie die andern leges ripuariorum genannt wurden, die für die Ripuarier beſtimmt waren. Warum man den erſten den Nahmen der Salier gegeben, iſt ſchwer zu errathen. Einige muthmaßen, ſie hätten ihn von der Fränkiſchen Saal bekommen, an der ſie eine Zeit lang ſollen gewohnet haben; nach einigen aber von der Yſſel (Iſala), und nach andern von noch andern Dingen. Von den Ripuariern, die zwiſchen dem Rheine, der Moſel und Schelde wohnten, läßt ſich noch eher etwas mit Zuverläſſigkeit ſagen. Da die Bewohner dieſer Gegenden noch vor dem Einmarſche der Franken Ripuarier (Bewohner der Ufer) von den Römern ge=

x) Man ſehe unter andern L. 9. c. 12. col. 432. lit. C. und c. 14. col. 433. lit. D.

genannt worden, ſo ſcheinen die Franken hernach nur an ihre Stelle getreten zu ſeyn.

Aus der Vorrede ſiehet man, daß der erſte Aufſatz zu einer Zeit gemacht worden iſt, da die Franken weder Chriſten waren, noch Könige hatten. Man ſetzt daher die Saliſchen Geſetze meiſtens in das Jahr 422. Klodwig, Theodorich und andere Könige verbeſſerten, was nicht völlig mit der chriſtlichen Religion überein kam. Vier der Vornehmſten der Nation, mit Nahmen Wiſogaſt, Bodogaſt, Salogaſt und Wiedogaſt, die von denen Gegenden oder Gauen, in welchen ſie wohnten, alſo genannt wurden, hatten den Auftrag ſie ſchriftlich abzufaſſen y).

Herold war der erſte, der ſie aus der Fulder Bibliothek und zwar mit den ſo genannten gloſſis Malbergicis, oder den uralten Deutſchen Erklärungen, die in den Text ſelbſt eingerückt ſind, hat abdru-

y) Die Gelehrten haben ſich außerordentliche Mühe gegeben, die wahre Lage dieſer Gaue, und folglich das Vaterland der Saliſchen Geſetze zu finden. Eccard glaubt ſie an der Saale, der Weſer, der Unſtrut und dem Flüßchen Bote, das aus dem Harzgebirge entſpringt, angetroffen zu haben; Conring ſucht ſie zwiſchen Mainz und Oppenheim; Gundling im Wormſiſchen; Wendelin in Brabant. Andere glauben aus dem 49. und 50. Titel, wo ein Unterſchied gemacht wird unter den Franken, die intra Ligerim aut Carbonariam wohnen (dem Flüßchen Leſer im Trieriſchen und dem Ardennerwald); und denen, die außer dieſen Gränzen wohnen, ſchließen zu können, daß dieſe Geſetze in den erſt erwähnten Gegenden ſeyen gemacht worden. Zuletzt läuft doch alles auf Muthmaßungen hinaus. Siehe HEINECC. *Hiſtor. Juris Rom. Pars Alt. L. 2. c. 1. p. 661.*

abdrucken laſſen. Ihm folgten in Frankreich Tilius, Pithou und Bignon, jedoch ohne die Gloſſen ihrem Texte einzuverleiben; indem die Entzifferung derſelben wegen ihres meiſtens Deuſchen Urſprunges einem Franzoſen in der That härter fallen muß, als einem Deutſchen. Wendelin, ein Brabanter, war der erſte, der ſich an eine Erklärung dieſer Gloſſen wagte, welches hernach Eccard mit großem Scharfſinne, manchmahl auch mit ſehr gewagten und weit hergeholten Muthmaßungen, durch welche doch immer ein großer Forſchungsgeiſt und nicht gemeine Kenntniſſe durchſchimmern, beſſer ausgeführet hat.

Einige ſind der Meinung, die Original-Urkunde müſſe in Deutſcher Sprache aufgeſetzt worden ſeyn. Allein, es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Franken damahls ſchon hinlängliche Verſuche ſollten gemacht haben, in ihrer Sprache dergleichen Aufſätze zu entwerfen; ſonſt würde man noch viel eher in den folgenden Zeiten die Alemanniſchen und Baieriſchen Geſetze in Deutſcher Sprache verfaßt haben, da dieſe Völker in ihrem Vaterlande mit Römern oder Galliern ganz unvermiſcht lebten. Die Franken hatten ohnehin ſchon lange Zeit, ehe ſie noch Gallien erobert, vielen Umgang mit den Römern, wodurch ſie ſo viel mögen erlernt haben, als ihnen nöthig war, dieſe Geſetze in Lateiniſcher Sprache abzufaſſen. Nebſt dem gaben ihnen die Gloſſen vieles Licht in dieſen Geſetzen; indem dieſe mehrentheils in einem Worte das ganze Verbrechen, oder ſonſt etwas, wovon die Rede iſt, ausdrücken.

Dieſe Geſetze tragen zwar durchaus das Gepräge der alten Deutſchen Sitten; doch ſtellen ſie uns die

die Nation um einen großen Schritt weiter in dem geſellſchaftlichen Leben vor, als Tacitus die Deutſchen angetroffen. Das Fauſtrecht iſt nun abgeſchafft; und anſtatt deſſen findet man ordentliche Gerichte bey der Nation. Wie hart es aber gehalten, die Franken daran zu gewöhnen, ſehen wir gleich aus dem erſten Geſetze, wo demjenigen, der vor Gericht citirt iſt, und nicht erſcheinet, eine Strafe von 15 Solidis (Goldgulden) aufgelegt wird, wenn er ſich nicht durch eine rechtmäßige Verſäumniß entſchuldigen kann. Nichts war gemeiner, als daß der Beklagte ſich nicht ſtellen wollte. Deßwegen ward bey den Franken eingeführt, daß der Richter aus der Verwandtſchaft Bürgen ausheben konnte; indem, nach den alten Sitten der Deutſchen, Freunde und Verwandte zuſammen für einen Mann ſtehen mußten, und Beleidigung ſo wohl, als Genugthuung mit einander theilten. Der Kläger mußte aber auch ſeine Bürgen ſtellen, um in dem Falle einer muthwilligen und ungegründeten Klage den Beklagten ſchadlos zu halten.

Noch ſchlimmer war es auf der andern Seite, daß der beleidigte Theil gar oft ſich lieber die Genugthuung nach Willkühr verſchaffen, als ſolche erſt durch gerichtliche Wege ſuchen wollte. Woraus nothwendig folgte, daß die kleinen Familienkriege, auch unter der königlichen Regierung, beſtändig und unaufhaltſam fortgingen. Die Biſchöfe traten oft in das Mittel, ſo daß ſie ſo gar die Friedegelder aus den Kirchengütern zahlten. Gregor von Tours erzählt uns eine Menge von dergleichen Gewaltthätigkeiten, wovon ich nur ein einziges Beyſpiel anführen will, um die damahlige Verfaſſung genauer kennen zu lernen. Zu Tournay eräugnete es ſich, daß

ein junger Menſch ſeinen Schwager, weil dieſer der Schweſter deſſelben übel begegnete, überfiel, und mit mehrern von deſſen Leuten ermordete; aber auch ſelbſt mit den meiſten von denen, die er mitgebracht hatte, auf dem Platze blieb. Noch nicht genug. Jetzt kamen erſt die Verwandten von beiden Seiten in Wuth, und verfolgten einander auf alle mögliche Art. Die Königinn Fredegund gab ſich zwar alle Mühe, ſie mit einander auszuſöhnen; aber umſonſt. Sie entſchloß ſich alſo, dem Unheile ein Ende zu machen; aber dieß geſchah auf eine ſolche Art, die zur Genüge lehrt, wie ſchwach auch das königliche Anſehen ſelbſt oft in dieſen Fällen geweſen. Sie lud die Vornehmſten beyder Verwandtſchaften zu Gaſte, machte ſie und deren mitgebrachtes Gefolge trunken, und ließ ſie über der Tafel ermorden z).

Wenn ſich aber beyde Theile entweder in Güte mit einander verglichen, oder ſich dem richterlichen Spruche unterwarfen: ſo ward ein Sicherheitsbrief (charta ſecuritatis) aufgeſetzt, vermöge deſſen der Thäter von nun an weder von dem beleidigten Theile, noch von den Erben und Verwandten, oder dem Richter, oder ſonſt jemanden wegen der Beleidigung ſollte können in Anſpruch genommen werden. Diejenigen, welche die Mittelsperſonen abgaben, unterſchrieben meiſtens den Sicherheitsbrief. Die, welche glaubten, einen rechtmäßiger Weiſe ermordet zu haben, ließen ſich von den Königen einen ſolchen Brief geben, damit ihnen niemand von den Verwandten des Getödteten etwas in Weg legen ſollte a). Woraus man ſiehet, daß die Sache faſt bloß

Y 2 auf

z) GREGOR. TVRON. *L.* 10. *c.* 27. *col.* 521.

a) Dergleichen chartæ ſecuritatis kommen bey dem Markulf vor *L.* 1. *form.* 32. und *L.* 2. *form.* 18.

auf die Verwandten ankam, und wenn ſich dieſe nicht regten, auch die Richter ſich ſelten darein miſchten. Deßwegen war es auch für höchſt ſchimpflich bey den Franken gehalten, wenn die Verwandten auf keine Rache und Genugthuung bedacht waren, welches eben ſo viel war, als aller Verwandtſchaft und dem Erbrechte entſagen.

Uibrigens ſind dieſe Geſetze, im Ganzen genommen, in eben dem Geiſte abgefaſſet, wie die Geſetze der übrigen Deutſchen Völker. Alle Verbrechen und Unbilden (Beleidigungen) wurden durch einen gewiſſen Erſatz an Geld abgethan. Leib und Leben, und ein jedes Glied am Leibe waren taxiret. Jedes Thier, wenn es geſtohlen wurde, und auch die Art des Diebſtahls, hatten ihren beſtimmten Preis. Dieſe Taxen und Wehr- oder Friedegelder waren zugleich ein feſt ſtehender Unterſchied für alle Stände. So, wie dieſe verſchieden waren, war auch das Friedegeld verſchieden. Ein freyer Franke, wenn er ermordet wurde, mußte mit zwey hundert Solidis gut gemacht werden; ein freyer Römer oder Eigenthümer mit hundert; ein zinsbarer Römer (tributarius) mit fünf und vierzig. Die Burgunder und Viſigothen dachten hierin billiger, als die Franken. Nach den Burgundiſchen Geſetzen b) ward der Todtſchläger mit dem Tode beſtraft, der Ermordete mochte ein Burgunder, oder ein Römer ſeyn. Sie hatten aber auch Urſache mit den Römern glimpflicher umzugehen. Merkwürdig iſt, daß faſt die Geburt allein bey den Franken in dieſem Falle entſchied. Ein Geiſtlicher, wenn er auch ein Biſchof war, wurde bloß nach ſeiner Geburt, nähmlich entweder als ein

b) *Tit. 2. LL. Burgund.*

ein Freyer, Freygelaſſener oder Knecht, oder als ein Römer oder Franke bezahlet. Das höchſte Friedegeld hatten die ſo genannten Antruſtionen des Königs, das iſt, Leute, die der König in beſondern Schutz genommen hatte; welches geſchah, wenn ſie zuvor mit ihrer Arimanie, das iſt, ihrem Gefolge bewaffneter Leute einen beſondern Eid der Treue in die Hände des Königs abgelegt hatten c). Bey den übrigen Dingen war der Nutzen der Maßſtab, wonach man ſie ſchätzte. Wenn daher ein geſtohlener Hengſt mit 45 Solidis d), ein Knecht nur mit 35 e) gut gemacht wurde: ſo müſſen wir uns um ſo weniger wundern, da der Engländer noch heut zu Tage ein Pferd auf der Küſte von Arabien mit drey hundert Guineen, einen Menſchen aber auf den Küſten von Afrika mit vier oder fünf bezahlet.

Von den ſo genannten Gerichten Gottes kommt in den Saliſchen Geſetzen nur die Probe des ſiedenden Waſſers (ænei) vor. Der Beklagte mußte mit der Hand in ein Becken fahren, das voll ſiedenden Waſſers war. Die Hand wurde hernach in einen mit dem Siegel des Richters verwahrten Sack geſteckt, nach dreyen Tagen in Augenſchein genommen, und wenn ſie nicht beſchädigt war, wurde der Beklagte für unſchuldig erkannt. Er konnte ſich aber zuvor mit dem Kläger abfinden, und ſich durch ein Stück Geld von dem ſiedenden Waſſer loskaufen. Es iſt daher leicht zu glauben, daß man nicht alle Tage die Hände in ſiedendes Waſſer werde geſteckt ha-

 ben

c) MARCVLF. *L.* 1. *form.* 18.

d) *LL. Sal. tit.* 41.

e) *LL. Sal. tit.* 11.

ben f). Die Franken nahmen auch bald den Zweykampf von den Burgundern an, der mehr nach ihrem Geſchmacke war, als das ſiedende Waſſer. In den folgenden Zeiten trifft man bey ihnen noch mehrere Gerichte an, von denen wir noch hören werden.

Sonſt war auch bey ihnen, wie bey den übrigen Deutſchen Völkern, der Eidſchwur, wobey auch conſacramentales oder Eidshelfer zugelaſſen wurden, eine ihrer Hauptproben. Doch ſtand es nicht allemahl in des Schwörenden Willkühr, ſeine Eidshelfer ſelbſt zu wählen; ſondern ſie wurden nur ihm manchmahl von Obrigkeits wegen benannt, welche hernach denominati zum Unterſchiede der ſelbſt Gewählten genannt wurden.

Noch etwas beſonders bey der Fränkiſchen Gerichtsverfaſſung war, daß ein jeder ſeinen Rechtshandel ſelbſt vor Gericht anbringen und ausführen mußte. Nur denen, die wegen Blödſinnigkeit des Verſtandes, oder Krankheit, oder anderer Urſachen nicht erſcheinen konnten, wurde ſolches durch eine jedesmahlige ausdrückliche königliche Erlaubniß nachgelaſſen, und zugleich ein anderer von dem Könige beſtimmt, der in ihrem Nahmen erſcheinen mußte g); welches beſonders in Anſehung der Geiſtlichen geſchah.

Bey den Franken ſaßen die Könige ſelbſt zu Gericht. Es ſcheint ſo gar, ſie haben dieſes als ihre erſte Pflicht angeſehen. Otfried überſetzt daher das

f) *LL. Sal. tit. 66.*

g) MARCVLF. *Lib.* I. *form.* 21.

das Wort regere durch richten h), und in dem Eingange der Formel einer von dem König gefällten Sentenz bey dem Markulf heißt es: Derjenige, dem der Herr die Regierung anvertrauet, muß alle Streitſachen genau uterſuchen i).

Nach dem Könige waren die Herzoge und Grafen die ordentlichen Richter. Ihr Amt wird daher in der ſchon angeführten Inſtruction bey dem Markulf eine richterliche Würde (dignitas iudiciaria) genannt. Wenn die Könige zu Gericht ſaßen, waren zugleich ihre Hofbeamte, und mehrere Biſchöfe zugegen. Auch die Herzoge und Grafen hatten ihre Beyſitzer, die bey den Franken Scabini und Racimburgi genannt wurden. Sonſt hatten ſie auch noch ihre beſonderen Vicarien, die zu Gericht ſitzen mußten, wenn ſie ſelbſt verhindert waren. Für geringere Bezirke waren auch noch Centenarii und Thungini vorhanden, die unter den Grafen ſtanden, aber nicht über Sachen von Wichtigkeit, z. B. wo es um Leib und Leben, oder um Freyheit und Eigenthum zu thun war, urtheilen durften. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie den Nahmen von der Zahl Hundert bekommen haben; weil ſie vielleicht die Aufſeher in Friedenszeiten über hundert Männer, und in Kriegszeiten ihre Anführer geweſen ſind. Eben ſo glaublich iſt es auch, daß unſere heutigen Centgrafen von dieſen centenariis den Nahmen haben, wenn ſich gleich ihre Beſtimmung merklich geändert hat.

h) Er *oſtarrichi* rihtit, anſtatt, der Oeſterreich regieret. *Praefat. ad Ludov. Regem.*

i) Cui dominus regendi curam committit, cunctorum iurgia diligenti examinatione eum rimari oportet. MARCVLF. *L.* 1. *form.* 25.

Weil das ganze Volk den Gerichten beywohnen durfte, und zu Zeiten auch mußte, ſo wurden dieſelben meiſtens auf freyem Felde, oder auf einem Berge gehalten, der deßwegen Mahl- oder Mallberg, auch Mallſtatt von dem Fränkiſchen Worte Mall, welches Gericht bedeutete, genannt worden. Daher hieß auch einen vor Gericht fordern, aliquem admallare. Kein Richter durfte Gericht halten, ohne ſeinen Schild bey ſich zu haben. Die Rechtsſachen der Wittwen, Waiſen und Kirchen wurden allemahl zuerſt vorgenommen, hernach die übrigen. Da ihre Geſetze ganz kurz, deutlich und beſtimmt waren, und nichts ſchriftlich verhandelt wurde, konnten ihre Prozeſſe in kurzer Zeit zu Ende gebracht werden.

Man lieſet nichts von einer ordentlichen Güter-vertheilung, welche die Franken gleich den Burgundern vorgenommen hätten, die ſich zwey Drittel davon in den Gegenden, wo ſie zu wohnen gekommen, haben einräumen laſſen. Da ſie aber nichts deſto weniger große Ländereyen beſaßen, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der König ſo wohl als die Nation von liegenden Gründen ſich ſo viel zugeeignet, als ihnen anſtändig war. Bey den Franken kommen die Lehen eben ſo wenig von dieſer erſten Vertheilung her, als bey andern Deutſchen Völkern, von welchen wir ſchon oben dieſes bemerkt haben. Weil aber die Könige nach und nach vieles von dem Ihrigen, und zwar meiſtens mit Vorbehalt des Rückfalls verſchiedenen ihrer Unterthanen überlaſſen haben: ſo entſtand daraus die Abtheilung in eigenthümliche, und Fiſcal-Güter. Eigenthümliche waren, auf die ſonſt niemand ein Recht hatte, und die auf des Beſitzers Erben fielen; Fiſcal-Güter aber (fiſci, beneficia) die von dem Könige, und in der Folge

auch von andern Großen unter der Bedingung, gewiſſe Dienſte zu leiſten, gegeben wurden, und nach dem Tode des Beſitzers wieder zurück fielen. Die eigenthümlichen waren wieder entweder allodial (allode), das iſt, väterliches oder mütterliches Erbgut; oder ſelbſt erworbene (ex comparato, ex conquiſitu). In der Folge aber wurden auch letztere Allodien genannt k). Das Wort Allode hat vermuthlich ſeinen Urſprung von dem Loos, durch welches anfangs die Güter vertheilt worden; von welchem auch die ſo genannten ſortes Gothicæ, Vandalicæ &c. herkommen.

Die liegenden und eigenthümlichen Güter eines Franken wurden Saliſche Güter (terra Salica) genannt, zum Unterſchied der Güter, die den Römern zugehörten; gleichwie aus eben der Urſache bey den Gothen, Vandalen, Burgundern die ſortes Gothicae, Vandalicae, Burgundicae vorkommen l). Keines von den Saliſchen Geſetzen iſt berühmter, als eben das, ſo von der Ausſchließung der Töchter von der Erbſchaft dieſer terra Salica handelt. De

k) *Vide Notas* BIGNON ad MARCVLF. L. I. c. 12. pag. 271.

l) Was in den Saliſchen Geſetzen Tit. 62. terra Salica genannt wird, heißt bey dem Markulf L. 2. form. 12. terra paterna insgemein. Dieſe jetzt angeführte Formel ſcheint mir überhaupt die beſte Auslegung über das ſo verrufene Geſetz von Ausſchließung der Töchter von der terra Salica zu ſeyn. Eben dieſes wird in den LL. Ripuarior. Tit. 56. haereditas aviatica, und in den LL. Saxon. Tit. 7. haereditas ſchlechtweg genannt. Die Töchter wurden demnach von der Erbſchaft aller liegenden Gründe bey den Franken und andern Deutſchen Völkern ausgeſchloſſen.

terra Salica, heißt es LL. Sal. Tit. 62. in mulierem nulla portio haereditatis tranſit, ſed hoc virilis ſexus acquirit, hoc eſt, filii in ipſa haereditate ſuccedunt. Sed ubi inter Nepotes et pronepotes poſt longum tempus de alode terrae contentio ſuſcitatur, non per ſtirpes ſed per capita dividantur: das iſt von einem Saliſchen Gut hat bloß das männliche, nicht das weibliche Geſchlecht zu erben.

Die meiſten Ausleger geben die Urſache an, weil auf den Saliſchen Gütern die Pflicht, Kriegsdienſte zu thun, gehaftet; weil nun die Töchter dieſer unfähig geweſen, ſo hätten ſie eben daher auch die Güter nicht erben können. Allein, wenn dieſes der wahre Grund wäre, ſo hätten die Töchter nie etwas von liegenden Gründen erben können. In der Regel waren ſie zwar von der Erbſchaft ausgeſchloſſen; allein, wenn nur der Vater wollte, konnte er ſie erbfähig machen m); und nach dem nähmlichen Titel der Saliſchen Geſetze §. 2. ſeq. erbten die Töchter wenigſtens in dem Falle, wo keine Brüder vorhanden waren. Die Tochter heurathete entweder ohnehin, und ſo fiel der Dienſt auf ihren Mann; oder wenn ſie allenfalls unverheurathet blieb, konnte ſie jemanden zum Dienſte ſtellen, gleichwie die Kirchen thaten.

Montes-

m) Bey dem Markulf L. 2. form 12. heißt der Aufſaz dazu: Diuturna ſed impia inter nos conſuetudo tenetur, vt de terra paterna ſorores cum fratribus portionem non habeant, ſed ego perpendens hanc impietatem, ſicut mihi a domino aequaliter donati eſtis filii, ita et a me ſitis aequaliter diligendi, et de rebus meis poſt meum diſceſſum aequaliter gratulemini; ideoque per hanc epiſtolam te dulciſſima filia mea contra germanos tuos filios meos in omni haereditate mea aequalem et legitimam eſſe conſtituo haeredem, etc.

Montesquieu ſchlägt einen andern Weg ein, und verſteht durch Salgüter diejenigen, die zu einem Hauſe oder Hofe gehörten, und davon unzertrennlich waren. Da nun die Töchter ohnehin, wenn ſie heuratheten, das väterliche Haus verließen, ſo konnten ſie auch nichts von den dazu gehörigen Gütern erben. Allein, man muß ſich nicht vorſtellen, daß ein Mann allezeit nur einen Hof beſeſſen. Das Gegentheil kann man vielmehr faſt auf allen Blättern des Markulf ſehen. Die Tochter hätte demnach erben können, ohne daß die Hofgüter wären zerriſſen worden. Auch läßt ſich nicht begreiffen, wie der Vater in dem Falle, wo er nur einen Hof hatte, ſeine Tochter hätte erbfähig machen können. Ich halte demnach dafür, daß die ganz einfache und wahre Urſache, warum die Töchter bey den Franken nichts von liegenden Gründen erbten, daher zu leiten ſey; weil nach dem uralt Deutſchen Gebrauche der Mann vielmehr die Dotem, oder wie man es nennen will, mitbringen mußte, und nicht das Weib; oder wenn wir die Sache nach ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit ausdrücken wollen, weil bey den Deutſchen die Weiber gekauft wurden, mithin an keine Mitgift zu denken war, ſondern vielmehr der Käufer ſich mit den Aeltern abfinden, und noch mit der Braut wegen ihrer künftigen Nahrung ſich vergleichen mußte. Obſchon die Sache nach und nach Veränderung erlitten, ſo erhielten ſich doch lange die Spuren und Folgen davon n).

Wir

n) Vide formulas incertas apud BIGNON form V. FREDEGAR. c. 18. LL. Burgund. Tit. 12. et 34. LL. Saxonum c. 38. LL. Sal. Tit. 47.

terra Salica, heißt es LL. Sal. Tit. 62. in mulierem nulla portio haereditatis tranſit, ſed hoc virilis ſexus acquirit, hoc eſt, filii in ipſa haereditate ſuccedunt. Sed ubi inter Nepotes et pronepotes poſt longum tempus de alode terrae contentio ſuſcitatur, non per ſtirpes ſed per capita dividantur: das iſt von einem Saliſchen Gut hat bloß das männliche, nicht das weibliche Geſchlecht zu erben.

Die meiſten Ausleger geben die Urſache an, weil auf den Saliſchen Gütern die Pflicht, Kriegsdienſte zu thun, gehaftet; weil nun die Töchter dieſer unfähig geweſen, ſo hätten ſie eben daher auch die Güter nicht erben können. Allein, wenn dieſes der wahre Grund wäre, ſo hätten die Töchter nie etwas von liegenden Gründen erben können. In der Regel waren ſie zwar von der Erbſchaft ausgeſchloſſen; allein, wenn nur der Vater wollte, konnte er ſie erbfähig machen m); und nach dem nähmlichen Titel der Saliſchen Geſetze §. 2. ſeq. erbten die Töchter wenigſtens in dem Falle, wo keine Brüder vorhanden waren. Die Tochter heurathete entweder ohnehin, und ſo fiel der Dienſt auf ihren Mann; oder wenn ſie allenfalls unverheurathet blieb, konnte ſie jemanden zum Dienſte ſtellen, gleichwie die Kirchen thaten.

Montes-

m) Bey dem Markulf L. 2. form 12. heißt der Aufſaz dazu: Diuturna ſed impia inter nos conſuetudo tenetur, vt de terra paterna ſorores cum fratribus portionem non habeant, ſed ego perpendens hanc impietatem, ſicut mihi a domino aequaliter donati eſtis filii, ita et a me ſitis aequaliter diligendi, et de rebus meis poſt meum diſceſſum aequaliter gratulemini; ideoque per hanc epiſtolam te dulciſſima filia mea contra germanos tuos filios meos in omni haereditate mea aequalem et legitimam eſſe conſtituo haeredem, etc.

Monteſquieu ſchlägt einen andern Weg ein, und verſteht durch Salgüter diejenigen, die zu einem Hauſe oder Hofe gehörten, und davon unzertrennlich waren. Da nun die Töchter ohnehin, wenn ſie heuratheten, das väterliche Haus verließen, ſo konnten ſie auch nichts von den dazu gehörigen Gütern erben. Allein, man muß ſich nicht vorſtellen, daß ein Mann allezeit nur einen Hof beſeſſen. Das Gegentheil kann man vielmehr faſt auf allen Blättern des Markulf ſehen. Die Tochter hätte demnach erben können, ohne daß die Hofgüter wären zerriſſen worden. Auch läßt ſich nicht begreiffen, wie der Vater in dem Falle, wo er nur einen Hof hatte, ſeine Tochter hätte erbfähig machen können. Ich halte demnach dafür, daß die ganz einfache und wahre Urſache, warum die Töchter bey den Franken nichts von liegenden Gründen erbten, daher zu leiten ſey; weil nach dem uralt Deutſchen Gebrauche der Mann vielmehr die Dotem, oder wie man es nennen will, mitbringen mußte, und nicht das Weib; oder wenn wir die Sache nach ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit ausdrücken wollen, weil bey den Deutſchen die Weiber gekauft wurden, mithin an keine Mitgift zu denken war, ſondern vielmehr der Käufer ſich mit den Aeltern abfinden, und noch mit der Braut wegen ihrer künftigen Nahrung ſich vergleichen mußte. Obſchon die Sache nach und nach Veränderung erlitten, ſo erhielten ſich doch lange die Spuren und Folgen davon n).

Wir

n) Vide formulas incertas apud BIGNON form V. FREDEGAR. c. 18. LL. Burgund. Tit. 12. et 34. LL. Saxonum c. 38. LL. Sal. Tit. 47.

Wir haben gehört, daß die Deutſchen zu des Tacitus Zeiten nichts von Teſtamenten gewußt; allein, die Franken nahmen in Gallien dieſen Gebrauch bald an, wie wir aus mehrern Formeln des Markulf erſehen o). Die Enkel erbten bey ihnen nicht zugleich mit ihres verſtorbenen Vaters Brüdern; jedoch konnte ſie der Großvater durch eine hierüber ausgefertigte Urkunde auf eben die Art, wie wir von den Töchtern gehört haben, erbfähig machen p). Was Eheleute während ihres Eheſtandes erwarben, davon bekam das Weib nach dem Tode des Mannes den dritten Theil q).

Die Franken erhielten ſich auch in dem Beſitze jenes Stückes der Deutſchen Freyheit, daß ſie keine Abgaben, außer freywillige Geſchenke, wovon auch die Biſchöfe und Aebte, noch weniger aber die übrigen Großen frey waren, bezahlten. Ihre Hauptverbindung gegen den Staat beſtand in Kriegsdienſten, die ein jeder Güterbeſitzer auf eigne Koſten, der Lehnmann aber vermöge ſeines Lehens, leiſten mußte. Da einige Könige ſich beygehen ließen, ſie mit Abgaben beſchweren zu wollen, ſo erregte dieſes allemahl eine gewaltige Gährung bey der Nation r). In Anſehung der alten Unterthanen, oder Römer, wie man ſie nannte, haben ſie zwar die erſtaunlichen Gelderpreſſungen, die in vorigen Zeiten gewöhnlich waren, ſehr gemildert; doch iſt nicht zu erweiſen, daß ſie gar keine Abgaben von ihnen gefordert. Der König

o) L. 2. form. 17. et 37.

p) MARCVLF. L. 2. form. 10.

q) Id. L. 2. form. 17. LL. Ripuar. Tit 39.

r) GREGOR. TVRON. L. 7. c. 15. col. 343. lit. B.

König Clotar befreyte die Kirchen von dem agrario und paſcuario (dem Acker- und Weidgeld) s). Nun aber iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Kirchengüter allein ſolchen Abgaben ſollen unterworfen geweſen ſeyn. Dieſe Beſchwerden ſind vielmehr auf die Kirchen gekommen, weil die Geiſtlichen, die ohnehin bey dem Eintritte der Franken in Gallien lauter Römer waren, auch wie die übrigen Römer angeſehen wurden. Da aber auch die Römer, welche eigenthümliche Güter hatten (Romani poſſeſſores), in der Folge von den Franken mit in das Feld genommen wurden: ſo ſcheint es, daß ſie eben dadurch auch die völlige Freyheit von Abgaben, wie die Franken, erlanget haben, und dieſe Laſt bloß den ſo genannten Romanis tributariis, (zinsbaren Römern) zu Theil geworden.

Bey dem allen hatten die Könige doch große Einkünfte, theils von ihren vielen und weitläufigen Meierhöfen, theils von den freywilligen Geſchenken der Nation, theils von ihrem Antheil an den in dem ganzen Reiche fallenden Strafgeldern, die zu einer Zeit, da alle Verbrechen mit Geld gut gemacht wurden, ein merkliches betrugen.

Wir finden zwar nichts in den Saliſchen Geſetzen von dem Adel unter den Franken; doch ſind andere Gründe genug von dem Daſeyn deſſelben vorhanden. Die in der Fränkiſchen Geſchichte oft vorkommenden leudes, optimates, und überhaupt was den Titel Vir inluſter bekam, gehörten ohne Zwei-

fel

s) Clotarii Regis conſtitutio circa An. 570. apud HEINECC. Corp. Jur. G. Ant. pag. 468.

fel zu dem Adel. Daß es aber nicht allein ein perſönlicher Adel, ſondern ein Familienadel, der durch die Geburt fortgepflanzet wurde, geweſen, erſehen wir aus andern Denkmahlen; indem in einigen Formeln des Markulf ausdrückliche Meldung des Geſchlechtsadels geſchiehet t).

Den Körper der Nation machten die freyen Männer, wie ehemals in Deutſchland, aus. Die vervielfältigten Bedürfniſſe waren nun Schuld, daß die Franken ſo wohl zur Beſtellung ihrer Hausdienſte, als ihrer Felder eben ſo begierig nach Knechten oder Sclaven wurden, als zuvor die Römer waren. Sie ſtimmten auch jetzt ihr Betragen gegen ſie mehr nach Römiſchem Tone, als nach den alt Deutſchen Sitten. Doch hatten die Knechte mehr Hoffnung von der Dienſtbarkeit loszukommen, als zuvor. Gleichwie man ſeiner Seele zum Beſten ſeine Habſchaften den Kirchen ſchenkte: alſo wurde es nun ſehr gemein, aus eben dieſer Urſache, und zu gleichem Endzwecke, den Knechten die Freyheit zu ſchenken. Nur die Mönche waren hierin anderer Geſinnung. Denn es gezieme ſich nicht, ſagten ſie, daß ihre Knechte frey werden ſollten, da ſie ſelbſt keine Hoffnung dazu hätten. Damit ſich auch ihre Aebte nicht unterſtünden, für ſich dergleichen Freyheiten zu ertheilen, ſo wirkten ſie bey einigen Concilien die Verordnung aus, vermöge deren ihnen dieſes ausdrücklich unterſagt worden u). Daher nahmen ſie auch, anſtatt daß andere

t) L. 2. form. 50. heißt es: Domino illuſtri et prae cunctis magnificentiſſimo ac nobilitate proſapiae decorato.

u) Mancipia vero monachis donata ab Abbate non liceat manumitti. Iniuſtum enim putamus, vt monachis quotidianum rurale opus facientibus ſerui eorum libertatis otio potiantur. Tom. IV. Conc. Labbei c. 1392. Can. 56. Concil. Agathenſis An. 506.

re die ihrigen frey ließen, zur Ehre Gottes ſo viel Knechte geſchenkt an, als ſie bekommen konnten. Meiſtens ward zu der Loslaſſung eine Bedingung geſetzt, z. B. daß der Freygelaſſene alle Jahr auf dem Grabe ſeines Herrn ein Licht anzünden ſolle. Die Könige pflegten entweder bey der Geburt ihrer Prinzen, oder andern erfreulichen Begebenheiten auf jedem ihrer Meierhöfe einige dahin gehörige Knechte frey zu machen x).

Neuntes Kapitel.

Kirchenverfaſſung. Großes Anſehen der Biſchöfe. Quellen deſſelben. Privilegien der Kirche. Aſylum. Immunität. Mönche. Exemtionen.

Als die Franken in Gallien ankamen, hatte die geiſtliche Verfaſſung ſchon ihre feſt geſetzte Geſtalt; und die Franken ließen es dabey. Das ganze Reich war in Provinzen zertheilt, und jede Provinz hatte ihren Metropoliten oder Erzbiſchof, unter dem mehrere Biſchöfe ſtanden, faſt auf die Art, wie die Grafen unter den Herzogen. In dieſer Vertheilung hatte man ſich genau nach der Eintheilung der Römer in politiſchen Sachen gerichtet. Auch der Metropo=

x) Die Art ſie loszulaſſen kann man aus dem Markulf L. 2. form. 32. und 33. und Bignons Noten pag. 326. ſehen.

tropolit hatte ſeinen beſondern Sprengel, in welchem er that, was die Biſchöfe in den Ihrigen thaten. Nebſt dieſem aber hatte er die Aufſicht über die Biſchöfe ſeiner Provinz; beſorgte, wenn einer derſelben ſtarb, die Verwaltung ihrer Kirchen, ſetzte die Wahl eines neuen an, hatte den Vorſitz dabey, und weihte endlich den Neuerwählten. Sein Hauptgeſchäft war, die Provincial-Concilien zu verſammeln, auf welchen die wichtigſten Sachen der Biſchöfe und ihrer Kirchen in Berathſchlagung gezogen und abgethan wurden. Die Biſchöfe hatten ihrerſeits die Aufſicht über die ganze Geiſtlichkeit ihres Kirchſprengels, und über alle Kirchengüter deſſelben.

Daß ſchon in den letzten Zeiten des Römiſchen Reiches das Anſehen der Biſchöfe ungemein groß geweſen, davon finden ſich überzeugende Beweiſe in den damahligen Geſchichten y). Eben daher wurden auch alle Mittel ergriffen, die nur dienlich seyn konnten, zu einem Bisthume zu gelangen. Das unzuläſſige Suchen ging ſelbſt zu Rom ſo weit, daß die wohlgeſinnten Römer den Arianiſch-Gothiſchen König Athalarich erſuchten dem Uibel zu ſteuern z). An andern Orten

y) Von Rom kann man des Ammian Marcellin 27. Buch c. 3. pag. 373. nachſehen.

z) Athalarich ließ hierauf das berühmte Edict ergehen, welches zu leſen iſt Tom. 4. Conc. Labbei c. 1748. worin es unter andern heißt: Iniquum eſt enim, vt apud vos locum habeat ambitus, quem nos laicis diuina conſideratione praeclusimus. Zugleich beſtimmt dieſer Gothiſche König, daß an ſeinem Hofe wegen der Ausfertigung der Beſtätigungsurkunde des Papſtes nicht mehr als 3000. So'idi ſollen bezahlt werden; dem Volke aber ſoll er nicht mehr als 500 austheilen.

Orten ſparte man weder Geld noch Verſprechen; an einigen ſuchte man ſich ſo gar mit den Waffen in der Hand auf den Thron zu ſchwingen, auf welchem Frieden und Einigkeit gepredigt werden ſollten, ſagt der Kaiſer Valentinian III. in einer ſeiner Novellen a).

Durch den Einmarſch der Barbaren verlor ihr Anſehen nicht allein nichts, ſondern es wuchs noch ungemein. Religion und ihre Diener waren faſt das einzige, was die rohen Gemüther derſelben achteten. Sie mußten alſo die Fürſprecher, Unterhändler und Advocaten des Volks bey den neuen Herren machen. Und weil ſie hierin meiſtens glücklich waren, warf ſich ihnen das Volk ganz in die Arme, ſo daß ein Biſchof, wenn er nur ein wenig Geſchicklichkeit und Beredſamkeit beſaß, daſſelbe lenken konnte, wie er wollte. Die Barbaren mußten demnach Achtung für ſie haben, wenn ſie das Zutrauen ihrer neuen Unterthanen gewinnen wollten. Sie ſelbſt brauchten die Biſchöfe wegen ihrer Geſchicklichkeit zu öffentlichen Geſchäften, beſonders zu Geſandtſchaften, wenn ſie auch nicht von ihrer Religion waren. " Durch „ euch, ſchreibt der berühmte Sidonius Apollinaris „ an

a) Hilarius Arelatenſis — alios incompetenter remouit, indecenter alios inuitis et repugnantibus ciuibus ordinauit. Qui quidem, quoniam non facile ab his, qui non elegerant, recipiebantur, manum ſibi contrahebant armatam, et clauſtra murorum in hoſtilem morem vel obſidione cingebant, vel aggreſſione reſerabant, et ad ſedem quietis pacem praedicaturus per arma ducebat. Tom. 3. Conc. Labbei col. 1401.

„ an einen Biſchof ſeiner Zeit, werden die Bünd-
„ niſſe zwiſchen beyden Reichen (dem Römiſchen und
„ Gothiſchen) geſchloſſen. Durch euch werden die
„ Geſandtſchaften beſorget. Euch wird zuerſt auch
„ in Abweſenheit des Regenten nicht allein das er-
„ öffnet, was bereits ausgemachet worden iſt, ſon-
„ dern was auch noch in Zukunft ausgemacht wer-
„ den ſoll b).“ Von dem Biſchofe Nicetius von Trier ſchreibt Venantius Fortunatus c), daß ſelbiger zur Sicherheit ſeines Volkes auf einem zuvor mit Waldungen bedeckten Hügel eine Burg angelegt, die mit dreyßig Thürmen umgeben war. Hierzu gehört gewiß Macht und Anſehen.

Die Franken machten demnach die Biſchöfe nicht erſt zu großen Herren, ſondern ſie fanden ſie ſchon als ſolche, und vermehrten nur deren Anſehen und Reichthümer. Mit der chriſtlichen Religion ſelbſt ging ſchon ein hoher Begriff von der Würde ihrer Vorſteher auf ſie über. Als ſie dieſe Religion annahmen, mußten ſie die meiſten ihrer vorigen Meinungen umgießen, und alle Augenblicke auf die Biſchöfe als ihre Lehrer zurück ſehen. Ihre Geſetze mußten in eine Uibereinſtimmung mit ihrer neuen Religion gebracht werden, und hierüber konnte man ſonſt niemand als die Biſchöfe fragen; dieſe bekamen alſo einigen Antheil an der geſetzgebenden Macht ſelbſt, und, weil dergleichen Dinge auf den National-Verſammlungen abgehandelt wurden, auch einigen Zutritt zu dieſen.

Da

b) Per vos regni vtriusque pacta conditionesque portantur. Per vos legationes meant. Vobis primum quanquam principe abſente non ſolum tractata referantur, verum etiam tractanda committuntur. Lib. 6.

c) De Nicetio Lib. 3. c. 12. col. 388. lit. C.

Da die alten Unterthanen ihre eigenen Geſetze behielten, mußten ſie auch nach denſelben gerichtet werden; allein, weder die Könige, noch ihre Hofbeamten verſtanden etwas von dem Römiſchen Rechte. Da nun die Römiſchen Kaiſer ſchon den Biſchöfen erlaubt hatten, denen, die ſich freywillig ihrem Ausſpruche unterwürfen, Recht zu ſprechen: ſo bekamen ſie jetzt faſt die ganze Juſtiz-Verwaltung in Anſehung der Römer in ihre Hände, und mußten auch aus eben der Urſache zu den Hofgerichten gezogen werden d). Der König Clotar machte ſo gar im Jahre 560. eine Verordnung, daß, wenn ein Richter jemanden Unrecht thun würde, der Biſchof in Abweſenheit des Königs ihn ſtrafen, und, was unrecht geurtheilt worden, verbeſſern ſollte. Zu Tours hatte vollends der Biſchof das Recht, den Grafen ſelbſt zu ernennen e). Da nach und nach auch Franken die biſchöfliche Würde ſuchten; ein jeder Frank aber das Recht hatte, den Verſammlungen der Nation beyzuwohnen: ſo konnten die Biſchöfe um ſo weniger davon ausgeſchloſſen werden, und man fing nun auch an, ſie als Große des Reichs anzuſehen, anſtatt daß ſich zuvor ihre Würde nur auf die Kirche erſtreckte.

Das Anſehen der Biſchöfe gewann auch dadurch ungemein viel, daß man ihnen meiſtens die Erziehung der königlichen Prinzen anvertraute. Daß ſie dabey den Vortheil der Geiſtlichkeit nicht außer Acht

 gelaſſen,

d) Daß ſie wirklich dabey erſchienen ſind, ſehen wir aus des Markulf L. 1. form. 25.

e) Turonis per Pontificis literas comes conſtituitur. *Author vitae S. Eligii apud Surium.*

gelaſſen, läßt ſich leicht errathen. Es ſchadete ihnen auch gewiß nichts, daß noch das wenige, was von Gelehrſamkeit übrig war, bey ihnen und der Geiſtlichkeit überhaupt aufbewahret wurde.

Daher iſt es kein Wunder, daß ſich auch die größten Herren, Grafen und Herzoge beſtrebet haben, zu Bisthümern zu gelangen. Gregorius Turonenſis erzählt z. B., daß der Graf Marachar, nachdem ſeine Amtszeit vollendet war, Prieſter, hernach Biſchof geworden f). Jovinus, welcher zuvor Gouverneur einer Provinz (rector provinciæ) geweſen, und andere mehr wurden ebenfalls Biſchöfe g). Wir finden ſo gar ein Beyſpiel von einem Major Domus, daß er noch Biſchof geworden h). Dem Gunthram Boſo ſagte eine Wahrſagerinn vor, er würde fünf Jahre lang das ganze Königreich regieren, alsdann aber Biſchof werden, worauf er ſich ungemein freute, ſagt Gregorius, und ſchon glaubte Biſchof zu Tours zu ſeyn i).

Die Biſchöfe brauchten auch damahls ſchon, nicht allein wegen gewiſſer Verbrechen, ſondern auch zur Behauptung ihrer eigenen Rechte, Güter und dergleichen, die Excommunication. Da aber dieſe an ſich bloß geiſtliche Strafe bey einem rohen, und nur durch ſtarke Eindrücke zu bändigenden Volke wenig fruchtete: ſo ſuchten ſie durch das Anſehen der Könige auch Folgen in bürgerlichen und politiſchen Dingen

f) L. 5. c. 37. col. 245. lit. C.

g) L. 6. c. 7. col. 281. lit. D.

h) L. 5. c. 45. apud eundem.

i) L. 5. c. 14. col. 216. lit. E.

Dingen mit derſelben zu verknüpfen. Der König Childebert willfahrte ihnen beſonders hierin, und verordnete, daß derjenige, der ſeinen Biſchof nicht hören, und darüber excommunicirt werden wird, nicht allein bey Gott auf ewig verdammt, ſondern auch von dem königlichen Pallaſte gänzlich ausgeſchloſſen ſeyn, und noch dazu ſeine Güter verlieren ſolle k). Die Könige ſahen nicht, daß man mit der Zeit dieſe Grundſätze auch auf ſie anwenden würde, und ſpitzten auf ſolche Art ſelbſt die Pfeile, die ihre Nachfolger einſtens treffen ſollten.

Eine andere Quelle des Anſehens der Biſchöfe, die ebenfalls ſchon geöffnet war, ſind die großen Reichthümer geweſen. Die Könige und das Volk beſtrebten ſich um die Wette, ſie und die Kirchen zu bereichern. Dieſes erweckte damahls um ſo weniger Neid und Aufſehen, da Kirchengüter und Armengüter gleich bedeutende Wörter waren. Ich ſage, gleich bedeutende Wörter; denn in der Sache ſelbſt war freylich ſchon viel Aenderung vorgegangen. Die Hauptbewegurſache, die in den damahligen Stiftungsbriefen vorkommt, iſt die Erlöſung der Seele (pro redemptione animae), oder auch (pro remedio peccatorum) die Abtilgung der Sünden. Dieſem Gedanken, der überall anzutreffen iſt, wußte man die verſchiedenſten Wendungen zu geben. Eigentlich aber, wie man aus dem Salvian von Maſſilien ſieht, liegt dabey der Text des Propheten Daniel Kap. 4, 24. zum Grunde: Peccata tua in miſericordiis redime, löſe deine Sünden durch Almoſen. Eben dieſer Salvian, der die Sache der Kirchen und Ar-

k) Decretio Childeberti Regis data circa A. 595. apud HEINECC. C. Jur. G. antiq. pag. 473.

men kurz vor dem Eintritte der Franken in Gallien in ſeinen vier Büchern gegen den Geitz auf eine manchmahl ſehr übertriebene Art vertheidigt hat, macht in dem erſten Buche folgende Auslegung über den angeführten Text: " Was will dieſes ſagen, et-
„ was auslöſen? Ich glaube, den Werth der Dinge,
„ die gelöſet werden, hingeben. — So ſchätze
„ dann die Sünden, die du begangen haſt, auf das
„ genaueſte. Sieh, was du ſchuldig biſt für Lügen,
„ Fluchen und Meineid, was für deine Nachläſſig-
„ keiten, was für die unreinen Reden, und endlich
„ für alle böſe Begierden. — Und wenn du alles
„ wirſt zuſammen gerechnet haben, ſo erwäge die
„ Preiſe eines jeden. Ich will nicht haben, daß du
„ alles, was du haſt, Gott geben ſollſt, ſondern
„ gib nur das, was du ſchuldig biſt, wenn du ge-
„ nau ſchätzen kannſt, was du ſchuldig biſt. " Die Erfindung kommt alſo nicht von den Franken; ſie mußte aber nothwendig ihr Glück bey ihnen machen. Auch bey ihnen waren alle Verbrechen taxirt, und wenn einer ſeine Taxe oder das Friedegeld, wie ſie es nannten, gezahlt hatte, durfte ihm weder die Obrigkeit, noch der beleidigte Theil etwas anhaben. Eben ſo konnte ein Franke leicht denken, daß, wenn er Gott, oder an deſſen Statt den Kirchen und Armen etwas Gewiſſes gezahlt hätte, er wegen ſeiner Sünden gar nichts mehr zu beſorgen hätte. Manchmahl hoffte man auch dadurch zeitlichen Lohn und Vergeltung zu erhalten l). Viele wollten dem jüngſten Tag, den ſie ſchon vor der Thüre zu ſeyn glaubten

l) In einer Formel bey dem Markulf heißt es: Maximum regni noſtri augere credimus munimentum, ſi beneficia oportuna locis eccleſiarum beneuola deliberatione concedimus' Lib. I. form. 3.

ten, zuvor kommen, und ſich mit dem Richter aus- ſöhnen m); andere geraden Weges in den Himmel ein- gehen n). Was man für übertriebene Vorſtellun- gen von der Kraft dieſer Schenkungen manchmahl gehabt habe, ſieht man aus der Rede der Königinn Fredegunde an die Meuchelmörder, die ſie beſtellt hatte, ihren Schwager, den König Sigebert, aus dem Wege zu räumen. " Wenn ihr davon kommt, „ ſagt ſie, will ich euch und eure Kinder außeror- „ dentlich erheben; wenn ihr aber ſelbſt dabey das „ Leben laſſet, ſo will ich eine Menge Almoſen für „ euch an die Kirchen austheilen o). " Um die Schenkungen zu erleichtern, wurden die ſo genannten precariae erfunden, eine Art von Urkunden, vermö- ge deren die Kirche die geſchenkten Güter dem Schen- kenden gegen einen gewiſſen Zins auf zeitlebens wie- der überließ p).

Die Mönche und Klöſter wurden zwar vorzüg- lich bedacht; ſie hatten aber auch noch Quellen der Reichthümer, die ihnen eigen waren, ihre Arbeit- ſam-

n) In einer andern Formel heißt es: Mundi terminum ruinis crebreſcentibus appropinquantem indicia certa manifeſtant, experimenta liquida declarare noſcuntur, et ad diſcutiendas infidelium mentes illa dudum in Euangeliis a domino dicta oracula incumbere noſcuntur: operae pretium arbitror futurum tempus viciſſitudine praeoccupans anticipare, etc. L. II. form. 3.

n) In einer Urkunde bey Hartzheim Conc. Germ. Tom. 2. pag. 96.

o) Si corrueritis, ego pro vobis eleemoſynas multas per loca Sanctorum diſtribuam. *Geſta Franc.* epit. CXXXII, *p.* 712.

p) Dergleichen kommen bey dem Markulf vor Lib. 2. form. 5.

ſamkeit nähmlich, und gute Wirthſchaft. Ihre Güter waren ſelten das vom Anfange ſchon, was ſie in der Folge geworden ſind. Man gab ihnen oft ganz öde Plätze, oder große Stücke Waldungen, die ſie durch ihren Fleiß erſt urbar machten, und die manchmahl noch Gelegenheit zur Anbauung von Dörfern, Flecken und Städten gaben.

Die Kirchen konnten ihre Güter auch um ſo eher vermehren, da ihnen erlaubt war durch Kaufen und Verkaufen, oder auf andere Weiſe ſo viel an ſich zu bringen, als ſie wollten. Die Beſtätigungen ihrer Güter, die ſie von den Königen erhielten, gehen daher meiſtens auch auf die zukünftigen, die ſie noch an ſich bringen werden q). So wie es ihnen hingegen auf der andern Seite auf das ſchärfſte verbothen war, Güter, die einmahl einem Kloſter, oder einer Kirche zugehörten, zu veräußern. Die Stifter und Gutthäter unterſagten es meiſtens ſelbſt ſchon in ihren Schenkungsbriefen, und überhäuften diejenigen mit den ſtärkſten Vermaledeyungen, die dagegen handeln würden. " Derjenige, der dieſen meinen Willen nicht halten wird, heißt es bey dem Markulf, „ ſoll verflucht ſeyn, und der damit einſtimmen wird, „ ebenfalls. Wie Dathan und Abiron, ſoll er lebendig von der Erde verſchlungen werden, und in „ die Hölle fahren — dann ſoll er erſt Verzeihung „ ſeiner Sünden erhalten, wann ſie der Teufel auch „ erhalten wird — Nebſt dieſem ſoll er dem Fiscus, „ oder den Biſchöfen 100 Pfund Gold zahlen, und „ deſſen

q) Bey dem Markulf heißt es z. B. In Villabus Eccleſiae, quas moderno tempore habere videtur, vel quas deinceps in iure ipſius ſancti loci voluerit diuina pietas ampliare. Lib. I. form. 3.

„ deſſen ungeachtet dieſer Brief unverbrüchlich gehal„ten werden r). “ Auf ſolche Art mußten freylich viele Reichthümer nach und nach den Kirchen zuflieſſen. Wenigſtens ſagte ſchon der König Chilperich: “ Sehet, unſer Fiſcus iſt arm, unſere Reichthümer „ ſind in den Händen der Kirchen; die Biſchöfe al„ lein regieren; unſere Ehre iſt zu Grunde gegan„ den, und den Biſchöfen zu Theil geworden s). “ Auch der König Klodwig, als er ſein dem heiligen Martinus vor der Schlacht bey Poitiers gelobtes Pferd um zwey hundert Goldgulden von den Geiſtlichen zu Tours löſen mußte, ſagte: Der heilige Martinus iſt zwar ein guter Helfer in der Noth, er läßt ſich aber auch theuer bezahlen t). Chilperich zerriß zwar gemeiniglich die Teſtamente, die zu Gunſten der Kirchen gemacht waren; allein, er getraute ſich nicht das zu thun, was der Kaiſer Valentinian I. ehemahls gethan hat, nähmlich dergleichen Teſtamente gänzlich zu verbiethen. Wie es hernach zu Zeiten des Karl Martel mit dem mehreren Theil dieſer Güter gegangen, haben wir bereits gehört. Da aber die Grundſätze von der Kraft ſolcher Schenkungen noch immer allgemein angenommen waren, wußten ſich die Biſchöfe bald wieder zu erholen.

Z 5 Eines

r) L. II. form. 1.

s) Aiebat enim plerumque: Ecce pauper remanſit fiſcus noſter, ecce diuitiae noſtrae ad eccleſias ſunt translatae; nulli penitus niſi ſoli Epiſcopi regnant; periit honor noſter et translatus eſt ad Epiſcopos ciuitatum. GREGOR. TVRON. L. VI. c. 46. col. 325. lit. A.

t) Vere beatus Martinus bonus eſt in auxilio, ſed carus in negotio. *Geſta Franc. Epitom.* C. XVII. pag. 705.

Eines der erſten, das die Biſchöfe zu erhalten ſuchten, war die Bekräftigung der bereits von den Römiſchen Kaiſern den Kirchen ertheilten Privilegien. Der erſte Canon, der unter Fränkiſcher Regierung in Gallien gemacht worden iſt, betrifft das Aſylum, oder die Zufluchtsfreyheit der Kirchen. Die Biſchöfe eilten um ſo mehr damit, da unter Leuten, die allezeit bewaffnet gingen, und noch immer gewohnt waren, ihre Zwiſtigkeiten ſo gleich mit dem Degen auszumachen, es für ſie ſo wohl, als die alten Inwohner nothwendiger war, als jemahls, einen ſichern Zufluchtsort zu haben. Wie koſtbar ihnen dieſes Privilegium geweſen, ſiehet man aus dem Eifer, mit dem ſie darüber gehalten. Eher ließen ſie tauſend Menſchen unglücklich werden, als ſie einen einzigen, er mochte ſchuldig oder unſchuldig geweſen ſeyn, auslieferten; und ſo groß war die Verehrung, die die Könige gegen die Kirchen hegten, daß ſie eher ſich getrauten tauſend Unſchuldige unglücklich zu machen, als einen einzigen Böſewicht mit Gewalt aus einer Kirche zu nehmen.

Der König Chilperich ſagt bey dem Gregorius Turonenſis: Werft mir dieſen Abtrünnigen, (Chilperichs eigenen Sohn Meroveus,) zur Kirche hinaus; ſonſt werde ich das ganze umliegende Land verbrennen. Gregorius, als Biſchof zu Tours, wohin ſich Meroveus geflüchtet hatte, antwortete, es ſey unmöglich, daß dasjenige, was zu Zeiten der Ketzer nicht geſchehen ſey, nun zu den Zeiten der Chriſten geſchehe. Chilperich, dem äußerſt daran gelegen war, ſeinen Sohn in ſeiner Gewalt zu haben, ſchrieb einen Brief an den heiligen Martinus, mit der Anfrage, ob es erlaubt ſey, ihn heraus zu nehmen oder nicht. Dieſes Schreiben nebſt einem weiſſen

Papiere

Papiere ward auf das Grab des Heiligen gelegt. Allein, der Heilige ließ es unbeantwortet. Chilperich fuhr demnach fort, verwüſtete und verheerte die ganze Gegend von Tours, auch die Güter des heiligen Martinus nicht ausgenommen. Seinen Sohn aber getraute er ſich nicht aus der Kirche zu nehmen; und Gregorius lieferte ihn auch nicht aus, ob er ſchon dadurch dieſes große Unheil hätte abwenden können u). Dergleichen Begebenheiten kommen nicht ſelten in der Fränkiſchen Geſchichte vor. Keine Kirche in dem ganzen Reiche war berühmter, als die Kirche zu Tours, wo der heilige Martinus begraben lag. Die außerordentliche Ehrerbiethung, die man durchgehends in Gallien gegen dieſen Heiligen hegte, war die Urſache, daß man auch dahin am meiſten flüchtete; und eben darum auch die dortigen Gegenden öfter verwüſtet wurden, als andere. Die Inwohner hatten faſt eben das Schickſal, als die Länder, in deren Boden die Natur große Schätze von Gold und Silber verborgen hat. Uiberhaupt aber machten ſich die Geiſtlichen ein Geſchäft daraus ihre Perſonen ſo wohl, als die Kirchen ſo unverletzlich zu machen, als immer ſeyn konnte. Die ganze Geſchichte te des Gregor von Tours iſt in dieſer Abſicht, die er ſelbſt an einem und dem andern Orte ausdrückt, geſchrieben. Er bemerkt daher mit größter Sorfalt alle die Unglücksfälle, ſo den Königen oder andern Großen begegnet ſind, die ſich gegen die Kirchen und die Geiſtlichen nicht gebührend aufgeführet haben, und ſucht ſie als Folgen ihrer Vergehungen vorzuſtellen x).

Die

u) GREGOR. TVRON. Hiſt. L. 5. c. 14. col. 217.

x) Seine Erzählung von dem Tode des Grafen Nantin beſchließt er mit folgenden Worten: Ergo omnes haec obſtu-

Die Biſchöfe und Aebte ſuchten auch häufig von den Königen ſo genannte Immunitäts-Privilegien zu erhalten. Was dieſe Immunität bey den Franken geweſen ſey, können wir am beſten aus den berühmten Formeln des Markulf ſehen y). Vermöge derſelben wurde alle Gewalt der königlichen Richter in Anſehung der Kirchengüter aufgehoben, und die darauf anſäſſigen Leute ſtanden in Gerichtsſachen nicht mehr unter denſelben, ſondern unter ihren Biſchöfen oder Aebten, welche die Gerichtsbarkeit durch ſich oder ihre Vögte (advocatos) ausübten. Inſonderheit

peſcant, admirentur et metuant, ne inferant iniurias ſacerdotibus, quia Vltor eſt Dominus ſeruorum ſuorum ſperantium in ſe. L. 5. c. 36.

y) ——— Igitur nouerit ſolertia veſtra, quod nos ad petitionem Apoſtolici viri domini illius vrbis Epiſcopi tale pro aeterna retributione beneficium viſi fuimus indulſiſſe vt in villabus Eccleſiae — *nullus Judex publicus ad cauſas audiendas, aut freda vndique exigendum, quocunque tempore non praeſumat ingredi. Sed hoc ipſe Pontifex vel ſucceſſores eius propter nomen Dei ſub integro imunitatis nomine valeant dominare.* Statuentes ergo vt neque vos, neque iuniores, neque ſucceſſores veſtri, nec vlla publica iudicaria poteſtas quocunque tempore in villis vbicunque in regno noſtro ipſi Eccleſiae aut regia aut priuatorum largitate conlatis, aut qui in antea fuerint conlaturis, aut ad audiendas altercationes ingredi, aut freda de quibuslibet cauſis exigere, *nec manſiones aut paratas, vel fideiuſſores tollere non praeſumatis; ſed quidquid exinde aut de ingenuis, aut de ſeruientibus, caeteriſque nationibus, quae ſunt infra agros vel fines ſeu ſupra terras praedictae eccleſiae commanentes, fiſcus aut de fredis, aut vndecumque potuerat ſperare, ex noſtra indulgentia pro futura ſalute in luminaribus ipſius eccleſiae per manum agentium eorum proficiat in perpetuum. — L. I. form. 3.*

derheit wird den Richtern unterſagt keine Fried⸗oder Wehrgelder (freda) mehr von den Leuten der Kirchen zu fordern. Hieraus gibts ſich ſchon von ſelbſt, daß die Fränkiſche Immunität ganz was anders, als die Römiſche geweſen, und daß ſie auch von jenem Begriffe mit abgehe, den man in der Folge in geiſtlichem Recht mit dieſem Worte verbunden hat. Bey den Römern ſtand alles unter den öffentlichen Richtern, und man wußte nichts von Privat⸗Gerichtsbarkeiten. Die Fränkiſche Verfaſſung gab erſt Anlaß zu ſolchen. Wir haben gehört, daß bey den Deutſchen alle Genugthuungen, Bußen und Strafen in einer gewiſſen Summe Geldes beſtanden, wovon ein Theil dem Beleidigten, der andere den Verwandten, der dritte der Gemeinde, oder dem Richter heimfiel. In der Folge eigneten die Könige den Theil, den ſonſt die Gemeinde bekam, ihrem Fiſcus zu. Bey einem den Gewaltthätigkeiten ſehr ergebenen Volke machten dieſe Gefälle einen großen Theil ihrer Einkünfte aus.

Da ſie aus Andacht dieſe Strafgelder den Kirchen ſchenkten, traten ſie eben dadurch auch die Gerichtsbarkeit und Erkenntniß der Rechtshändel derſelben ab, indem man wiſſen mußte, wer eigentlich der Schuldige ſey, oder wie viel er zu bezahlen habe. Anfangs wurden ſie zwar den Obrigkeiten wegen Handhabung der gemeinen Sicherheit bezahlt, zuletzt aber anſtatt der Prozeßunkoſten. Wer ſelbige bekam, mußte auch die Mühe auf ſich nehmen, den Prozeß auszumachen. Uiberhaupt ward dieſes für kein den Geiſtlichen unanſtändiges Geſchäft, ſondern vielmehr für rühmlich und gottſelig gehalten, verbitterte Familien mit einander auszuſöhnen. Deßwegen wird auch kein Unterſchied zwiſchen Civil⸗und Criminal⸗

Fällen

Fällen gemacht. Im Gegentheil miſchten ſich die Biſchöfe noch lieber in die letzten, weil die daraus enſtandenen Feindſchaften heftiger und anhaltender waren. Sie konnten es auch um ſo eher, weil bey den Franken keine ordentlichen Todesſtrafen hergebracht waren. Die Biſchöfe ſchoßen daher manchmahl das Friedegeld vor, um nur die Ausſöhnung zu Stande zu bringen. Sie unterzeichneten auch meiſtens den darüber aufgerichteten und dem Beleidiger zugeſtellten Sicherheitsbrief.

Vermöge dieſer Immunität wurde auch den Kirchen geſchenkt, was nur immer an Zinſen, oder auf irgend eine andere Weiſe der Fiſcus von den freyen Leuten ſo wohl, als Knechten, die auf den Kirchengütern anſäſſig waren, zu fordern hatte. Endlich ſollen auch die Leute der Kirchen nicht gehalten ſeyn, den königlichen Richtern oder Beamten Obdach (manſiones), Atzung oder freye Zehrung (paratas), und Vorſpannen (paravereda) zu geben. Alles dieß war noch ein Uiberbleibſel von der Römiſchen Verfaſſung. Was nur immer zu dem Hofe auch nur von weiten gehörte, mußte auf Reiſen oder bey Amtsverrichtungen freygehalten, und auf öffentliche Koſten fortgeliefert werden, welches den Unterthanen ungemein beſchwerlich fiel. Die Franken behielten dieſes bey, und zugleich die Mißbräuche davon. Die Biſchöfe ſuchten daher die Kirchen und deren Leute ſo bald, als möglich, davon frey zu machen. Da übrigens dieſe Immunitäts-Privilegien nur beſondern Kirchen ertheilt wurden, ſo ſtanden die Leute der andern unter den königlichen Richtern, wie jene der weltlichen Güterbeſitzer. Sie mußten daher dem Fiſcus fortzahlen, was ſie ſonſt gezahlt hatten. Es waren aber wenige Kirchen, die ſie nicht in der

Folge zu erhalten wußten. Wenigſtens wird kaum eine etwas anſehnliche Kirche in Deutſchland anzutreffen ſeyn, die nicht ein ſolches nach der Formel des Markulf zugeſchnittenes Privilegium aufzuweiſen hätte.

Die den Kirchen unmittelbar gehörigen Güter wurden zwar durch das Edict des Königs Clotar z) überhaupt von Abgaben befreyet; allein, dadurch erhielten die Kirchen nichts, als daß ſie den Franken gleich gemacht wurden, die ebenfalls keine Abgaben zahlten. Sie mußten daher auch auf der andern Seite die Laſten übernehmen, die den Franken zukamen. Da nach der Fränkiſchen Verfaſſung die Könige keine eigenen Kriegsheere unterhielten, ſondern jeder Güterbeſitzer Soldat war: ſo mußten auch die Kirchen ihre Leute mit in das Feld ſchicken, und auf eigene Koſten unterhalten.

Was die Biſchöfe und Aebte, wie auch die niedere Geiſtlichkeit für ihre Perſonen ſelbſt angeht, da blieb es bey dem, was bereits unter der Regierung Clotars II. iſt geſagt worden.

Der Mönchſtand war ſchon zu den Zeiten Klodwigs in Gallien eingeführt. An ſich iſt derſelbe ein Aegyptiſches Product; von da aus hat er ſich zuerſt in dem Orient, und hernach auch in dem Occident verbreitet. Gleichwie aber die Gewächſe, wenn ſie unter andere Himmelsgegenden verpflanzt werden, nach der Verſchiedenheit des Klima und des Erdreiches, das ſie antreffen, bald verſchlimmert, bald verbeſſert werden: ſo ging es auch dieſem. Je weiter

z) A. 560. apud HEINECC. Corp. J. G. A. pag. 468.

ter er gegen Norden gebracht wurde, deſto mehr ſchien er von ſeiner erſten Natur und Einrichtung zu verlieren. Der Aegyptiſche Tiefſinn machte den ſtärkſten Contraſt mit dem Galliſchen Leichtſinn, der von den Alten als ein charakteriſtiſcher Zug dieſer Nation angemerkt worden. Am wenigſten aber ſchickten ſich die an nichts weniger als an das Denken gewöhnten Barbaren zu dem contemplativiſchen oder beſchaulichen Leben. Man ſieht daher in dem Occident Reformen über Reformen; da er ſich hingegen in dem Orient faſt immer gleich blieb. Zu den Zeiten Klodwigs hatten die Mönche noch keine beſtändige Regel. Jedes Kloſter hatte die ſeinige, die es entweder von ſeinem Biſchofe, oder einem andern berühmten Manne bekommen. Auch waren die nachher ſo berühmt gewordenen Gelübde noch nicht eingeführt. Die Mönche mußten ihrem Abte gehorchen, und durften ohne ſeine Erlaubniß das Kloſter nicht verlaſſen. Wenn es einer that, ſo verordnen die Biſchöfe in dem neunzehnten Canon der erſten Kirchenverſammlung zu Orleans, daß er mit Hilfe des Biſchofes als ein Flüchtling unter Verwahrung ſoll zurück gebracht werden. Was die Armuth betrifft, ſo waren ſie noch nicht unfähig für ſich etwas eigenes zu beſitzen; man ſah aber bereits die üblen Folgen davon ein; deßwegen verordnen die Biſchöfe eben daſelbſt, daß, wenn einer ſich etwas werde erworben haben, es ihm von dem Abte mit Gewalt genommen, und zum Beſten des Kloſters verwendet werden ſolle. Eben ſo waren die Mönche ſchuldig für beſtändig die Keuſchheit zu halten, und wenn ſich einer verehelichte, ward er unfähig zu allen Kirchenämtern a); manchmahl

auch

a) Canon. 21. Concilii Aurelianenſis. A. 511.

auch des Genuſſes der Sacramente bis an ſein Lebensende beraubt; die Ehe war eben an ſich nicht ungiltig.

Im ſechſten Jahrhundert ſetzte der heilige Benedict († 544) eine Regel auf, die ſolchen Beyfall fand, daß ſie faſt in dem ganzen Occident in allen Klöſtern angenommen wurde. Der große Ruf des heiligen Benedict und ſeiner erſten Jünger machte auch, daß eine Menge neuer Klöſter geſtiftet wurde. Beſonders unterſagte Benedict auf das ſchärfſte ſeinen Untergebenen alles Eigenthum, führte eine Prüfungszeit ein, und ließ ſie mündlich und ſchriftlich, nach dem Verlaufe derſelben, den Gehorſam verſprechen. Seine Abſicht ging auch inſonderheit dahin, dem damahls in dem Occident ſehr gemeinen Mißbrauche zu ſteuern, daß nähmlich Leute für ſich nur die Mönchskleider anlegten, und in der Welt herum zogen, um ſich mit Betteln zu ernähren, oder auch nur zu zweyen oder dreyen ohne alle Regel oder Ordnung beyſammen wohnten.

Der Mönchſtand hatte noch lange ſeine völlige Einrichtung nicht, als ſchon in dem Orient ſo wohl, als in dem Occident Streitigkeiten zwiſchen den Biſchöfen und Aebten ausbrachen. Die unter Klodwigen zu Orleans 511. verſammelten Biſchöfe verordnen daher in dem neunzehnten Canon, daß die Aebte der Demuth gemäß, zu der ſie ſich öffentlich bekennen, unter der Gewalt der Biſchöfe ſtehen ſollen; und wenn ſie ein Verbrechen begehen, ſollen ſie von den Biſchöfen beſtraft werden. Einige der berühmteſten

ſten Klöſter als, Lerins, Agennes und andere waren zeitlich darauf bedacht, beſondere Privilegien ſich von den Biſchöfen und Königen ertheilen zu laſſen; allein dieſe betrafen keineswegs die Unterwerfung in geiſtlichen Dingen, ſondern nur die innere Verwaltung der Kloſtergüter, und einige dahin ſich beziehende Dinge.

Die Mönche waren ſeit ihrer Ankunft in dem Occident die Lieblinge andächtiger Perſonen, die ſich durch Stiftungen den Himmel zu erwerben ſuchten. Ihr Leben war erbaulicher, und ihr Gebeth ward aus dieſer Urſache für kräftiger gehalten, als das Gebeth der übrigen Geiſtlichen. Man glaubte alſo am ſicherſten zu Werke zu gehen, wenn man ſich vielmehr an ſie, als an die letztern hielte. Die beſten Güter, und die beſten Geräthſchaften wurden ihnen zu Theil. Dieſes erweckte Neid, und machte, daß es Leute gab, die ſich ein ſo großes Geſchäft daraus machten, ihnen das Ihrige wieder mit guter Manier abzunehmen, als andre, ſie zu bereichern. Sie waren in eben dem Falle, als die Gallier in Anſehung der Deutſchen, reich und ſchwach (dites et imbelles). Daher hatten ſie auch immer Feinde um ſich. Unter andern wußten die Biſchöfe Wege genug, einen Theil der Kloſtereinkünfte an ſich zu bringen. Gegen dieſes eigentlich ſuchten ſich die Mönche zu verwahren; und hierin liegt der ganze Grund der in den folgenden Zeiten erhaltenen Exemtionen.

Wenn man klar in dieſer ganzen Sache und auf den Grund ſehen will, muß man die Formeln

des Markulf, die von den Privilegien von Lerins und Agennes genommen ſind, und den allgemeinen Zuſchnitt zu allen Exemtionen der damahligen Zeiten enthalten, einſehen. Zuerſt heißt es: der Biſchof ſoll den Mönchen, wenn er darum wird gebethen werden, die Weihen ertheilen, aber kein Geld dafür verlangen (nullum pro ipſorum honore præmium percepturus); er ſoll ihnen die Altäre weihen, und das heilige Oel mittheilen ohne Entgeld (ſine pretio); er ſoll den von ihnen erwählten Abt ohne Entgeld (ſine pretio) benediciren; über die Kloſtergüter, Leute und Geräthſchaften ſoll er keine Gewalt haben, oder ſich die Opfer anmaßen; hierin lag eigentlich der Hauptzweck dieſer Privilegien. Die Biſchöfe wollten über die Kloſtergüter ſo viel zu ſagen haben, als über die Güter der Pfarrkirchen, deren Verwaltung ihnen erſt in dem funfzehnten Canon der erſten Kirchenverſammlung zu Orleans nebſt dem dritten Theile der Opfer iſt zugeſprochen worden. Gegen dieſes ſträubten ſich die Mönche am meiſten. Wenn wir dasjenige, was folget, nur obenhin durchſehen, finden wir das nähmliche immer wieder, daß ſie ſich gegen die ungerecht ſcheinenden Geldforderungen, oder andere zeitliche Laſten in Sicherheit zu ſetzen geſucht haben. Die Biſchöfe ſollen nicht in das Innere der Klöſter kommen, und wenn ſie von den Mönchen ſelbſt gerufen werden, oder dahin kommen ihre Andacht zu verrichten, ſollen ſie mit einem mäßigen Mittageſſen fürlieb nehmen (ſimplici ac ſobria benedictione), und ſollen ohne etwas ſonſt zu verlangen (absque ullo requiſitu) ihren Heimweg nehmen. Die Urſache war nähmlich, weil die Biſchöfe prächtig wollten bewirthet ſeyn, und ſich lange in den Klöſtern ver-

weilten, zuletzt aber noch Geſchenke verlangten. Doch wird noch eine andere Urſache dazu geſetzt, damit nähmlich die Mönche nicht in ihrer Ruhe geſtört werden, und Gott deſto eifriger loben können. Zuletzt ergibt ſich noch klar hieraus, das der Begriff von einer Exemtion in geiſtlichen Dingen noch nicht auf der Welt war. „ Wenn die Mönche „ etwas gegen ihre Regel begehen werden, heißt „ es, ſoll es der Abt verbeſſern; wenn er es aber „ nicht kann, ſoll der Biſchof ſie in dem Zaume „ halten; weil darunter das canoniſche Anſehen „ nicht leiden muß, wenn den Gläubigen zu ihrer „ Ruhe etwas vergönnet wird b). “

Zehn-

b) Si aliquid ipſi monachi de eorum religione tepidi, aut ſecus egerint, ſecundum eorum regulam ab eorum Abate, ſi præualet, corrigantur. Sin autem, Pontifex de ipſa ciuitate coercere debet, quia nihil de canonica auctoritate conuellitur, quidquid domeſticis fidei pro quietis tranquillitate tribuitur. MARCVLF. Lib. I. form. I.

Zehntes Kapitel.

Verhältniß der königlichen Macht zu der geiſtlichen. Der biſchöflichen zu der päpſtlichen. Steigen des päpſtlichen Anſehens.

So groß auch das Anſehen der Biſchöfe geweſen, ſo waren dennoch auch die Rechte der Könige in Anſehung der Geiſtlichen und deren Güter noch ſehr beträchtlich. Man würde ihnen aber ſehr Unrecht thun, wenn man ihre Handlungen als lauter eigenmächtige Eingriffe in die Rechte der Kirche anſehen wollte. Die erſten Fränkiſchen Könige waren gut geſinnt. Sie nahmen die chriſtliche Religion, ſo, wie ſie ihnen geprediget ward, auf Treu und Glauben ihrer Lehrer an. Nichts war ihnen weniger möglich, als durch eigene Einſichten die Gränzen ihrer und der geiſtlichen Gewalt zu unterſcheiden, oder, was göttlichen Rechtens und Urſprungs, und was die Geiſtlichen bloß menſchlichen Privilegien zu verdanken hätten, ſelbſt zu beurtheilen. Man kann demnach dasjenige, was ſie gethan haben, nicht ohne Grund auf Rechnung ihrer erſten Lehrer ſchreiben.

Das vorzüglichſte beſtand in folgendem. Sie beriefen die Biſchöfe zuſammen, wenn es ihnen beliebig war, legten ihnen die Berathſchlagungspuncte vor, und die von ihnen gemachten Canones mußten erſt von dem Könige beſtätigt werden, wenn ſie einige Kraft haben ſollten; wie man gleich aus dem Eingange der Kirchenverſammlung von Orleans im

J. 511. welche dir erſte iſt, die unter den Franken iſt gehalten worden, ſieht c). Die Biſchöfe ſagen in denſelben ausdrücklich, Klodwig habe ihnen den Befehl ertheilt, ſich zu verſammeln; habe ihnen auch die Puncte vorgeleget, über die ſie ſich berathſchlagen ſollen, damit, wenn dasjenige, was ſie beſchloſſen, auch durch des Königs Urtheil für recht erkannt und gut geheiſſen werde, die Einwilligung deſſelben das Urtheil der Prieſter befeſtige, und ſelbigen um ſo größers Anſehen beylege. Eine weſentliche Bedingung war es demnach, daß alles durch des Königs Urtheil für recht erkannt und gut geheiſſen wurde. Wenn dieſes nicht ſchon aus der höchſten Gewalt im Staate für ſich flöße, ſo würde es das damahlige Kirchen-Syſtem nothwendig mit ſich gebracht haben. Eine Menge bloß bürgerlicher Dinge waren aus Gnade, manchmahl auch aus Nachſicht der Regenten in dasſelbe aufgenommen worden, die aber dadurch ihre urſprüngliche Natur und Weſenheit keineswegs verloren, und eben daher auch der höchſten Gewalt im Staate nicht ſind entzogen worden, oder auf irgend eine Weiſe haben können entzogen werden; hierher gehört z. B. dasjenige, was den Biſchöfen und Kirchen in Betreff des Aſyli, oder Zufluchtsrechts, gewiſſer perſönlicher und dinglicher Immunitäten, der Frey-

c) Domino ſuo Catholicæ Eccleſiæ filio Chlotouecho Glorioſiſſimo Regi omnes ſacerdotes, quos ad Concilium venire *iuſſiſtis.* Quia tanta ad religionis Catholicæ cultum glorioſæ fidei cura vos excitat, vt ſacerdotalis mentis affectu ſacerdotes de rebus neceſſariis tractaturos in vnum colligi iuſſeritis, ſecundum voluntatis veſtræ conſultationem, & *titulos quos dediſtis*, ea quæ nobis viſa ſunt definitione reſpondimus, ita vt ſi ea quæ nos ſtatuimus, *etiam veſtro recta eſſe iudicio comprobantur, tanti conſenſus Regis ac Domini maiori auctoritate ſeruandam tantorum firmet ſententiam ſacerdotum. Annal. Eccleſ. Franc.* Le Cointe *ad a.* 511.

Freylaſſung der Knechte, der Ehegeſetze und dergleichen eingeräumt, oder von ihnen ſelbſt feſt geſetzt worden. Von nun an wird man kaum ein Concilium antreffen, wo nicht eines oder das andere davon vorkäme.

So wie die Biſchöfe auf Befehl des Königs auf den Concilien erſcheinen mußten, ſo durften ſie ſich dagegen ohne Einwilligung deſſelben nicht eigenmächtig verſammeln; und wenn ſie es thaten, wurden ſie von dem Könige nach Hauſe gewieſen d).

Die Könige vergaben beſtändig die Bisthümer, ſo ſehr ſich auch die Biſchöfe bemühten, beſonders auf der berühmten Verſammlung der Nation im Jahr 615. die Wahlfreyheit feſt zu ſetzen. " Obſchon wir ", alſo lautete der Eingang der Urkunden, in welchen der König ein Bisthum vergab, „ vermöge unſerer königlichen Würde mit vielen Geſchäften und Sorgen überhäuft ſind: ſo finden wir „ doch nichts einem Fürſten anſtändiger, als daß „ er, wenn eine Gemeinde ihren Hirten verloren „ hat, ſolchen Perſonen das biſchöfliche Amt übertrage, die das Volk nicht minder durch Frömmigkeit und gutes Beyſpiel, als durch Ernſthaftigkeit und Strenge zu regieren wiſſen e)." Woraus man ſiehet, daß die Könige es nicht allein als ein Recht, ſondern auch als eine Pflicht angeſehen haben, dafür Sorge zu tragen, daß würdige Biſchöfe aufgeſtellt würden. Sie gingen jedoch hierin nicht ganz willkührlich zu Werke. Bey dem Markulf

d) Ein wichtiges Beyſpiel davon findet man bey le Cointe *Annal. Eccleſiaſt. Francorum ad a.* 644. *N.* 55.

e) L. I. form. 5.

heißt es allemahl in dergleichen Formeln und Urkunden f), ſie hätten die Sache mit den übrigen Biſchöfen und Großen reiflich überdacht. Sie nahmen auch Vorſchläge von den Städten und Bürgern an, denen die Biſchöfe ſollten vorgeſetzt werden. Den Referendarius Charimer, heißt es bey dem Gregorius Turonenſis g), hat der König mit Einſtimmung der Bürgerſchaft zum Biſchofe zu Verdun gemacht. Am beſten kann man die ganze Sache aus dem Markulf abnehmen. Bey demſelben kommen drey ſo genannte præcepta oder Urkunden vor. In der erſten übergibt der König einem ein Bisthum h). In der zweyten gibt er dem Metropoliten davon Nachricht, und verlangt, daß er mit Zuziehung der übrigen Biſchöfe der Provinz den Neuerwählten weihe, und dem Volke vorſtelle i). Die dritte enthält eine Bittſchrift der Bürgerſchaft einer Stadt, deren Biſchof geſtorben iſt, worin ſie den König erſucht, ihr dieſen oder jenen, den ſie nahmhaft macht, und mit beſondern Lobſprüchen erhebt, zum Biſchofe zu geben k).

Die Könige übten auch die vollkommene Gerichtsbarkeit über die Biſchöfe, Aebte, und andere Geiſtliche aus, wenn es Kirchen- oder ihre eigenen Güter betraf, wie man ganz klar aus den Formeln des Markulf ſieht l). Wenn aber von einem Verbrechen

f) Ibidem.

g) L. 9. c. 23.

h) MARCVLF. L. I. form. 5.

i) Ibid. form. 6.

k) Ibidem form. 7.

l) Eine Citation eines Biſchofs vor das Hofgericht kommt vor bey dem Markulf L. I. form. 26.

brechen die Rede war, das die Abſetzung verdiente, ſollte es auch das Laſter der beleidigten Majeſtät geweſen ſeyn; ſo beriefen ſie erſt ein Concilium, und ließſen die Sache durch die Biſchöfe unterſuchen, und den Beklagten, wenn er ſchuldig befunden ward, abſetzen; alsdann beſtimmten ſie eine Strafe, z. B. die Verbannung in das Elend, oder eine andere, wie wir bereits erwähnt haben.

Die Könige nahmen ſich derjenigen an, die von ihren geiſtlichen Obern Unrecht erlitten zu haben glaubten. Sie ließen dergleichen Perſonen ihren Schutz angedeihent und machten, daß die Sache aufs neue unterſucht wurde. Auch in innern Kloſterangelegenheiten nahm man ſeine Zuflucht zu den Königen. In der Sache der Prinzeſſin Chrodieldis, einer Nonne zu Poitiers, bringen die Biſchöfe folgende merkwürdige Worte vor: Denen, die das Land zu regieren haben, vertraut die Religion mit größtem Rechte ihre Angelegenheiten, indem ſie weiß, daß ſie durch derſelben Schutz feſt und aufrecht erhalten wird m).

Die Könige ſagten öffentliche Buß- und Bethtage an, beſtimmten das Verhalten dabey, und ſo gar das Maß des Eſſens und Trinkens n).

Nichts

m) Quibus conceſſa eſt regio, rectiſſime ſuas cauſas patefacit religio, intelligens ſacroſancto participante Spiritu eorum, qui dominantur, ſe ſociari & conſtabiliri decreto. GREGOR. TVRON. L. 10. c. 16. col. 506. lit. B.

n) Ein Beyſpiel kommt bey eben dieſem Gregorius vor, L. 9. c. 21. col. 446. lit. E.

Nichts iſt merkwürdiger, als daß ohne beſondere königliche Erlaubniß kein Freygeborner in den geiſtlichen Stand treten durfte. Da nähmlich ein jeder zu Kriegsdienſten verbunden war, ſo verlor der Staat allemahl einen dienſtbaren Mann. Die Geiſtlichen beſchwerten ſich nicht allein nicht hierüber, ſondern machten auch ſelbſt auf der berühmten Kirchenverſammlung zu Orleans unter Klodwigen eine Kirchenverordnung daraus o). Karl der Große erneuerte dieſes Geſetz auf folgende Art: Die freyen Männer, die ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollen, ſollen dieſes nicht thun, ehe ſie von uns die Erlaubniß haben

o) *Can. 6. De ordinationibus Clericorum*, id obſeruandum eſſe decreuimus, vt nullus ſæcularium ad clericatus officium præſumat accedere, niſi aut cum Regis iuſſione, aut cum iudicis voluntate. Bey dem Markulf L. I. c. 19. kommt ein Formular einer ſolchen Erlaubniß vor, woraus man ſieht, daß das Geſetz wirklich in Ausübung iſt gebracht worden. Conſtantin, und andere Römiſche Kaiſer hatten ſchon ähnliche Verordnungen gemacht in Anſehung derer, welche in öffentlichen Aemtern ſtanden, oder Rechnung abzulegen hatten *) Selbſt der eifrige Papſt Gregorius der Große ſah die Billigkeit davon ein; nur wollte er ſie nicht auf den Mönchſtand ausgedehnt wiſſen, indem es einem jeden, der geſündiget habe, erlaubt ſeyn müſſe, ſich zu bekehren **). Daß bey den Franken beyde, der klerikaliſche und Mönchſtand, darin begriffen geweſen, ſieht man aus dem Markulf (L. I. form. 19.), wo es heißt: Ille ad noſtram veniens præſentiam petiit Serenitati noſtræ, vt ei licentiam tribuere deberemus, qualiter comam capitis ſui ad onus clericatus deponere deberet, & ad Baſilicam illam *aut Monaſterium* deſeruire deberet &c.

*) *L. Officiales. C. de Epiſcopis & Clericis. L. 3. Cod. Theod. eodem tit.*

**) *Epiſtol. Lib. 3. Epiſt. 65.*

ben; und dieſes aus der Urſache, weil wir gehört haben, daß es einige thun, um die Kriegsdienſte, oder andere Verrichtungen, die ſie dem Staate ſchuldig ſind, zu vermeiden. Von einigen haben wir auch gehört, daß ſie von denjenigen, die gern derſelben Habſchaft hätten, ſich haben hintergehen laſſen; und deßwegen verbiethen wir es für das Künftige p).

So bald die Könige die chriſtliche Religion angenommen, ſuchten die meiſten Kirchen und Klöſter um ihren beſondern Schutz an, um wider alle Gewaltthätigkeiten, die noch immer ſtark im Schwunge gingen, deſto beſſer geſichert zu ſeyn. Die darüber ausgefertigte Urkunde ward charta de Mundeburde Regis & Principis (ein Vormundſchafts- oder Schutzbrief des Königs) genannt. Unter andern hatte ſie die Wirkung, daß der König die Kirche gegen alle Unbilden ſchützte, und daß ſie in Prozeßſachen nirgends konnte belangt werden, als bey dem Könige ſelbſt q). Daher entſtand in der Folge die Unmittelbarkeit der Klöſter in zeitlichen Dingen. Der König führte manchmahl dieſe Vormund

p) De liberis hominibus, qui ad *ſeruitium* Dei ſe tradere volunt, vt prius hoc non faciant, quam *a nobis* licentiam poſtulent. Hoc ideo quia audiuimus aliquos ex illis non tam cauſa deuotionis quam *exercitu ſeu alia functione regia fugiendo*, quosdam vero *cupiditatis cauſa ab his qui res illorum concupiſcunt*, circumuentos audiuimus. Et hoc ideo fieri prohibemus. *Capitul. II. anni* 805. *§. XV. apud* HEINECC. *C. J. G. antiqui p.* 699. So wohl der Ausdruck *ad ſeruitium Dei ſe tradere*, als die von Karln angeführten Urſachen beziehen ſich auf beyde, den klericaliſchen ſowohl, als Mönchſtand.

q) Form. Marculf. L. I. form. 24.

mundſchaft ſelbſt; manchmahl übertrug er ſie dem Major Domus, oder einem andern Großen, dem noch einer zugegeben ward, der im Nahmen der Kirche vor Gericht erſcheinen, und ihre Rechte und Befugniſſe bey demſelben zu behaupten, ſuchen mußte, jedoch unter der Aufſicht des Hauptvormundes r). Den nähmlichen brauchten auch die Biſchöfe und Aebte meiſtens, um ihre eigene Gerichtsbarkeit, wenn ſie dergleichen durch ſo genannte Immunitäts-Privilegien von den Königen erhalten hatten, zu verwalten. Aus dieſen dreyen Verrichtungen zuſammen genommen, erwuchs das in der Folge ſo berühmt gewordene Amt der Advocaten, oder Kirchenvögte.

Daß dieſe Einrichtung den Kirchen ſehr vortheilhaft geweſen, ſieht man ſchon daher zur Genüge, weil ſie ſo ſehnlich dergleichen Schutzbriefe verlangt haben. Indeſſen hatte ſie doch auch ihre ſchlimme Seite. Gleichwie die Könige befugt zu ſeyn glaubten, über die Perſonen der Wittwen und anderer unverheuratheten Weibsbilder, die keine Aeltern hatten, ſchalten zu können, weil ſie unter ihrem Schutze ſtanden, alſo machten ſie es nun auch ſo mit den Kirchengütern. Und eben ſo, wie ſich die Nation über das erſte beſchwerte, ſo geſchah es auch in Anſehung des letzten von den Geiſtlichen. Der König Clotar verſprach daher in eben dem Edicte, wo

r) *Ibid.* Illum Epiſcopum aut Abbatem iuxta eius petitionem propter malorum hominum inlicitas infeſtationes ſub ſermonem tuitionis noſtræ viſi fuimus recepiſſe, vt ſub *Mundeburde* vel defenſione inluſtris viri illius maioris domus noſtræ cum omnibus rebus præfatæ eccleſiæ aut monaſterii quietus debeat reſidere, & ſub ipſo Viro illo inluſtris vir ille cauſas ipſius Pontificis aut Abbatis —— *tantum in palatio noſtro ſequi* deberet.

wo er dem erſten entſagte, daß die den Kirchen einmahl übergebenen Güter feſt und beſtändig bey denſelben bleiben ſollten s). Die Biſchöfe regten ſich auch gewaltig auf ihren Verſammlungen dagegen. Auf dem dritten Concilium zu Paris i. J. 557. hießen ſie diejenigen, welche Kirchengüter an ſich brachten, Mörder der Armen. Ferner ſagen ſie, daß ſich ihre Vorfahren ſchon gegen dieſen Mißbrauch, ſie von dem Könige ſich geben zu laſſen, hätten ſetzen ſollen t).

Ob dieſes Verſprechen ſo genau gehalten worden, ſteht noch im großen Zweifel. Wenigſtens verſchenkte der Major Domus, Karl Martel, Biſthümer und Klöſter nach Belieben. Die alten Klagen wurden dadurch ebenfalls wieder rege gemacht. Beſonders nahm ſich der heilige Bonifacius der eben damahls nach Deutſchland gekommen, das Evangelium zu predigen, der Sache ſehr an. Allein, Karl Martel entſchuldigte ſich durch die Nothwendigkeit, und eben dieſe Entſchuldigung wurde auch auf der Litptinenſiſchen Synode, welcher der heilige Bonifacius beygewohnt, einiger Maßen gebilliget u). Wegen der bevor ſtehenden Kriege, heißt es daſelbſt, und der Verfolgung der heidniſchen Völker, die um uns herum wohnen, iſt mit Rath der Diener Gottes und des Volkes beſchloſſen worden, daß wir einen Theil der Kirchengüter zum Behufe unſers Kriegsheers noch eine Zeit lang behalten;

s) Apud HEINECC. Corp. Iur. Germ. Ant. p. 468.

t) Tom. V. Concil. Labbei. c. 814.

u) Statuimus quoque cum conſilio ſeruorum Dei & populi Chriſtiani, *propter imminentia bella & perſecutiones caeterarum gentium, quae in circuitu noſtro ſunt, vt* ſub precario & cenſu *aliquam partem eccleſialis pecuniae in adiutorium exercitus noſtri* cum indulgentia Dei aliquanto tempore retineamus. — Apud HEINECC. C. J. G. ant. p. 391.

mundſchaft ſelbſt; manchmahl übertrug er ſie dem Major Domus, oder einem andern Großen, dem noch einer zugegeben ward, der im Nahmen der Kirche vor Gericht erſcheinen, und ihre Rechte und Befugniſſe bey demſelben zu behaupten, ſuchen mußte, jedoch unter der Aufſicht des Hauptvormundes r). Den nähmlichen brauchten auch die Biſchöfe und Aebte meiſtens, um ihre eigene Gerichtsbarkeit, wenn ſie dergleichen durch ſo genannte Immunitäts-Privilegien von den Königen erhalten hatten, zu verwalten. Aus dieſen dreyen Verrichtungen zuſammen genommen, erwuchs das in der Folge ſo berühmt gewordene Amt der Advocaten, oder Kirchenvögte.

Daß dieſe Einrichtung den Kirchen ſehr vortheilhaft geweſen, ſieht man ſchon daher zur Genüge, weil ſie ſo ſehnlich dergleichen Schutzbriefe verlangt haben. Indeſſen hatte ſie doch auch ihre ſchlimme Seite. Gleichwie die Könige befugt zu ſeyn glaubten, über die Perſonen der Wittwen und anderer unverheuratheten Weibsbilder, die keine Aeltern hatten, ſchalten zu können, weil ſie unter ihrem Schutze ſtanden, alſo machten ſie es nun auch ſo mit den Kirchengütern. Und eben ſo, wie ſich die Nation über das erſte beſchwerte, ſo geſchah es auch in Anſehung des letzten von den Geiſtlichen. Der König Clotar verſprach daher in eben dem Edicte, wo

r) *Ibid.* Illum Epiſcopum aut Abbatem iuxta eius petitionem propter malorum hominum inlicitas infeſtationes ſub ſermonem tuitionis noſtræ viſi fuimus recepiſſe, vt ſub *Mundeburde* vel defenſione inluſtris viri illius maioris domus noſtræ cum omnibus rebus præfatæ eccleſiæ aut monaſterii quietus debeat reſidere, & ſub ipſo Viro illo inluſtris vir ille cauſas ipſius Pontificis aut Abbatis —— *tantum in palatio noſtro ſequi* deberet.

wo er dem erſten entſagte, daß die den Kirchen einmahl übergebenen Güter feſt und beſtändig bey denſelben bleiben ſollten s). Die Biſchöfe regten ſich auch gewaltig auf ihren Verſammlungen dagegen. Auf dem dritten Concilium zu Paris i. J. 557. hießen ſie diejenigen, welche Kirchengüter an ſich brachten, Mörder der Armen. Ferner ſagen ſie, daß ſich ihre Vorfahren ſchon gegen dieſen Mißbrauch, ſie von dem Könige ſich geben zu laſſen, hätten ſetzen ſollen t).

Ob dieſes Verſprechen ſo genau gehalten worden, ſteht noch im großen Zweifel. Wenigſtens verſchenkte der Major Domus, Karl Martel, Biſthümer und Klöſter nach Belieben. Die alten Klagen wurden dadurch ebenfalls wieder rege gemacht. Beſonders nahm ſich der heilige Bonifacius der eben damahls nach Deutſchland gekommen, das Evangelium zu predigen, der Sache ſehr an. Allein, Karl Martel entſchuldigte ſich durch die Nothwendigkeit, und eben dieſe Entſchuldigung wurde auch auf der Litptinenſiſchen Synode, welcher der heilige Bonifacius beygewohnt, einiger Maßen gebilliget u). Wegen der bevor ſtehenden Kriege, heißt es daſelbſt, und der Verfolgung der heidniſchen Völker, die um uns herum wohnen, iſt mit Rath der Diener Gottes und des Volkes beſchloſſen worden, daß wir einen Theil der Kirchengüter zum Behufe unſers Kriegsheers noch eine Zeit lang behalten;

s) Apud HEINECC. Corp. Iur. Germ. Ant. p. 468.

t) Tom. V. Concil. Labbei. c. 814.

u) Statuimus quoque cum conſilio ſeruorum Dei & populi Chriſtiani, *propter imminentia bella & perſecutiones caeterarum gentium, quae in circuitu noſtro ſunt, vt* ſub precario & cenſu *aliquam partem eccleſialis pecuniae in adiutorium exercitus noſtri* cum indulgentia Dei aliquanto tempore retineamus. —— Apud HEINECC. C. J. G. ant. p. 391.

ten; jedoch ſo, daß ſie nicht als Eigenthum beſeſſen werden, jährlich aber einen gewiſſen Zinſns entrichten. Aus verſchiedenen Verordnungen unter Karln dem Großen ſieht man, daß dieſe Zeit hernach weiter erſtreckt worden iſt x). Die Anerkennnug dieſer Entſchuldigung iſt um ſo merkwürdiger, da die Kirchen ohnehin zum Kriege das Ihrige durch Stellung ihrer Leute beytragen mußten.

Endlich übten auch die Könige in ſo weit die Rechte ihrer höchſten Gewalt über die Kirchengüter aus, daß die auf allen Fränkiſchen Gütern haftende Verbindung, Kriegsdienſte zu thun, auch mit den Kirchengütern unzertrennlich verknüpft blieb. So viele Privilegien die Könige den Kirchen ertheilten, ſo konnte doch keine die Befreyung von Kriegsdienſten erhalten. Einige Kirchen ſtellten bey einem von dem Könige Chilperich angeſagten Feldzuge ihre Leute nicht. Allein, dieſe mußten hernach alles Einwendens ungeachtet, den Heriban, das iſt, die auf das Ausbleiben geſetzten Strafgelder erlegen y).

Was die päpſtliche Macht betrifft, ſo hielt ſich die Gallicaniſche, hernach Fränkiſche Kirche in Glaubensſachen allezeit ſehr genau an den Römiſchen Stuhl angeſchloſſen; die Diſciplinſachen hingegen, Kirchengebräuche und dergleichen ordnete jeder Biſchof nach ſeinem Gutdünken an. Wenn Zweifel darüber vorfielen, ſo wurden ſie auf den Provinzial oder National-Concilien entſchieden. Eben dieſe Concilien wurden gehalten, ohne daß man die Erlaubniß dazu, oder die Beſtätigung derſelben von Rom einholte. Einige Gebräuche

x) Apud HEINECC. ib. p. 544.

y) GREGOR. TVR. L. 5. c. 27. col. 237. lit. D.

che der Gallicaniſchen Kirche, z. B. die von dem Biſchofe Mamerk von Vienne aufgebrachten Litaneyen oder Bethtage wurden auch von andern Kirchen, und ſelbſt von der Römiſchen nachgeahmet.

Von den ſo genannten cauſis maioribus, z. B. der Abſetzung eines Biſchofs, der Verſetzung deſſelben auf ein anders Bisthum, oder Errichtung neuer Bisthümer and dergleichen, die nach den falſchen Decretalen des Jſidor nur zu Rom könnten ausgemacht werden, wußte man noch nichts. Die durch die Verheerung des Attila, und andere Schickſale zu Grund gegangenen Bisthümer an dem Rhein wurden wieder errichtet, ohne daß man ſich zuvor nach Rom gewendet. Der Biſchof Quintian hatte, um den Verfolgungen der Gothen auszuweichen, ſeinen biſchöflichen Sitz verlaſſen, und ſich zu den Franken geflüchtet. Der König Theoderich, als er dieſes hörte, befahl, ihm das Bisthum Clermont in Auvergne zu übergeben, welches auch geſchah z).

Prätextat, der Biſchof von Rouen, wurde auf der Kirchenverſammlung zu Paris abgeſetzt, ohne weitere Nachfrage bey dem Papſte zu thun a). Eben ſo wenig wußte man auch von der Beſtätigung der Biſchöfe durch den Papſt. Jm Gegentheil ſchrieb der

z) Cum autem hæc Theodorico nunciata fuiſſent, *iuſſit inibi Sanctum Quintianum conſtitui*, & *omnem ei poteſtatem tradi eccleſiæ*, dicens, hic ob noſtri amoris zelum ab vrbe ſua eiectus eſt. Et ſtatim directi nuntii conuocatis Pontificibus & populo eum in Cathedram Aruernæ eccleſiæ locauerunt. GREGOR. TVR. L. III. c. 2. col. 106. lit. A. Noch ein Beyſpiel von einer ſolchen Translation kommt vor L. 2. c. 23. col. 73.

a) Apud GREGOR. TVRON. L. V. c. 19. col. 223.

der Papſt Leo der Große ſelbſt an den Biſchof Ruſticus von Narbonne: Diejenigen ſind keineswegs für Biſchöfe zu halten, die weder von der Geiſtlichkeit gewählet, noch von dem Volke verlangt, noch von den Biſchöfen der Provinz mit Beyſtimmung des Metropoliten ſind geweihet worden b). Wie ſoll man ſich wohl vorſtellen, daß er es würde übergangen haben, wenn auch ſeine, das iſt die päpſtliche Beſtätigung nöthig geweſen wäre.

Uiberhaupt, einige Schreiben, die der Papſt Gregorius I. an die Königinn Brunehild, den König Childebert, und einige Biſchöfe hat ergehen laſſen, und die Apellation einiger der letztern nach Rom ausgenommen, miſchten ſich, unter den Merovingiſchen Königen, die Päpſte, die ohnehin genug mit den Longobarden zu thun hatten, faſt gar nichts in die Fränkiſchen Kirchenangelegenheiten. Und auch die Appellation, von der Gregor von Tours Meldung thut, geſchah erſt, nachdem der König ſeine Erlaubniß dazu gegeben c). Der Papſt befahl zwar, die auf einer Verſammlung zu Lion abgeſetzten Biſchöfe, Salonius und Sagittarius, die ſich an ihn gewendet

b) Nulla ratio ſinit, vt inter Epiſcopos habeantur, qui nec a Clericis ſunt electi, nec a plebibus expetiti, nec a comprouincialibus Epiſcopis *cum Metropolitani iudicio* conſecrati. Dieſer merkwürdige Text wird auch in dem berühmten Decret des Papſtes Nicolaus II. über die Papſtwahl angeführt.

c) L. 5. c. 21. At illi (Epiſcopi Salonius & Sagittarius) cum adhuc propitium ſibi eſſe Regem noſſent, ad eum accedunt implorantes, ſe iniuſte remotos: ſibiqne *tribui licentiam*, vt ad Papam vrbis Romanæ accedere debeant. Rex vero annuens petitionibus eorum datis Epiſtolis eos abire permiſit.

det hatten, wieder einzuſetzen; allein, da ſie ihr gottloſes Leben nicht änderten, wurden ſie doch zuletzt noch einmahl abgeſetzt, und, damit ſie nicht ferner appellirten, in ein Kloſter geſperret d).

In dieſer Lage blieben die Sachen bis auf den Pipin. Zwey Umſtände machten auf einmahl, daß das päpſtliche Anſehen eine noch nie gehabte Höhe erreichte. Der erſte war der Recurs, den die Fränkiſche Nation wegen ihrer Könige an den Papſt nahm. Ich habe ſchon bemerkt, was die Sache an ſich war, und wie ſie aufgenommen worden. Das letztere iſt hauptſächlich in Betrachtung zu ziehen; indem die Dinge nicht auf uns wirken nach dem, was ſie an ſich ſind, ſondern ſo, wie ſie uns ſcheinen und vorkommen. Man muß ſich aber nicht vorſtellen, als wenn es nicht zu allen Zeiten Leute gegeben hätte, die ſie für das erkannten, was ſie an ſich war. Nur war ihre Stimme gegen diejenigen, die dem Scheine folgten, zu unmächtig. Der berühmte Biſchof Walram von Naumburg, der zu Heinrichs IV. Zeiten gelebt hat, antwortet auf die von dem Gregorius VII. angeführte vermeinte Abſetzung des Königs Childerich ſo bündig, als es nur jemand in unſern Tagen thun könnte; Zacharias habe nähmlich nichts anders gethan, als den Geſandten der Fränkiſchen Nation ſeinen Beyfall gegeben, welche beſchloſſen hatte, anſtatt des Childerich, bey dem weder die königliche Gewalt, noch Würde, ſon-

d) GREGOR. TVRON. L. 5. c. 28. col. 138. lit. B.

ſondern bloß der Nahme anzutreffen war, eine andere würdige Perſon auf den Thron zu ſetzen e).

Um kurz von der Sache zu kommen, läugnet Alexander Natalis gar die That, als wenn nähmlich die Fränkiſche Nation ſich nie an den Papſt gewendet, und dieſer nie etwas mit der Abſetzung des Childerich zu thun gehabt hätte. Seine Gründe ſind aber nicht ſo erheblich, daß ſie dem Zeugniſſe ſo vieler Geſchichtſchreiber das Gegengewicht halten ſollten. Der Papſt, ſagt er, habe ſeine Einwilligung zur Abſetzung des Childerich nicht geben können; indem es eine große Ungerechtigkeit geweſen wäre, einem, der ein unſtreitiges Recht zur Krone gehabt, ſolches abzuſprechen, ohne daß man ihn gehöret; die außerordentliche Unthätigkeit der letzten Merovingiſchen Könige ſey lange nicht erwieſen; die Zeitrechnung, die man in Anſehung der nach Rom abgefertigten Geſandtſchaft angebe, treffe nicht zu, und die Geſchichtſchreiber widerſprächen ſich ſelbſt, indem einige den Papſt Stephan nennten, bey dem die Sache wäre angebracht worden, andere den Zacharias f).

Allein

e) Unter andern ſagt Walram: Superius quidem dictum eſt, & vere iuxta fidem Hiſtoriarum dictum eſt, Zachariam Papam communi Principum de regno Francorum legationi *conſenſum præbuiſſe*, *qui decreuerant pro Hilderico apud quem nulla vel regia poteſtas*, *vel regia dignitas: ſed ſolum regium nomen erat*, *dignam in regno perſonam conſtituere*, & vt omnis exhinc occaſio tumultus abeſſet, monaſterio eum mancipare, pro eo quod videbatur fuiſſe dignior coronari tonſura monachi, quam regio diademate. *De vnitate Eccleſiæ & Imperii L. I. c. 3. Apud* GOLDAST. *Apolog. pro Henrico IV. p.* 58.

f) Hiſtor. Eccleſiaſt. Sæc. VIII. Diſſert. 2.

Allein, wenn man auf ſolche Art zu Werke gehen, und gewiſſen Dingen bloß deßwegen ihre Wirklichkeit abſprechen wollte, weil ſie eine Ungerechtigkeit in ſich enthalten, wie viel Begebenheiten würde man aus der Geſchichte wegſtreichen müſſen! Was dieſes betrifft, haben auch die Päpſte kein Privilegium; indem ſie eben ſo wohl Ungerechtigkeiten begehen können, als andere Menſchen. Man kann aber auch nicht eigentlich ſagen, daß die Päpſte die Ungerechtigkeit begangen haben, wenn je eine dabey mit untergelaufen, ſondern vielmehr die Nation ſelbſt. Dieſe fragte, ob derjenige König ſey, welcher die königliche Gewalt in Händen habe, oder der nur den Nahmen trage g). Die erſte Ungerechtigkeit war demnach, daß man den rechtmäßigen Königen unverſchuldeter Weiſe die königliche Gewalt genommen, und ihnen nichts als den Nahmen gelaſſen. Die zweyte war nur eine Folge von der erſten. Der Papſt verließ ſich auf das Anbringen der Nation, und erklärte nach ihrem Wunſche, daß Pipin mit gutem Gewiſſen den Titel eines Königs annehmen könne. Die Widerſprüche in der Zeitrechnung, und andere Umſtände ſind ebenfalls nicht ſo erheblich, daß ſie die Sache ſelbſt zweifelhaftig machen. Im Gegentheil kann man noch daraus abnehmen, daß die Geſchichtſchreiber nicht bloß einander abgeſchrieben haben, ſondern daß ſie verſchiedenen Nachrichten gefolgt ſind. Es kann auch ſeyn, daß nicht nur eine, ſondern verſchiedene Geſandtſchaften zu Rom geweſen ſind, oder daß nichts anders an der ganzen Sache iſt, als was Theophanes, Cedrenus, und ſelbſt Ana-

g) *Annales Laureshamenſes Eginhardo ab Andrea Duchesnio adſcripti. ad A. 749. Fuldenſes, Loiſeliani* und andere.

ſtaſius Bibliothecarius erzählen h), daß nähmlich Pipin ſich vom Stephan III. wegen der an ſeinem Herrn begangenen Untreue habe abſolviren laſſen. Etwas wenigſtens muß dabey vorgegangen ſeyn, welches den Päpſten ſehr vortheilhaft war.

Das zweyte war ebenfalls dem päpſtlichen Anſehen ungemein zuträglich, nähmlich die Schenkung des Exarchats. Bey den Franken war es ſehr gewöhnlich, daß die Biſchöfe große Güter, auch mit der Gerichtsbarkeit über dieſelben, beſaßen; darunter waren aber keine Städte, oder gar Länder begriffen. In dieſem Stücke ſuchten die Päpſte etwas Neues, und glaubten durch die Vorrechte ihrer Kirche, die über alle andere hervor ragte, dazu befugt zu ſeyn. Die Päpſte hatten überhaupt eben die Hilfsmittel, ihr Anſehen zu vergrößern, als die übrigen Biſchöfe. Sie waren die Unterhändler, Geſandte und Fürſprecher des Römiſchen Volks bey Feinden ſo wohl, als dem Orientaliſchen Hof, deſſen deſpotiſche Grundſätze den Römern nicht allemahl gefallen wollten. Was Leo I. bey dem Attila gethan, haben wir ſchon gehört. Gregorius I. ſchrieb, bath, und machte den Mittler zwiſchen den Longobarden ſo wohl und dem Kaiſer, als zwiſchen dieſen beyden und den Römern. Mit den erſten machte er Frieden ohne den Kaiſer zu fragen, zahlte ihnen von Zeit zu Zeit gewiſſe Summen, damit ſie den Frieden hielten, und ſchrieb dem Kaiſer, er ſey der ordentliche Seckelmeiſter (Saccellarius) der Römiſchen Miliz. Gregorius verſah nebſt dieſem die Stadt Rom mit Getreide, ſorgte für die Befeſtigung derſelben, und unterhielt eine Menge von Armen, Pilgrimen

h) Apud NATAL. ALEX. loc. cit.

grimen und andern, die ihre Zuflucht nach Rom nahmen i).

Die Römer würden ſich der Longobarden nie erwehret haben, wenn nicht die Päpſte durch ihre Geſchicklichkeit und ihr Anſehen endlich die Franken gegen ſelbige aufgebracht hätten. Dieſes, nebſt ihren großen Reichthümern, die ſie dem Römiſchen Volke einiger Maßen nothwendig machten, verurſachte, daß ſich die Bürgerſchaft und Miliz meiſtens gefallen ließen, was ſelbe vorſchlugen; ſo, wie dieſe hingegen auch großen Antheil an der Papſtwahl hatten. Man kann ſich daher Rom gleichſam als einen Freyſtaat vorſtellen, deſſen Haupt und erſter Bürger der Papſt, der oberſte Schutzherr aber der Orientaliſche Kaiſer war k). Die Erwerbung des Exarchats mußte nothwendiger Weiſe ihrem Anſehen neuen Glanz geben. Der Geſchichtſchreiber Anaſtaſius und die Päpſte ſelbſt ſagen zwar meiſtens in ihrem Schreiben, er ſey dem heiligen Peter geſchenkt worden; allein, manchmahl ſetzen ſie auch die Kirche und Republik dazu, unter welcher letzteren, nach der damahligen Sprache, das Römiſche Reich verſtanden ward l). Es ſcheint, die Päpſte haben bey ihrem Begehren beyde vorgewendet, um demſelben deſto größeren Anſchein der Gerechtigkeit zu geben.

i) Epiſt. L. 5. Ep. 22. Ep. 40. L. I. Ep. 72. &c.

k) GREGORIVS M. ſchrieb ſchon zu ſeiner Zeit: Zwiſchen einem Kaiſer und den übrigen Königen iſt der Unterſchied, daß dieſe über Knechte, ein Kaiſer aber über Freye zu ſagen hat. Epiſt. L. 10. Ep. 51.

l) Bey Muratori's Geſchichte von Ital. ad A. 755.

Sonſt wird auch noch dieſe Schenkung, ſo wie dasjenige, was die Päpſte in Betreff des Königs Childerich gethan, von einigen in Zweifel gezogen, da die Original-Urkunde, wie ſie ſagen, noch nicht zum Vorſchein gekommen ſey. Allein, ſo lange man die Briefe der Päpſte in dem ſo genannten codex Carolinus für ächt hält, welche in Zweifel zu ziehen noch keinem Gelehrten eingefallen iſt, muß auch dieſe Schenkung für wahr erkannt werden; die Original-Urkunde mag hingekommen ſeyn, wohin ſie will. Otto III., ſagen ſie ferner, melde in einer ſeiner Urkunden, er wolle, mit Hindanſetzung der erdichteten Schenkungen, der Römiſchen Kirche acht Grafſchaften übergeben. Eben dieſe Urkunde aber iſt nicht ganz ſicher, und ungezweifelt richtig. Und geſetzt auch, Otto ſage dieſes, ſo iſt allemahl noch eine große Frage, ob er auch die Pipiniſche Schenkung darunter verſtehe; und wenn er ſie auch meinte, ſo gilt Ottonens Zeugniß nichts gegen ſo viele andere; woraus man ſieht, daß die Päpſte in dem wirklichen Beſitze des Exarchats zu Karls des Großen Zeiten geweſen, da ſie hingegen zu den Zeiten der Sächſiſchen Kaiſer wenig oder gar nichts mehr in demſelben zu ſagen hatten. Die Geſchichtſchreiber, ſagt man weiter, ſind ſelbſt nicht einig über die Gränzeu dieſer Schenkung. Einige, wie Leo Oſtienſis, ſetzen Corſika, Parma, Mantua, das Herzogthum Venetien hinzu, über die Pipin weder einiges Recht hatte, noch Herr war; andere, wie Anaſtaſius, Commachium. Allein, hieraus folgt nur, daß dieſe Geſchichtſchreiber die Original-Urkunde nicht vor Augen gehabt haben, ſondern nur verfälſchte, oder gar unterſchobene Abſchriften.

Mit

Mit was für einem Rechte aber hat Pipin dasjenige dem Papſte geben können, was zuvor unſtreitig den Römiſchen Kaiſern gehöret hat? Ein neuer Italieniſcher Gelehrter ſagt zwar, dieſe Völker hätten ſich ſelbſt in den Schutz der Römiſchen Kirche begeben m); allein, wo findet man den Beweis davon? Wenn ſie auch zu Rom gegen die Longobarden Hilfe geſucht haben, ſo war dieſes eine ganz natürliche Sache, weil Rom und Ravenna unter einem Herrn ſtanden. Man braucht aber auch nicht dieſes anzunehmen. Genug, daß wir wiſſen, daß Pipin den Exarchat dem Papſte einmahl geſchenkt hat. Für die Rechtmäßigkeit dieſer Schenkung, und des Beſitzes davon ließ er den Papſt ſelbſt ſorgen. Wie aber dieſer dazu gekommen, und ihn für ſich, nicht aber für ſeine vorigen Herren begehrt, dieſes läßt ſich leicht aus den Zeitumſtänden abnehmen. Wir haben gehöret, daß die Griechiſchen Kaiſer den Päpſten die beträchtlichen Patrimonien in Sicilien und Calabrien eingezogen haben, weil dieſe ſich nicht nach den Decreten derſelben in dem Bilderſtreite fügen wollten. Dieſes mußte die Päpſte ſchmerzen, und ſie nach einer Entſchädigung begierig machen, wozu ihnen Pipin die beſte Gelegenheit darboth. Iſt es aber auch glaublich, ſagt der Verfaſſer der *Eſſais ſur l'hiſtoire generale*, daß Pipin, dem Papſte zu Gefallen, zweymahl einen ſo beſchwerlichen Zug über die Alpen vorgenommen? ſollte er wohl den Exarchat nicht lieber für ſich behalten haben? Das iſt, wenn Voltaire Pipin geweſen wäre, oder Pipin gedacht hätte, wie Voltaire, ſo würde wohl nichts weniger als dieſes geſchehen ſeyn, daß er, um Nachlaß ſeiner Sünden zu erhalten, zweymahl über die Alpen

m) CENNI monumenta domin. Pontif. Tom I. p. 62.

Alpen mit einem Kriegsheere gezogen wäre. Pipins Betragen ſtimmt nur gar zu gut mit dem Geiſte der damahligen Zeiten überein. Er konnte auch ſeine Eroberung nicht wohl für ſich behalten, indem ſeine Großen äußerſt unzufrieden mit dem Krieg waren, und gleich wieder nach Hauſe eilten n).

Eilftes Kapitel.

Sitten, Charakter, Staats- und bürgerliche Verfaſſung der Deutſchen unter den Merovingiſchen Königen.

Die Deutſchen waren in dieſer Periode, da ganz Deutſchland, Sachſen ausgenommen, den Franken unterworfen war, eben das, was die Franken, ihre Herren, waren, nur daß ſie die Laſter und Tugenden der Römer erſt von der zweyten Hand bekamen, und, weil ſie in ihrem Vaterlande mit fremden Völkern unvermiſcht lebten, ihre alten Sitten länger behielten.

Nachdem die Franken einen großen Theil von Deutſchland bezwungen hatten, waren ſie alsbald darauf bedacht, die verſchiedenen Gewohnheiten der Deutſchen Völker, welche bey dieſen die Stelle der Geſetze vertraten, ſchriftlich verzeichnen zu laſſen. Nach der Vorrede der Saliſchen Geſetze hat der König Theodorich Klodwigs Sohn, als er zu Chalons

n) Summa difficultate bellum geſſit proceribus minantibus ſe redituros. EGINHARD. in vita Caroli M.

lons war, vernünftige Leute aus ſeinem ganzen Reiche zuſammen kommen laſſen, und ihnen den Befehl ertheilt, die Geſetze der Franken, Alemannier und Baiern zuſammen zu tragen. Theodorich ſetzte dazu, was ihn gut dauchte, und nahm auch davon weg; was nicht allerdings mit der chriſtlichen Religion überein ſtimmte, goß er um; und was er, wegen der zu ſehr eingewurzelten Gebräuche des Heidenthums, nicht gänzlich ändern konnte, das that hernach Childebert; und Clotar II. brachte es vollends zu Stande. Dagobert änderte nochmahl daran, und jedes Volk bekam ſein Geſetz geſchrieben. Vermuthlich rühren alſo die Aufſätze, wie wir ſie jetzt haben, von ihm her. Nebſt dieſen haben wir noch die Geſetze der Angeln und Wariner, oder Thüringer. Daß die Angeln und Thüringer verſchiedene Völker geweſen, iſt außer Zweifel, die Geſetze mögen nun für eines dieſer Völker gehören, für welches ſie wollen, oder auch für alle zugleich. Die Geſetze der Frieſen und Sachſen rühren von ſpätern Zeiten her.

In dieſen Geſetzen finden wir noch aller Orten Spuren des alten Deutſchlandes, ſo wie es uns Tacitus beſchrieben hat. Krieg und Jagd ſind noch die Hauptbeſchäftigung der Deutſchen, ſo daß, nach der Sprache der Thüringiſchen Geſetze, eine Lanze und ein Mann gleich bedeutende Wörter ſind. Wie ſtark die Jagd bey den Deutſchen getrieben worden, ſieht man aus der großen Sorgfalt, die ſie in ihren Geſetzen für die Sicherheit der Hunde und Habichte tragen. Nach den Alemanniſchen Geſetzen muß ein geſtohlener Leithund mit zwölf Solidis gut gemacht werden o), da hingegen eine mittelmäßige Kuh nur

einen

o) Tit. 82.

einen p), ein gutes Pferd nur ſechs koſtete q). Ein abgerichteter gemeiner Stoßvogel wurde mit drey Solidis, einer, der einen Kranich fing, mit ſechs bezahlt r).

Auch iſt die Verſchiedenheit der Hunde und Habichte merkwürdig, beſonders da ſie in den Geſetzen ſelbſt ſchon mit eben den Deutſchen Nahmen bezeichnet ſind, die ſie zum Theile noch führen. In den Bairiſchen Geſetzen kommen Leithunte vor, Triphunte, Spurihunte s), Bibarhunte, canes veltres (Windſpiele), Habichhunte; Hunte, welche Bären, Auerochſen und ſolche Thiere, die man Schwarzwild nennt, verfolgen; Schafhunte, und Houauuarthe (Hofwarthe); die alle verſchiedentlich mußten gut gemacht werden. Eben dort geſchieht Meldung von Kranichhabichten, Ganshabichten, Entenhabichten, und Sperbern, die abgerichtet ſind, kleinere Vögel zu fangen t). Leibniz hat Recht, wenn er die Deutſche Sprache eine Jagd- und Bergwerksſprache nennt; wenigſtens muß ſie, was die Jagd angeht, ſchon in den älteſten Zeiten reich an Wörtern geweſen ſeyn, beſonders da die Jagd nicht ſo wohl eine Beluſtigung eines Theils der Nation, ſondern einen ergiebigen Nahrungszweig der ganzen Nation ausmachte. Sie verfolgten die Thiere theils mit Handen, theils fingen ſie dieſelben in Gruben, theils erlegten ſie ſie mit Wurfſpießen oder Pfeilen. Die Baiern brauchten auch vergiftete Pfeile u). Sie hatten nebſt dieſen noch zahme Hirſche Bären und andere Thiere, welche ſie mit ſich in den Wald nahmen, um die andern Thiere herbey zu locken x).

Ein

p) Tit. 75. q) Tit. 70. r) Tit. 101. s) Tit. 19. t) Tit. 20. u) Tit. 3. x) LL. Alam. Tit. 99.

Ein jeder freye Mann durfte auf ſeinem Grunde und Boden jagen, ſo viel er wollte.

Was den Ackerbau betrifft, merkt man jetzt, daß die Nation um eine ziemliche Stufe weiter gekommen, als ſie zu des Tacitus Zeiten war. Unter dem Nahmen cereuiſia geſchieht nicht nur ausdrückliche Meldung des Getränkes, von welchem Tacitus ſagt, daß die Deutſchen aus Waſſer und Gerſte etwas dem Weine ähnliches brauen y), ſondern auch des Brodes z), von welchem noch ungewiß iſt, ob es die alten Deutſchen gekannt haben.

Auch war das Landeigenthum nicht allein durchgehends eingeführet, ſondern es mußte ſchon einen beträchtlichen Werth haben, weil viele Prozeſſe darüber entſtanden, und man es ſo gar der Mühe werth achtete, mit Leib= und Lebensgefahr (durch das Duell) ſich den Beſitz davon entweder zu erwerben, oder ſich in demſelben zu erhalten a). Eben das beſtätigen die mit vieler Sorgfalt bezeichneten Gränzen der Markungen, wozu man ſich entweder aufgeworfener Wälle, oder mit gewiſſen Zeichen verſehener Steine, oder auch gezeichneter Bäume bediente b). Endlich ſieht man es auch aus der Behutſamkeit, die bereits beym Kaufen und Verkaufen nöthig erachtet wurde. Was immer, heißt es in den Baieriſchen Geſetzen c), ein Menſch verkaufen, oder an ſich bringen

y) De Mor. Germ. c. 23.

z) LL. Alam. Tit. 22.

a) LL. Alam. Tit. 84.

b) LL. Bai. Tit. 11. c. 3.

c) Tit. 15. c. 12.

gen wird, ſoll entweder durch Urkunden (per chartas) oder durch Zeugen befeſtiget werden; nahmentlich aber, wenn Leibeigene, Felder, Häuſer und Wälder verkauft werden, damit hernach kein Streit darüber entſtehe. Was dabey die meiſte Bewunderung verdient, iſt, daß die Nation ihre Zuflucht zu ſchriftlichen Aufſätzen in einer fremden Sprache nahm, weil man die eigene noch nicht ſchreiben konnte. Allein, eben dieſes ſetzte den gemeinen Mann wieder einer Menge Betriegereyen aus, und man war genöthigt, in den Geſetzen ſelbſt einige Kennzeichen einer falſchen Urkunde anzugeben. Ein ſchriftlicher Aufſatz gilt nichts, heißt es in den Alemanniſchen Geſetzen d), wenn nicht Jahr und Tag ausdrücklich darin bemerkt ſind. Zum beſſern Andenken wurden die Zeugen, die man bey einer Sache brauchte, nach Bairiſcher Sitte an den Ohren gezupft.

Die Land-Oekonomie hatte ſich bereits um dieſe Zeit in mehrere Aeſte getheilet, und die Deutſchen widerlegten itzt durch die That ſelbſt, was Tacitus von dem Deutſchen Boden gehalten; indem ſie Kraut- und Obſtgärten e), ja ſo gar Weinberge pflanzten f).

Daß die Viehzucht noch in Ehren gehalten wurde, ſieht man daraus, daß eben ſo in Deutſchland, wie bey den Franken, ein Schwein- oder Schafhirt das nähmliche Wehrgeld hatte, als ein Koch, ein Marſchalk, der über zwölf Pferde geſetzt war, ein Seneſchalk, der über zwölf Geſindleute die Auf-

d) Tit. 43.

e) LL. Bai. Tit. 8. c. 8.

f) LL. Bai. Tit. I. c. 14. §. 2.

Aufſicht hatte, ein Waffenſchmid, und derglei-chen g). Daß wir mitten in Deutſchland nun Kö-che antreffen, zeigt uns zwar, daß ſich allerdings vieles bey der Nation müſſe geändert haben; in der Gleichſtellung eines Kochs und Schweinhirten hinge-gen, deren einer wie der andre, wenn er ermordet wurde, mit 40 Solidis mußte bezahlet werden, fin-den wir mit Vergnügen den alten Deutſchen wieder, deſſen angenehmſte Reichthümer ſeine Herden waren.

Da die Deutſchen ohnehin keine Städte hat-ten, ſo konnte ihnen auch kein anders, als das Land-leben bekannt ſeyn; nach den noch übrigen Nach-richten ſcheint es auch, daß ſie es ſich angenehm zu machen gewußt haben. Die Höfe wimmelten nicht allein von den ſonſt bekannten zur Landwirthſchaft ge-hörigen Thieren, ſondern ſie unterhielten auch zahm gemachte Auerochſen, Hirſche, Bären, Rehe, und nebſt den vielen Habichten und Falken auch Störche, Kraniche und dergleichen h).

Man ſieht auch aus dieſen Geſetzen, daß die Deutſchen nun viel mehr Gemächlichkeit im Wohnen kannten, als ihre Voreltern. Anſtatt daß der alte Deutſche mit ſeinem Vieh unter einem Dache ſchlief, hatten jetzt Menſchen und Vieh ihre beſonderen Woh-nungen. Sie hatten auch ſchon Scheuern (ſcurias), Kornböden (granias), Keller (cellarias) i) und dergleichen; anſtatt daß der alte Deutſche ſein Ge-treide nicht anders als in Höhlen unter der Erde zu ver-

g) LL. Alam. Tit. 79.

h) LL. Alam. Tit. 99.

i) Tit. 81. LL. Alam.

verwahren wußte. Nebſt dieſen kommen auch Stuben (ſtubæ) oder Gebäude vor, wo man ſich wärmen konnte, welche man in den folgenden Zeiten Kemnaten (caminatas) von dem Worte Kamin genannt hat; und Säle (ſalæ), Gebäude, die zu Zuſammenkünften, Gaſtmahlen ꝛc. beſtimmt waren. Eben daher aber, weil ſie in den Geſetzen noch von dem ordentlichen Wohnhauſe unterſchieden werden, läßt ſich ſchließen, daß ſie die Geſchicklichkeit noch nicht beſeſſen haben, Stuben, Saal und ordentliche Wohnzimmer in einem Hauſe zugleich anzubringen, noch weniger aber dasſelbe zugleich auch zum Kornboden, Keller ꝛc. einzurichten. Doch muß ſich ihre Baukunſt auch ſchon etwas der Zierde genähert haben, weil k) von Säulen, und zwar Winkelſäulen, Firſtſäulen, von aus- und inwendigen Säulen, die von den Balken verſchieden waren, Meldung geſchieht. Das merkwürdigſte aber iſt, daß ſie bereits anfingen von Stein und Kalch zu bauen l), da der alten Deutſchen Wohnung nur aus auf einander gelegten Balken beſtand.

Alles dieſes zuſammen genommen, nähmlich das Haus, die Stube, der Saal, Scheuern, Keller, Getreidboden, die Stallungen für die verſchiedenen Thiere, waren mit einem Zaune, der das Ganze umſchloß, eingefaßt, und ward ein Hof (curtis) genannt. Nichts wurde ſchimpflicher für einen Freygebornen geachtet, als nicht über des Vaters Zaun gekommen zu ſeyn. Wenn man zu dem Hofe die dahin gehörigen Felder, Wieſen, Waldung, See ꝛc. hinzu dachte, ſo hieß es ein Weiler (villa). Aus mehrern Weilern entſtand eine Markung (marcha); und

k) LL. Bai. Tit. 9. c. 6.

l) LL. Bai. Tit. I. c. XIV. §. V.

und die Beſitzer der darin befindlichen Weiler und Höfe wurden Markungsgenoſſen (commarchani) genannt; mehrere Markungen machten einen Gau (pagum) aus.

Aus dieſen einzelen Höfen und Weilern ſind in der Folge unſere heutigen Dörfer, Flecken, ja auch zum Theil Städte und Städtlein erwachſen. Die Menge der Felder, und der nun geſtiegene Werth der Feldfrüchte machte den großen Landeigenthümer ungemein nach Leuten begierig, die ihm ſeine Felder beſtellen helfen möchten. Hierzu kam das der Nation noch immer anklebende Vorurtheil, als wenn der freye Mann bloß zum Krieg geſchaffen wäre; welches ſo weit ging, daß, gleichwie in ihren bereits erwähnten Geſetzen der Mann eine Lanze, alſo auch auf der andern Seite der Ackerbau eine knechtliche Arbeit (opus ſeruile) genannt ward m); eine Sache, die man bey einer Nation, welche ganz Landvolk war und nichts von Städten wußte, kaum glauben könnte, wenn ſie nicht auf eine unwiderſprechliche Weiſe dargethan wäre. Und da überhaupt wegen der Seltenheit der Menſchen ſich niemand freywillig zu dergleichen Arbeiten anboth, ſo blieb nichts übrig als der Zwang, das iſt, einen Theil des Menſchengeſchlechtes ſeiner Freyheit zu berauben, damit der andre deſto gemächlicher leben könnte. Ein Mittel dazu war der Krieg, in welchem nach damahligem Gebrauche, was dem Sieger in die Hände fiel, wenn es ſich nicht nach Willkühr

m) LL. Bai. Tit 6. c. 2. werden unter die knechtlichen Arbeiten gerechnet: mit dem Karren fahren, ſeinen Zaun ergänzen, Heu mähen, und Getreide ſch eiden, oder einführen.

führ deſſelben, loskaufen konnte, in die Dienſtbarkeit mit fortgeſchleppt wurde. Das andere war der Handel mit dergleichen Leuten, welcher jetzt in Deutſchland nicht allein allgemein wurde, ſondern auch Anlaß gab, daß der Menſchenraub ſtark einriß; welchem vorzubeugen das Geſetz gemacht wurde, keine Leibeigenen oder Knechte außer Landes zu verkaufen n). Manchmahl nöthigten auch Schulden und Armuth freye Leute ihrer Freyheit zu entſagen, und ſich an andre zu überlaſſen; manchmahl wurden ſie wegen begangener Verbrechen von der Obrigkeit ihrer Freyheit beraubt.

Dieſe nun auf was immer für eine Art erworbenen Leibeigenen brauchte entweder der Herr zu ſeinen Hausdienſten, oder wies ihnen ein Stück Feldes an, das ſie gegen gewiſſe Frohndienſte, und Erlegung eines Gewiſſen an Früchten, Geld, Vieh ꝛc. bauen mußten. Sonſt hatten ſie ihr abgeſondertes Hausweſen, ihre Wohnung, und durften ſich verheurathen, nur daß die Kinder wieder ihrem Herrn zugehörten, ſo wie ſie ſelbſt auch mit Grund und Boden konnten verkauft, verſchenkt und vertauſcht werden, und überhaupt mit all dem Ihrigen dem Herrn zugehörten.

Den Landeigenthümern war ſelbſt ungemein viel daran gelegen, daß ſich ihre eigenen Leute, ſo

viel

n) *LL. Alam. Tit.* 37. Ab hac ergo populoſa Germania, (ſagt *Paulus Warnef. de geſtis Longob. L. I. c.* 1.) ſæpe innumerabiles captiuorum turmæ abductæ meridianis populis pretio diſtrahuntur. Wenn dieſes Paulus auch noch von ſeinen Zeiten verſteht, ſo muß es in Deutſchland ziemlich negernmäßig ausgeſehen haben.

viel möglich, vermehrten, um mehrere ihrer Felder urbar machen, und benutzen zu können. Das ſchon angeführte Vorurtheil, vermöge deſſen man diejenigen, die nicht freygeboren waren, vom Kriege ausſchloß, war ebenfalls ihrer Vermehrung ſehr günſtig; indem ſie, während ihre Herren ſich in dem Kriege einander die Hälſe brachen, ſich ruhig zu Hauſe fortpflanzen konnten. Daher kam die große Menge Knechte und Leibeigene, die man in den Urkunden mittlerer Zeiten antrifft, und die ſonſt unerklärbar iſt.

So viel iſt aber auch wahr, daß jeder Schritt, den die freyen Bewohner Deutſchlands zur Cultur und zu den Gemächlichkeiten des geſitteten Zuſtandes thaten, dieſen Theil des daſelbſt wohnenden Menſchengeſchlechtes einen neuen Druck koſtete. Schon der alte Deutſche forderte von ſeinem Knechte ein Gewiſſes an Getreide; allein, damahls ſah der Herr bloß auf ſeine Bedürfniſſe. Jetzt, da das Getreide einen größern Werth hatte, waren die Güterbeſitzer nicht zufrieden mit dem, was ihnen der Bauer ohnehin liefern mußte; ſondern ſie behielten ſich auch eine Menge Aecker, Wieſen, Weinberge und dergleichen vor, die man agros dominicos, oder indominicatos (Herrngüter) nannte. Dieſe Herrengüter, die alle zur Frohne mußten gebaut werden, waren die unſelige Quelle des Unglücks einer Menge Menſchen. Drey Tage in der Woche waren ordentlicher Weiſe und für beſtändig zur Frohne beſtimmt. Zur Saat- Aernde- und Herbſtzeit hingegen mußte ſich der Bauer noch mehr gefallen laſſen, und nicht allein einen Theil des Samenkorns zu des Herrn Gütern hergeben, ſondern allezeit über den andern Tag für den Herrn ackern, ſäen, ſchneiden, einführen und

und dergleichen. Wenn er vollends von dem Herrn Vieh bekommen, mußte er ſich eine ganz willkühr-liche unbeſtimmte Frohne, ſo viel ihm nähmlich möglich war, gefallen laſſen o). Auf ſolche Art waren die den Kirchen angehörigen Bauern beſchweret. Von den übrigen ſchweigen die Geſetze gar. Es ſcheint demnach, daß es in Anſehung derſelben bloß auf die Willkühr und Menſchlichkeit des Herrn angekommen ſey.

Da der Gebrauch des Geldes bey den alten Deutſchen nicht allgemein eingeführet war, ſo beſtanden auch die Abgaben der Bauern an ihre Herren bloß in natürlichen Producten. Der Bauer war demnach Meiſter von ſeinen erzielten Früchten, die er vertauſchen konnte, wie er wollte. Allein jetzt forderten die Herren auch Zinſe an Geld, das er vor allem aufzubringen ſuchen mußte.

Weil nun auch die Kleidung allgemein wurde, und aus Abgang der Städte jeder ſeine Fabriken, Künſtler und Handwerker ſelbſt im Hauſe haben mußte: ſo ward auch dieſes eine neue Laſt für die Leute, die das Schickſal beſtimmet hatte, andern zu dienen; nur daß dieſelbe meiſtens auf das weibliche Geſchlecht zurück fiel, welches den damahls ſchon häufig gebauten Flachs und Hanf bearbeiten mußte. Von dieſer Arbeit waren auch die Freygebornen dieſes Geſchlechts nicht ausgenommen, ob ſich gleich die Freygebornen unter den Mannsbildern der Arbeit ſchämten. In den Thüringiſchen Geſetzen kommt das weibliche Geſchlecht unter dem Nahmen einer Kunkel (fuſus).

ſo

o) Tantum ſeruiat, quantum per poſſibilitatem impoſitum fuerit. LL. Baiuv. Tit. I. c. 14.

ſo wie das männliche unter dem Nahmen einer Lanze vor, als wenn nähmlich das Spinnen deſſen Hauptbeſtimmung wäre. Daß ſich auch die Prinzeſſinnen mit dergleichen Arbeiten abgegeben haben, ſehen wir an Karls des Großen Töchtern, von denen die Geſchichtſchreiber erzählen, daß ſie ſehr geſchickt darin geweſen ſeyn.

Die verbeſſerte Wohnart der Nation machte ebenfalls das Schickſal der Bauern härter; indem das Kalkbrennen, Steinhauen, und die Herbeyſchaffung der Materialien gleichfalls auf ſie zurück fiel p). Da die Kalköfen noch ſehr ſelten waren, mußte der Kalk manchmahl ſehr weit herbey geführt werden; ſo daß endlich beſtimmt wurde, daß kein Bauer weiter als 50 Meilen (quinquaginta leucas) gebunden ſeyn ſoll, mit einem Karren zu fahren. Der Deutſche hohe Adel ſcheint noch dazu, um dieſe Zeit ſchon auf den wunderlichen Einfall gerathen zu ſeyn, ſich auf die hohen Berge zu niſten, wie man aus den Uiberbleibſeln mehrerer noch über Karls des Großen Zeiten hinauf ſteigenden Burgen ſehen kann. Ein Umſtand, bey dem Mönch von St. Gallen q), bekräftigt dieſes ebenfalls; indem dieſer meldet, Karl habe einen Fränkiſchen Herrn von Adel, der mit ſeinem Sohne Pipin in der Rebellion begriffen geweſen, auf eben dem hohen Berge, den er ſich zur Wohnung auserſehen hatte, an einen hohen Galgen henken laſſen. Wie viele Mühe mußte es nicht gekoſtet haben, alle die Bau-Materialien hinauf zu ſchaffen, welches alles zur Frohne geſchah.

p) LL. Baiuv. Tit. I. c. 14.

q) L. II. de rebus bellicis Caroli c. 19.

Die politiſche Verfaſſung der Deutſchen Nationen, welche die Fränkiſche Oberherrſchaft anerkannten, war der Fränkiſchen theils ähnlich, theils auch von derſelben verſchieden. Deutſchland war ebenfalls in mehrere Herzogthümer und Gaue getheilt. Hauptſächlich muß man einen Unterſchied zwiſchen den eroberten, und zwiſchen denen Provinzen machen, die ſich freywillig an die Franken ergeben haben, wie Baiern und zum Theil Alemannien. Baiern und Alemannien hatten inſonderheit ihre Herzoge; die übrigen Provinzen am Rhein und Main wurden nur durch Grafen regiert; Thüringen bekam erſt lange nach ſeiner erſten Einverleibung in die Fränkiſche Monarchie ſeine Herzoge. Dieſe Herzoge (von Baiern und Alemannien) waren weit anſehnlichere Herren, als die übrigen Fränkiſchen. Nicht allein die Größe und Lage der ihnen anvertrauten Provinzen trug vieles dazu bey, ſondern auch die gleich anfangs wegen ihrer freywilligen Ergebung von den Königen ihnen zugeſtandene Privilegien. Man findet Spuren von der Erblichkeit ihrer Aemter r), da bey den Franken noch an nichts dergleichen gedacht wurde. Wenn ein Herzog, heißt es in den Alemanniſchen Geſetzen, einen ſtörrigen ungerathenen Sohn hat, der ſich gegen ſeinen Vater auflehnen will, ſo lange der Vater noch bey Kräften iſt, und des Königs Nutzen beſorgen, das iſt, das Kriegsheer anführen, auf das Pferd ſteigen, und ſonſt für des Königs Beſte wachen kann, und der Sohn will ihn entehren, und mit Gewalt deſſen Reich beſitzen, da ſoll er nicht haben, was er angefangen hat. Nach dem Tode des Vaters muß er demnach allerdings Recht dazu gehabt haben. Aus dieſer merkwürdigen Stelle ſieht man auch, daß, ſo bald

r) LL. Alam. Tit. 35. LL. Bai. Tit. 2. c. 10.

bald der Mann die Waffen nicht mehr führen, und das Pferd beſteigen konnte, er, nach Deutſcher Denkungsart, gleichſam aufhörte zu ſeyn. Daß man in Deutſchland in dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte noch eben ſo gedacht habe, ſieht man aus dem Sächſiſchen und Schwäbiſchen Landrechte. In dem erſten s) heißt es: Alle fahrende Habe kann der Mann ohne der Erben Erlaubniß aller Orten vergeben, und Gut verlaſſen und verleihen, ſo lange er ſich dergeſtalten vermag, daß er, mit einem Schwert umgürtet, und mit einem Schilde von einem Steine oder Stocke einer Ehle hoch auf ein Pferd ſteigen könne, ohne eines Menſchen Beyhilfe, doch daß man das Roß und den Stegreif hält. Wenn er dieſes zu thun nicht vermag, ſo kann er auch nichts vergeben, laſſen, noch leihen, daß er es dem nicht entferne, der es nach ſeinem Tod erwartend iſt.

Sie mußten dem Könige mit ihrer Nation die Heerfolge leiſten; konnten aber auch ſelbſt ein Aufgeboth ergehen laſſen t). Die Baiern hatten noch dieſes zum voraus, daß ihre Herzoge allemahl aus dem nähmlichen Geſchlechte der Agilolfinger genommen werden mußten u). Die Könige hatten ſchon Vaſallen in Deutſchland, wie in ihren übrigen Provinzen; woraus man ſieht, daß auch die Deutſchen bereits anfingen ihre angeborne Freyheit gegen ein Lehngut zu vertauſchen. Die Herzoge und Grafen ſuchten ſich, nach dem Beyſpiele der Könige, einen Anhang unter dem Volke zu machen, und erwarben

s) L. I. Art. 52.

t) LL. Alamann. Tit. 27.

u) LL. Bai. Tit. 2. c. 20.

ſich dadurch, daß ſie die Nutznieſſung ihres Eigenthums an andere überließen, ebenfalls Vaſallen x). Sonſt konnten die Herzoge abgeſetzt werden, wenn ſie ſich eines Verbrechens ſchuldig machten y), und die Könige maßten ſich auch das Recht an, in den Provinzen der Herzoge über Leben und Tod zu richten z).

Die Deutſchen zahlten eben ſo wenig Tribut, als die Franken, und waren eben ſo, wie dieſe, zum Kriegsdienſte verbunden. Sonſt aber waren ſie noch freyer, als dieſe, indem ihre Herzoge nichts ohne Einwilligung des Volkes in Dingen von Wichtigkeit vornehmen konnten. Weil der Herzog und das ganze Volk in der öffentlichen Verſammlung ſo übereins gekommen ſind, heißt es in den Alemanniſchen Geſetzen a); und wieder: weil es in unſerer Verſamnilung allen Alemanniern gefallen hat b).

Die Gerichtsverfaſſung war faſt die nähmliche, wie bey den Franken. Die Herzoge, Grafen und ihre nachgeſetzten Vicarien und Centenarien waren die ordentlichen Richter, die aber allemahl ihre Beyſitzer hatten. Die Proben geſchahen durch Urkunden, Zeugen, oder Eidshelfer, oder den Zweykampf. Was das Schwören betrifft, ſcheinen die Deutſchen viel behutſamer zu Werke gegangen zu ſeyn, als die Franken. Daß man nicht leicht einen zum Schwur laſſe, heißt es LL. Bai. Tit. 8. C. 16. Wenn einer

x) LL. Alam. Tit. 36. §. 5.

y) LL. Bai. Tit. 2. c. 9.

z) LL. Bai. Tit. 2. c. 8.

a) Tit. 41. §. 3.

b) Tit. 37. §. 4.

einer bey den Alemanniern durch drey, oder vier Zeugen überführt war, ſo ließ man ihn nicht ſchwören c). Wenn der Kläger ein Verbrechen nicht erweiſen konnte, ſo war dem Beklagten erlaubt, ſich durch den Degen zu rechtfertigen d). Wenn es um Landeigenthum zu thun war, ſo mußten beyde Theile in Gegenwart des Grafen von der Erde des ſtreitigen Bezirks etwas nehmen, und Zweige von den Bäumen des nähmlichen Bezirks hinein ſtecken; dieſes zuſammen ward in einen Sack gethan, und dem Grafen übergeben, der ſein Siegel darauf drückte, und es einem dritten zur Verwahrung einhändigte; die Parteyen hingegen mußten ſich zum Zweykampfe verbürgen. Wenn die dazu beſtimmte Zeit heran nahete, ward der Sack in die Mitte gelegt, beyde Kämpfer mußten ihn mit ihren Schwertern berühren, und Gott zum Zeugen anrufen, daß jener den Sieg haben ſolle, deſſen Sache die gerechte ſey. Wer überwand, dem ward der ſtreitige Bezirk übergeben, und der Uiberwundene oder ſeine Verwandten mußten noch zwölf Solidos zahlen e). Bey den Baiern mußten erſt die Waffen unterſucht und geweiht werden, damit kein Teufelsbetrug oder Hexerey mit unterlaufen könnte f). Wenn ſie auch die Reinigung durch den Eid und die Eidshelfer zuließen, ſo wurden ihm dieſe in wichtigen Fällen von der Obrigkeit ſelbſt ernannt, und zwar meiſtens ihrer zwölf g). Nur einige Fälle wurden für Hauptver-

c) LL. Alam. Tit. 42. §. 1.

d) LL. Alam. Tit. 44.

e) LL. Alam. Tit. 84.

f) Decretum Thaſſil. apud HEINECC. Corp. Jur. Germ. Ant. pag. 329.

g) LL. Alam. Tit. 24. et 89

brechen geachtet, in welchen einer das Leben verwirkt hätte, wenn er nähmlich dem Herzoge nach dem Leben geſtrebt, oder Feinde in das Land gezogen h); doch konnte er auch in dem erſten Falle ſein Leben löſen, wenn er die von dem Herzoge und Volk beſtimmte Summe aufbringen konnte; und in dem zweyten konnte es der Herzog bey der Verbannung des Schuldigen aus der Provinz bewenden laſſen. Sonſt ward alles, wie bey den Franken, nur nach veränderten Preiſen, durch Geld gut gemacht. Vater- und Geſchwiſtermord, und die Heurath mit einem nahen Verwandten wurden mit eben der Strafe, nähmlich mit der Confiſcirung der Güter, beleget i). Das letzte lehrt uns inſonderheit, wie hart es gehalten habe, die Ehegeſetze bey ihnen einzuführen.

Aus dem Ganzen ſieht man, daß die Gewaltthätigkeiten noch ungemein im Schwange gingen. Wenn wenig Friede in der Provinz iſt, heißt es z. B. k) ſollen die ordentlichen Zuſammenkünfte und Gerichte von ſieben zu ſieben Nächten gehalten werden. Diejenigen Rebellen, die bis daher Mord und Raub verübt haben, heißt es in einer andern Stelle l). Eben das legen auch deutlich genug an den Tag die Geſetze gegen die Mordbrenner; gegen die, welche des Herzogs Sachen ſelbſt feindlich angreiffen; die den andern die Weiber entführen; von den Zänkereyen, die oft unter dem Volke entſtehen, und dergleichen. Man findet daher auch ſchon die erſten Spuren des Burgfriedens, indem die Herzoge wenig-

h) LL. Alam. Tit. 24. et 25.

i) LL. Alam. Tit. 39. et 40.

k) LL. Alam. Tit. 36. §. 2.

l) LL. Alam. Tit. 36. §. 5.

nigſtens ihre Wohnungen von Gewaltthätigkeiten wollten geſichert haben; weßwegen alles dreyfach bezahlt werden mußte, was in denſelben den Geſetzen zuwider begangen ward m). Auch ſo gar, wenn einer auf dem Weg oder Rückweg von dem Herzoge begriffen war, und gemißhandelt wurde, mußte es ihm dreyfach bezahlt werden n).

Noch verdient angemerkt zu werden, daß in dieſen Geſetzen die chriſtliche Religion ungemein begünſtigt wird, ſo, daß man faſt glauben ſollte, der mehrere Theil derer, für die ſie geſchrieben waren, müßten Chriſten geweſen ſeyn.

Wenn ein Baier oder Alemannier ſich oder das Seinige einer Kirche ſchenken wollte, hatte weder der Herzog noch der Graf Macht ihn daran zu hindern o). Da die ſo genannten Precarien den Kirchen ungemein vortheilhaft waren, ſo wurden auch dieſe eingeführt p). Die Kirchen wurden nicht nur allein als Zufluchtsſtätte privilegirt, von denen es nicht erlaubt war einen Miſſethäter mit Gewalt heraus zu nehmen; ſondern, wenn einer nur eine Sache eines Dritten, die in der Kirche verwahret wurde, mit Gewalt heraus nahm, ſo mußte er, nebſt dem gewöhnlichen Erſatze, der Kirche noch 18 Solidos zur Genugthuung zahlen q). Wenn einer der Kirche ſelbſt etwas entwendete, mußte er es dreyfach be-

m) LL. Alam. Tit. 34.

n) LL. Alam. Tit. 29.

o) LL. Alam. Tit. 1. LL. Bai. Tit. 1. c. 1.

p) LL. Alam. Tit. 2.

q) LL. Alam. Tit. V.

zahlen. Wer nur in den Hof des Biſchofes bewaffnet ging, mußte 18 Solidos zahlen; wenn er in das Haus ſelbſt ging, mußte er 30 zahlen. Ein Biſchof, Prieſter, mußte dreymahl ſo hoch, als ſeine übrigen Verwandten bezahlt werden, wenn er umgebracht wurde; da er bey den Franken bloß nach ſeiner Geburt gut gemacht wurde. Allein, deſſen ungeachtet ſah es noch ſehr ſchlecht mit der chriſtlichen Religion aus, wie wir bald ſehen werden, wenn von dem heiligen Bonifacius die Rede ſeyn wird. Von den Alemanniern ſagt wenigſtens Agathias (um das Jahr 552, da ſie unter ihren Herzogen Bucelin und Leutharis nach Italien gingen), daß ſie Bäume und Bäche, Berge und Thäler verehreten, denen ſie Pferde und andere Thiere opferten r). Mit dieſen ſtimmen auch die Nachrichten der folgenden Zeiten überein. Die Könige wollten demnach durch dieſe Geſetze theils der chriſtlichen Religion den Eingang erleichtern, theils gehörten dieſe Verordnungen für diejenigen Gegenden, die zuvor unter der Römer Herrſchaft geſtanden, und wo ſich das Chriſtenthum jetzt wieder nach und nach erholte.

---

r) Excerpta ex Agathiae Hiſtoria L. I. pag. 536. apud GROTIVM Script. rerum Gothicar.

Zwölftes Kapitel.

Einführung der chriſtlichen Religion in Deutſchland. Zuſtand derſelben bey der Ankunft des heiligen Bonifacius. Erſte Concilien. Errichtung einiger Bisthümer dieſſeits des Rhein. Vorbereitung zu den falſchen Decretalen. Urſprung unſerer heutigen Reichstäge.

Aus einigen Stellen des heiligen Irenäus und des Tertullian hat man zwar ſchließen wollen, daß ſchon in den älteſten Zeiten Chriſten in Deutſchland müßten geweſen ſeyn; allein es iſt keineswegs zu erweiſen, daß ſie von dem eigentlichen Deutſchland reden. Daß aber die chriſtliche Religion bald Eingang in den beyden den Römern unterworfenen Germanien am Ober- und Niederrheine, ſo wie auch an der Donau, mag gefunden haben, iſt aus eben dieſen Stellen ſehr wahrſcheinlich s). In den mittlern Zeiten ward es Mode, daß eine jede etwas anſehn-

s) Tertullian ſagt *Lib. contra Judaeos*: In Chriſtum iam credunt Hiſpaniarum termini omnes, Galliarum diuerſae nationes, et Britannorum inacceſſa Romanis loca Chriſto iam ſubdita, Sarmatarum item Dacorum et Germanorum. IRENAEVS L. contra Haereticos c. X. Etſi in mundo loquelae diſſimiles ſunt, ſed tamen virtus traditionis vna et eadem eſt. Et neque hae, quae in Germaniis fundatae ſunt eccleſiae aliter credunt aut aliter tradunt; neque hae, quae in Iberis, neque hae, quae in Celtis, neque hae, quae

zahlen. Wer nur in den Hof des Biſchofes bewaffnet ging, mußte 18 Solidos zahlen; wenn er in das Haus ſelbſt ging, mußte er 30 zahlen. Ein Biſchof, Prieſter, mußte dreymahl ſo hoch, als ſeine übrigen Verwandten bezahlt werden, wenn er umgebracht wurde; da er bey den Franken bloß nach ſeiner Geburt gut gemacht wurde. Allein, deſſen ungeachtet ſah es noch ſehr ſchlecht mit der chriſtlichen Religion aus, wie wir bald ſehen werden, wenn von dem heiligen Bonifacius die Rede ſeyn wird. Von den Alemanniern ſagt wenigſtens Agathias (um das Jahr 552, da ſie unter ihren Herzogen Bucelin und Leutharis nach Italien gingen), daß ſie Bäume und Bäche, Berge und Thäler verehreten, denen ſie Pferde und andere Thiere opferten r). Mit dieſen ſtimmen auch die Nachrichten der folgenden Zeiten überein. Die Könige wollten demnach durch dieſe Geſetze theils der chriſtlichen Religion den Eingang erleichtern, theils gehörten dieſe Verordnungen für diejenigen Gegenden, die zuvor unter der Römer Herrſchaft geſtanden, und wo ſich das Chriſtenthum jetzt wieder nach und nach erholte.

---

r) Excerpta ex Agathiae Hiſtoria L. I. pag. 536. apud GROTIVM Script. rerum Gothicar.

Zwölftes Kapitel.

Einführung der chriſtlichen Religion in Deutſchland. Zuſtand derſelben bey der Ankunft des heiligen Bonifacius. Erſte Concilien. Errichtung einiger Biſthümer dieſſeits des Rhein. Vorbereitung zu den falſchen Decretalen. Urſprung unſerer heutigen Reichstäge.

Aus einigen Stellen des heiligen Irenäus und des Tertullian hat man zwar ſchließen wollen, daß ſchon in den älteſten Zeiten Chriſten in Deutſchland müßten geweſen ſeyn; allein es iſt keineswegs zu erweiſen, daß ſie von dem eigentlichen Deutſchland reden. Daß aber die chriſtliche Religion bald Eingang in den beyden den Römern unterworfenen Germanien am Ober- und Niederrheine, ſo wie auch an der Donau, mag gefunden haben, iſt aus eben dieſen Stellen ſehr wahrſcheinlich s). In den mittlern Zeiten ward es Mode, daß eine jede etwas anſehn-

s) Tertullian ſagt *Lib. contra Judaeos*: In Chriſtum iam credunt Hiſpaniarum termini omnes, Galliarum diuerſae nationes, et Britannorum inacceſſa Romanis loca Chriſto iam ſubdita, Sarmatarum item Dacorum et Germanorum. IRENAEVS L. contra Haereticos c. X. Etſi in mundo loquelae diſſimiles ſunt, ſed tamen virtus traditionis vna et eadem eſt. Et neque hae, quae in Germaniis fundatae ſunt eccleſiae aliter credunt aut aliter tradunt; neque hae, quae in Iberis, neque hae, quae in Celtis, neque hae, quae

ſehnliche Kirche einen Jünger der Apoſtel zum Stifter haben wollte, welches inſonderheit auch Trier und Lorch behaupteten; nachdem aber die Kritik dieſes Angeben näher geprüft hat, verſchwanden dieſe erſten Biſchöfe wieder. So viel iſt aber allemahl richtig, daß unter den chriſtlichen Kaiſern die chriſtliche Religion angefangen in den Städten am Rheine, an der Donau und einigen andern Gegenden ziemlich aufzublühen t); allein, durch die Einfälle der Barbaren ward ſie mit den meiſten Städten zu Grunde gerichtet.

Unter

quae in Oriente. Dieſe Stellen laſſen ſich aber auf das wahre, unabhängige und von den Römern unbezwungene Deutſchland nicht ausdehnen. Hanſiz *) hat jedoch aus folgender Stelle des Tertullian (Apolog. c. 37.) erweiſen wollen, daß auch unter den Markmännern, mithin in dem eigentlichen Deutſchland, müßten Chriſten geweſen ſeyn. Si enim et hoſtes exertos, non tantum vindices occultos agere vellemus, deeſſet nobis vis numerorum et copiarum? Plures nimirum Mauri et Marcomanni? Si non apud iſtam diſciplinam magis occidi liberet, quam occidere. Allein, Hanſiz und ſeine Abſchreiber haben den Tertullian nicht verſtanden. Tertullian will nichts anders ſagen, als daß die Chriſten, wenn ſie Gewalt mit Gewalt vertreiben wollten, den Römern vielmehr zu ſchaffen machen würden, als die Mohren und Marcomannen, indem ihrer weit mehr wären, als dieſer.

t) Auf dem Concilio zu Sardica 344. erſchienen, Martinus Biſchof von Mainz, Victor Biſchof von Worms, Jeſſe von Speyer, Amandus von Straßburg, Euphrates von Cöln, Servatius von Tongern.

*) Germ. Sacra Tom. I. c. 2. pag. 20.

Unter den erſten Fränkiſchen Königen erholten ſie ſich in etwas. In Rhätien waren Bisthümer zu Trident, Chur, und Windiſch, welches letztere unter Clotar I. nach Conſtanz verlegt worden. In Vindelicien war eines zu Augsburg, in dem Norico Ripenſi eines zu Lorch, ſo 598. nach Paſſau verlegt ward, und im Norico mediterraneo eines zu Tiburnia, ſo für das jetzige Villach in Kärnthen gehalten wird, und eines zu Cilley. Dieſe letztern vom Norico mediterraneo hielten ſich nach Aquileja. Trident kam hernach in der Longobarden Hände. Augsburg, Chur und Coſtanz kamen beſonders unter den Franken empor; ſo wie auch nach und nach die Kirchen am Rhein, z. B. Worms, Mainz, Speyer und Cöln. Sie wurden aber bald in jenes allgemeine Unheil der übrigen Fränkiſchen Kirchen mit fortgeriſſen, welches durch die Unwiſſenheit und Verſchläuderung der Kirchengüter über ſie gekommen.

Um die Gegenden dies'ſeits des Rheins, bekümmerten ſich die Franken, was die Religion betrifft, faſt gar nichts. Was dieſe verſäumten, unternahmen von Zeit zu Zeit Ausländer. Irland und Schottland, welche damahls meiſtens mit dem gemeinen Nahmen Hibernia belegt wurden, waren die Pflanzſchule ſolcher Männer, die ſich ein Geſchäft machten, die chriſtliche Religion zu verbreiten. Eine bey dieſer Nation faſt allgemeine Neigung zum Wallfahrten, und die Gewohnheit ihr damahls ohnehin armes Vaterland zu verlaſſen, waren dieſem Religionseifer ungemein günſtig. So predigte z. B. der heilige Kilian († 687.) bereits im ſiebenten Jahrhundert

hundert in dem heutigen Franken, Emmeran († 625.) und Rupertus († 718.) in Baiern, Wilibrordus († 739.) in Friesland, und dehnte ſeine Sorge auch auf Thüringen aus, worin das Chriſtenthum ſchon unter den letzten Thüringiſchen Königen einen Fuß geſetzt hatte; welches aber um dieſe Zeit faſt ganz wieder in Verfall gekommen war.

Niemand nahm ſich der Sache mit größerm Nachdrucke an, als Bonifacius, ſonſt Winfried genannt, aus Weſſex in England. Nachdem er 718. das erſtemahl zu Rom geweſen, half er dem heiligen Wilibrord in Friesland. Im Jahre 722. fing er die Bekehrung von Thüringen an, und ward von Gregor II. zum zweytenmahl nach Rom gefordert, und daſelbſt, noch ohne gewiſſen Sprengel, jedoch mit eidlicher Verbindung ſich nie von der Römiſchen Kirche abzuſondern, zum Biſchofe geweiht; ſodann mit der collectione canonum eccleſiae Romanae, und mit dem Schreiben an Carolus Martellus, an die Geiſtlichkeit, an die Reichsbeamten und an die geſammten Nationen der Thüringer, Sachſen, ꝛc. zurück geſandt. Vom Papſte Gregor III. erhielt er das Pallium und die Würde eines Erzbiſchofs und Vicarii über die Kirche von Deutſchland. Da endlich im Jahre 745. der Biſchof Gewilieb von Mainz abgeſetzt ward, kam Bonifacius als Erzbiſchof an deſſen Stelle, und zugleich an die Spitze der ganzen Oſtfränkiſchen Geiſtlichkeit.

Es haben ſich zwar einige Schriftſteller, beſonders proteſtantiſche, über das Verfahren des Papſtes, daß er von dem Bonifacius einen Eid gefordert, als über eine Neuerung, aufgehalten; allein, man muß nur die damahligen Umſtände betrachten, ſo

ſo wird man ſich nicht darüber wundern. Die Päpſte ſtellten eine zweyfache Perſon vor. Nebſt ihrem Papſtthume waren ſie auch Metropoliten über die Provinzen, die man Suburbicarien nannte u). Anſtatt ſo ſehr über die Gränzen derſelben zu ſtreiten, würden die Gelehrten beſſer gethan haben, wenn ſie geſucht hätten, das wahre Verhältniß zu entdecken, in welchem die in dieſen Provinzen wohnenden Biſchöfe gegen den Papſt geſtanden. Man würde auf ſolche Art den Gang der päpſtlichen Macht viel beſſer kennen gelernt haben; indem die Päpſte in den folgenden Zeiten faſt nichts anders geſucht haben, als eben die Rechte, welche ſie über die erwähnten Biſchöfe hatten, auf den ganzen Occident und einiger Maßen auch auf den Orient auszudehnen.

Hauptſächlich aber mußten ſie ſich zu Rom weihen laſſen, bey den Römiſchen Synoden, wenn ſie gerufen wurden, erſcheinen; ſie konnten von dem Papſte unmittelbar abgeſetzt werden; mußten ſichs gefallen laſſen, wenn der Papſt beſondere Vicarien, wenn es auch nur Subdiacone waren, über ſie ſetzte; mußten die ſo genannten Limina Apoſtolorum (die St. Peters-Kirche) öfters beſuchen; endlich aber dem Papſte einen beſondern Eid vor ihrer Ordination ſo wohl mündlich als ſchriftlich ablegen.

Da

u) Gemeiniglich verſteht man die Provinzen darunter, welche Conſtantin der Aufſicht des Vicarii der Stadt Rom übergeben, nähmlich Latium, Campanien, Thuſcien, und Umbrien, Picenum, Valerien, Samnium, Apulien und Calabrien, Lukanien mit den Brutiern, und den Inſeln Sicilien, Corſica und Sardinien.

Da nun Bonifacius ebenfalls zu Rom, und zwar von dem Papſte unmittelbar geweihet ward, und noch dazu ein unbekannter ausländiſcher Prieſter war: ſo war es eine ganz natürliche Folge, daß er eben den Eid, nur mit einigen kleinen Veränderungen, ablegen mußte, welchen die übrigen Biſchöfe, die zu Rom von dem Papſte ſich mußten weihen laſſen, vor ihrer Ordination abzulegen pflegten x).

Wie

y) Der Eid des Bonifacius lautete alſo: In nomine Domini Dei et Saluatoris noſtri Jeſu Chriſti. Imperante domino Leone a Deo coronato magno Imperatore, Anno VI. poſt Conſulatum eius, ſed et Conſtantino M. Imperatore eius filio Anno III. Indictione VI. Promitto ego Bonifacius Dei gratia Epiſcopus tibi Beato Petro Apoſtolorum Principi Vicarioque tuo Beato Gregorio Papae, et Succeſſoribus eius per patrem et filium et Spiritum Sanctum Trinitatem inſeparabilem et Sacratiſſimum Corpus tuum me omnem fidem, et puritatem Sanctae fidei catholicae exhibere, et in vnitate eiusdem fidei Deo operante perſiſtere, in qua omnis chriſtianorum ſalus ſine dubio eſſe comprobatur, vllo modo me contra vnitatem communis et vniuerſalis eccleſiae ſuadente quopiam conſentire; ſed vt dixi fidem et puritatem meam, atque concurſum tibi et vtilitatibus eccleſiae tuae, cui a Domino Deo poteſtas ligandi, ſoluendique data, et praedicto Vicario tuo, atque Succeſſoribus eius per omnia exhibere,

Sed et ſi cognouero Antiſtites contra inſtituta antiqua Sanctorum Patrum conuerſari, cum eis nullam habere communionem aut coniunctionem: ſed magis ſi potuero prohibere, prohibebo, ſin minus, fideliter ſtatim Domino meo Apoſtolico renuntiabo.

An=

Wie der Zuſtand der Religion in Deutſchland bey der Ankunft des heiligen Bonifacius beſchaffen geweſen ſey, können wir daraus abnehmen, daß er Prieſter angetroffen, die zugleich den Götzen der Heiden opferten, und zugleich tauften, das iſt, die ſich um das Geld brauchen ließen, wie es jeder, der zu ihnen kam, verlangte. Dieſe Vermiſchung der chriſtlichen und heidniſchen Religion iſt deſto glaubwürdiger, da die Menſchen ſelten ihre ganze Denk-

ungs

Anſtatt des letzten Abſatzes mußte ein Biſchof aus einer ſuburbicariſchen Provinz, die dem Kaiſer unterwürfig war, folgendes unterſchreiben: Promitto pariter, quod ſiquid contra Rempublicam vel piiſſimum Principem noſtrum a quolibet agi cognouero, minime conſentire; ſed in quantum virtus ſuffragauerit, obuiare, et Vicario tuo Domino meo apoſtolico modis quibus potuero nuntiare et id agere vel facere, quatenus fidem meam in omnibus ſinceriſſimam exhibeam.

Bey einem, der unter Longobardiſcher Oberherrſchaft ſtand, lautete es folgender Maßen: Promitto pariter feſtinare omni annifu, vt ſemper pax, quam Deus diligit, inter rempublicam et Nos, hoc eſt, gentem Longobardorum conſeruetur, et nullo modo contra agere vel facere quidpiam aduerſum, quatenus fidem meam in omnibus ſinceriſſimam exhibeam.

Der Schluß war bey allen gleich lautend; Quodſi, quod abſit, contra huius promiſſionis meae ſeriem aliquid facere quolibet modo ſeu ingenio vel occaſione tentauero, reus inueniar in aeterno iudicio: vltionem Ananiae et Sapphirae incurram, qui vobis etiam de rebus propriis fraudem facere, vel falſum dicere praeſumpſerunt.

ungsart auf einmahl ablegen. Wenn Mabillon z) in Italien Römiſche Inſchriften angetroffen, auf welchen die dii manes und der heilige Geiſt zugleich vorkommen, was ſollen wir erſt von einem rohen Volke, wie die Deutſchen waren, erwarten? Wir haben hievon noch eine andere Probe. Nachdem ihnen Bonifacius die Opfer, die ſie bey den Bäumen, und in den heiligen Hainen verrichteten, nach und nach abgewöhnt: glaubten ſie nun als Chriſten, die nähmlichen Opfer mit allen ihren heidniſchen Gebräuchen ſeyen ihnen erlaubt, wenn es nur in der Nähe von einer Kirche, oder zu Ehren eines Märterers oder andern chriſtlichen Heiligen geſchehe, wie wir aus den Acten des erſten Concilii des heiligen Bonifacius ſehen.

Noch einen Umſtand, woraus wir die damahlige Beſchaffenheit der Religion abnehmen können, gibt uns Bonifacius in einem Schreiben an den Papſt Zacharias an die Hand, nähmlich daß eine Menge gewinnſüchtiger Leute, die ſich fälſchlich für Prieſter und Biſchöfe ausgaben, in dieſes halb chriſtliche Volk ſich gleichſam getheilt hatte. Verlaufene Knechte, die ſich ſonſt nicht nähren konnten, machten ſich eine Tonſur, und ahmten dasjenige, was ſie von Kirchen-Ceremonien geſehen hatten, nach; andere gaben ſich mit Wahrſagereyen ab, denen das

Volk

Hunc autem indiculum Sacramenti ego Bonifacius exiguus Epiſcopus manu propria ſcripſi, atque ponens ſupra ſacratiſſimum corpus Beati Petri, ita vt perſcriptum eſt, Deo teſte et iudice praeſtiti ſacramentum, quod et ſeruare promitto.

z) Itinerar. Italico pag. 63.

Volk noch äußerſt ergeben war; andere mißbrauchten deſſen Leichtgläubigkeit noch auf andere Art.

Wir finden zwar vieles von heidniſchen Opfern, nichts aber von Tempeln und Altären. Das Volk brachte meiſtens noch ſeine Opfer zu den Bäumen, worunter beſonders einer zu Geißmar in Heſſen berühmt war. Bonifacius legte ſelbſt Hand an denſelben, und half ihn umhauen. Die umſtehenden Heiden, die ihn für einen Sitz ihrer Gottheit hielten, glaubten ganz gewiß, das Feuer würde heraus fahren, und den Bonifacius mit allen den Seinigen verzehren; allein, zu ihrem großen Erſtaunen geſchah nichts weniger, als dieſes, wodurch ihre Gemüther um ein merkliches der chriſtlichen Religion geneigter wurden. Der nicht weit von Wirzburg gelegene Ort Opferbaum hat aller Wahrſcheinlichkeit nach ſeinen Nahmen von einem Baum, bey dem ebenfalls geopfert worden iſt. Wie hart dieſes Zutrauen zu den Bäumen aus den Herzen des Volks zu verbannen geweſen, ſehen wir daher, daß Rhegino, der im zehnten Jahrhundert ſeine Sammlung von Canons verfertigte, noch für nöthig hielt, eine Menge derſelben, in welchen das Opferbringen zu den Bäumen unterſagt wird, ihr einzuverleiben.

Den äußern Zuſtand der ſchon vorhandenen Kirchen mahlt uns der heilige Bonifacius ſelbſt in einem Schreiben an den Papſt Zacharias a). “ Die Religion, ſagt er, liegt nun 60 bis 70 Jahre ganz „ zu Boden. Die Franken haben mehr als 80 „ Jahre lang weder eine Kirchenverſammlung gehalten, noch einen Erzbiſchof gehabt. Die Bis-

a) Tom. VI. Conc. Labbei col. 1494. lit. D.

„ thümer ſind meiſtens in den Händen geldbegieriger „ Laien, oder ehebrecheriſcher Geiſtlichen, die auf „ nichts als den zeitlichen Gewinn ſehen. Die „ Diacone dieſer Biſchöfe haben meiſtens von Ju„ gend auf in Ehebruch und Unreinigkeit gelebt, und „ unterhalten noch wirklich im Diaconat vier bis „ fünf, oder noch mehrere Beyſchläferinnen. Deſſen „ ungeachtet, getrauen ſie ſich öffentlich das Evan„ gelium zu leſen, und werden zuletzt gar Biſchöfe. „ Es gibt auch unter ihnen Biſchöfe, die, ob ſie „ gleich vorgeben, ſie hielten die Keuſchheit, doch „ dem Trunke, der Ungerechtigkeit und der Jagd er„ geben ſind, oder die bewaffnet mit in das Feld „ ziehen, und mit eigener Hand das Blut der Chri„ ſten ſo wohl, als Heiden vergießen.“ Es mag ſeyn, daß das fromme Aug des heiligen Bonifacius manches doppelt geſehen hat; doch muß es allemahl ein betrübter Zuſtand geweſen ſeyn, in den die Fränkiſch-Deutſchen Kirchen verſetzt waren.

Der heilige Bonifacius wußte kein anders Mittel, gute Sitten und die alte Kirchenzucht wieder herzuſtellen, als die Wiederherſtellung der Concilien. Weil aber dieſes ein ſeine Kräfte weit überſteigendes Werk war, nahm er eine zweyfache Gewalt zu Hülfe, die weltliche und die päpſtliche. Der Fränkiſche Fürſt Karlmann, des Karl Martel Sohn, dem die Gegenden, in denen Bonifacius ſein Predigtamt ausübte, unterworfen waren, ließ ſich nicht allein ganz willig dazu finden, ſondern rief auch den Bonifacius ſelbſt zu ſich, und bath ihn, das Werk unter ſeinem Schutze anzugreiffen. Dieſes berichtete Bonifacius dem Papſte mit dem Bedeuten, daß er, wenn Karlmann ſein Verſprechen erfüllen wollte, den Rath und die Vollmacht des päpſtlichen An-

ſehens

ſehens, das iſt, des apoſtoliſchen Stuhls haben und wiſſen müſſe. Der Papſt willigte ſo gleich in ſein Begehren, und übertrug ihm, ſeine Stelle in dieſem Geſchäfte zu vertreten. Die Concilien wurden demnach gehalten, das erſte 742, das andere 742 (apud Liptinas) in der Gegend von Cambray. Merkwürdig iſt, daß Karlmann ſelbſt redend eingeführt wird, und die Verordnungen in ſeinem Nahmen verkündigt werden. „ Ich Karlmann, Herzog und Fürſt der Franken, heißt es im Eingange des erſtern, hab im Jahr nach Chriſti Geburt 742. am erſten May mit Rath der Knechte Gottes und der Vornehmſten meines Reichs (Optimatum meorum) die Biſchöfe, die in meinem Reich ſind, mit den Prieſtern zu einem Concilium verſammelt, damit ſie mir mit Rath an die Hand gingen, wie das Geſetz Gottes und die guten Sitten der Geiſtlichen wieder mögen hergeſtellt werden, die in den Tagen der vorigen Fürſten ſich ganz verloren haben, und wie das chriſtliche Volk zu ſeinem Seelenheil gelangen könne, und nicht durch falſche Prieſter verführt zu Grund gehe. „ Der Anfang der Schlüſſe des erſten Concilii war: Wir haben demnach durch den Rath der Prieſter und der Vornehmſten unſers Reichs in den Städten Biſchöfe angeordnet, und über ſie den Bonifacius zum Erzbiſchofe beſtellt, der auch ein Geſandter des heiligen Petrus iſt. Wir haben zugleich verordnet, daß alle Jahr ein Concilium ſoll gehalten werden, damit in unſerer Gegenwart die Kirchengeſetze und Rechte wieder hergeſtellt, und die chriſtliche Religion verbeſſert werde. Die mit Unrecht den Kirchen entwendeten Güter haben wir ihnen wieder eingeräumt, u. ſ. w. Von den übrigen waren die vornehmſten des Inhalts: Die Geiſtlichen ſollen nicht mit den Waffen umgehen, und ſich von der Jagd

enthalten. Die Pfarrer ſollen ihrem Biſchofe gehorſam ſeyn. Der Biſchof und der Graf ſollen Sorge tragen, daß das Volk keine heidniſchen Gebräuche beobachte. Die Mönche und Nonnen ſollen nach der Regel des heiligen Benedictus leben. Der Jeſuit Papeproche ſagt hierüber b), weil es die Gewalt weltlicher Fürſten überſteige bey Concilien den Vorſitz zu haben und dergleichen Dinge anzuordnen, welche die Verfaſſung und die Verbeſſerung der Geiſtlichkeit und der Mönche betreffen, ſo könne er unmöglich ſolche Schlüſſe für ächt halten. Allein, nichts widerſinnigers kann gedacht werden, als dieſes, als wenn nähmlich ein weltlicher Fürſt, beſonders bey einem allgemeinen Verderbniſſe der Geiſtlichkeit, nicht befugt ſey, auf ihre Verbeſſerung zu denken; als wenn er den Geiſtlichen nicht ſagen dürfe, ſie ſollen nicht in den Krieg und auf die Jagd gehen, die Prieſter ſollen ihren Biſchöfen unterthänig ſeyn, die Mönche ihre Regel halten. Alles, was Karlmann feſt geſetzt hat, ſind ſchon hundertmahl verordnete Dinge, die er als Landesherr aus der ſeiner Würde anklebenden Pflicht, Religion und gute Sitten aufrecht zu erhalten, und als geborner Vollſtrecker der Canons mit größtem Rechte betreiben konnte. Und wenn auch dergleichen Geſetze nicht vorhanden geweſen wären, ſo hätte er zu einer Zeit, da die Biſchöfe ſelbſt eine ſo große Verbeſſerung nöthig hatten, ſolche machen können; indem ſein Amt er-

b) Cum Carolomannum et Pipinum praeſidere his Synodis excedat ſaecularem poteſtatem, et Principem laicum faciant conuentui eccleſiaſtico praeſidere, eaque ordinare, quae diſciplinam et correctionem Cleri ac Monachatus concernunt, abſit vt ea habeamus pro genuinis. In Actis Sanct. Bollandi in Propylaeo ad Tom. 2. April. P. I. §. 30.

erforderte, dafür zu wachen, daß die Kirche und Religion und das damit ſo genau verbundene Wohl des Staates keinen Schaden leiden möchte.

Was Papeproche für eine ſo unanſtändige Sache hält, dieß war vielmehr ein Meiſterſtück der Klugheit des heiligen Bonifacius, daß er die weltlichen Fürſten in das Intereſſe der Religion mit einzuflechten gewußt. Was würde Bonifacius, als ein fremder Prieſter, mit mächtigen Laien, die in dem Beſitze der Biſthümer und Abteyen waren, oder mit ſolchen Biſchöfen, die den Hirtenſtab in einer Hand, in der andern den Degen führten, kurz mit rohen unwiſſenden Leuten, die ſo gar ihre Aemter zum Theil und mit dieſen ihre Einkünfte verlieren ſollten, haben anfangen können?

Weit anders, als Papeproche, dachte Bonifacius ſelbſt. In einem Schreiben an den Engländiſchen Biſchof Daniel drückt er ſich folgender Maßen aus: Ohne Schutz des Fürſten der Franken kann ich weder das Volk regieren, noch die Prieſter und Diacone, die Mönche und Dienerinnen Gottes, (nähmlich ſeine aus England mitgebrachten) beſchützen, noch kann ich die Gebräuche der Heiden und die Götzenopfer in Deutſchland ohne ſeine Befehle und darauf geſetzte Strafen verhüten c).

Bonifacius ſchreibt ſelbſt an mehrern Orten, daß ihm niemand mehr zu ſchaffen mache, als die ungezogene und ausgeartete Geiſtlichkeit. Am härteſten fällt mir, ſchreibt er an die Abtiſſinn Eadburg, daß die Nachſtellungen der falſchen Brüder die Bos-

 heit

c) Epiſt. 3. pag. 6. edit.

heit der Heiden noch übertreffen d). Mein Amt, ſagt er an einem andern Orte, iſt gleich einem bellenden Hunde, der zwar ſieht, daß die Diebe und Mörder das Haus ſeines Herrn untergraben, und in daſſelbe einbrechen; aber, weil er keine Gehülfen hat, nichts thun kann, als daß er bey ſich ächzet und murret e). Bey ſolchen Umſtänden mußte er es gewiß als eine große Wohlthat anſehen, wenn ihm die weltlichen Fürſten ihren Arm leihen, und mit zu der Verbeſſerung der Geiſtlichkeit helfen wollten. Wir werden zu ſeiner Zeit hören, wie die auf einem Concilio verſammelten Deutſchen Biſchöfe unter Ludwig dem Deutſchen die Sache aufgenommen haben, die gewiß von dem wahren Beſten der Deutſchen Kirchen beſſer unterrichtet waren, als Papeproche und andere ſeines gleichen.

Das erſte, was Bonifacius bey dem Karlmann zu erhalten ſuchte, war, daß Biſthümer auch diesſeits des Rheins errichtet würden. Man war in dieſer Sache in einer nicht geringen Verlegenheit, weil in einigen alten Canons befohlen war, keine Biſthümer in Dörfern oder kleinen Städten anzulegen, damit die biſchöfliche Würde nicht in eine Geringſchätzung kommen möchte. Nun war in ganz Deutſchland diesſeits des Rheins im eigentlichen Verſtande weder eine kleine, noch große Stadt. Bonifacius wendete ſich hierüber, ſeiner Gewohnheit nach, an den Papſt, und bath ihn gar ſehr, in dieſem Falle einige Nachſicht zu haben. Der Papſt antwortete, daß er in Rückſicht ſeines aufrichtigen und liebvollen Begehrens ohne Anſtand geſtatte, daß zu

Wirz-

d) Epiſt. 13. pag. 17. Edit.

e) Epiſt. 105. pag. 145. Edit.

Wirzburg, zu Buraburg (nicht weit von Fritzlar) und zu Erfurt Bisthümer errichtet würden f). Die beyden letztern ſind zwar wieder eingegangen; das erſtere aber, wozu Bonifacius ſeinen Landsmann Burkardus beförderte, hat ſich bis auf den heutigen Tag erhalten. Wirzburg nennt der Papſt (caſtellum) ein Schloß oder Burg, Erfurt aber Bonifacius ſelbſt (urbem paganorum ruſticorum) eine Stadt der heidniſchen Bauern. Buraburg wird mit dem Nahmen oppidum von dem Papſte belegt. In der Folge legte er auch das Bisthum zu Eichſtädt an.

Wenn Bonifacius auch ſonſt nichts gethan hätte, ſo würde ihm Deutſchland unendlichen Dank ſchuldig ſeyn; indem auf ſolche Art erſt das Chriſtenthum mitten in Deutſchland, ſo zu ſagen, feſten Fuß bekommen hat. Die neuen Biſchöfe bauten Kirchen, ſchufen ſich einen Clerum, errichteten Pfarreyen, Klöſter und Schulen, wenigſtens bey ihren Cathedral-Kirchen, und verbreiteten von dort aus neben der Lehre des Evangeliums ſanftere Sitten und Aufklärung. Durch ihre fleißige Aufſicht verſcheuchten ſie auch nach und nach jene betrügeriſchen Herumſtreicher, die das Volk aus Gewinnſucht in dem Aberglauben unterhielten.

Bonifacius war auch nicht zufrieden, daß das alte Metropolitan-Syſtem zu Grunde gegangen war; indem die Biſchöfe, wie er glaubte, unter einer beſtändigen Aufſicht ſtehen müßten. Seine Lieblings-Idee von jährlicher Haltung der Concilien, worin ſo zu ſagen der Nervenſaft der Kirchenzucht nach ſeiner

f) Epiſt. Bonif. 142. pag. 217.

Meinung beſtand, forderte ebenfalls, daß Erzbiſchöfe vorhanden wären, die den Vorſitz und die Direction davon hätten. Er machte demnach, daß Karlmann auch Erzbisthümer errichtete, und ward ſelbſt zum Erzbiſchofe zu Mainz erkläret.

Aus dem übrigen ſieht man, daß er nur erſt das Gröbſte und am meiſten in die Augen fallende wegräumen wollte, z. B. daß die Geiſtlichen nicht mit den Waffen umgehen, und ſich nicht mit der Jagd abgeben ſollten. Hernach aber auf den jährlichen Concilien ſollte die Kirchenzucht nach und nach zu ihrer Vollkommenheit gebracht werden. Allein, auch nicht einmahl dieſe ſeine erſten Verordnungen konnte Bonifacius durchſetzen. Seine Nachfolger, den einigen Lullus, der ihm unmittelbar folgte, ausgenommen, gingen in das Feld, wie ſeine Vorfahren. Es trug ſich gar zu, daß der Papſt Innocenz IV. einen Mainzer Erzbiſchof, weil dieſer nicht tauglich genug war, oder nicht wollte zu Gunſten des wider Friderich II. von dem Papſte aufgeſtellten Gegenkaiſers Wilhelm von Holland die Waffen führen, von dem nähmlichen Stuhl hat herab ſteigen heiſſen, von welchem Bonifacius ſeinen Vorfahrer Gewilieb herunter gebracht hat, weil dieſer die Waffen geführt hat. Nebſt dieſen zweyen bereits angeführten Concilien findet man auch noch Spuren von einigen andern g). Bey dem allen aber blieben noch eine Menge Sachen übrig, die einer genauern Beſtimmung bedurften, z. B. wie weit ſich die Gewalt der Metropoliten erſtrecke;

g) Eccard Comment. de rebus Franc. T. I. pag: 459. führt folgende an: eines in Baiern 740. das zweyte auf der Salzburg in Franken 741. das dritte ebendaſelbſt, das vierte zu Liptin 743. das fünfte zu Soiſſons 744.

ſtrecke; ob ein einmahl abgeſetzter Biſchof oder Prieſter wieder zu ſeinem Amte zu laſſen ſey; wie ungehorſame Prieſter, abtrünnige Mönche zu beſtrafen ſeyen, u. ſ. w. Uiber alles dieſes machte Bonifacius ſeinem Gebrauche nach, daß die Fränkiſche Nation die Entſcheidung von Rom holen mußte; damit ſie ihr um ſo ehrwürdiger wäre, und deſto beſſer gehalten würde. Der Papſt Zacharias h), bey dem man ſich erkundigte, antwortete durch lauter Canons, die theils aus denen, die man die apoſtoliſchen nennt, theils aus Aſiatiſchen und Afrikaniſchen Concilien gezogen waren. Daß dieſe an ſich, und auch für die Gegenden, für die ſie gemacht worden, gut mögen geweſen ſeyn, ſcheint außer Zweifel zu ſeyn. Eben ſo gewiß iſt es auch, daß weder die Aſiatiſchen, noch die Afrikaniſchen Biſchöfe den Deutſchen Kirchen, was ihre Einrichtung und Zucht betrifft, einige Regeln haben vorſchreiben können.

So wie jede Kirche ihre von dem beſondern National-Charakter ſo wohl, als der politiſchen Verfaſſung und andern Umſtänden herrührende eigenthümliche Bedürfniſſe hat: ſo hat ſie auch das Recht, in den Dingen, die nicht von Chriſto ſelbſt beſtimmt ſind, ihre Verfaſſung darnach einzurichten. Ein ſcharfſinniger Schriftſteller macht die nicht ungegründete Anmerkung, daß, wenn das Chriſtenthum zuerſt in den nordiſchen Provinzen wäre geprediget worden, man nicht ſolche Bußgeſetze (canones poenitentiales) nach dem Oriente würde geſchickt haben, als von dort aus nach dem Occident gekommen ſind. Allein, Bonifacius dachte nicht ſo weit. Was einmahl

h) Bey *CENNI Monumenta Domin. Pontif. T. I. pag.* 41.

mahl von Concilien, auf die er alles hielt, war verordnet worden, das war ihm heilig. Uiberhaupt aber getraute er ſich keinen Fuß breit von den Vorſchriften des Papſtes abzugehen.

Was er für einen Anſtand wegen des Pferdefleiſches gehabt, und was er von Rom für eine Antwort erhalten, haben wir bereits gehört. Keyßler hält dafür i), weil die Päpſte in Anſehung der Biber und Haſen nachgegeben, ſo müſſe bey den Pferden ein wichtigerer Grund vorhanden geweſen ſeyn; damit nähmlich den neu bekehrten Chriſten alle Gelegenheit zur Abgötterey benommen würde, weil das Pferdfleiſch bey den Göttermahlen beſonders gebraucht wurde. In der That aber verhält es ſich mit einem, wie mit dem andern. Dieſe Verbothe ſind nicht ausdrücklich widerrufen worden, ſondern nach und nach durch die Gewohnheit in die Vergeſſenheit gekommen. Daß man aber aufgehört Pferdefleiſch zu eſſen, davon mag wohl die Haupturſache geweſen ſeyn, weil ſie bey Vervielfältigung der Menſchen ſeltner und koſtbarer geworden.

Bald nach den Zeiten des heiligen Bonifacius eräugnete ſich eine große Veränderung in der äußern Kirchenverfaſſung, die durch die falſchen Decretale des Iſidor veranlaßt wurde. Iſidor würde aber mit ſeinen Grundſätzen lange nicht den Eingang gefunden haben, wenn ihm nicht andere, und vielleicht keiner mehr, als Bonifacius, vorgearbeitet hätten. Iſidor ſuchte die päpſtliche Macht zu erhöhen, ſo viel es immer ſeyn konnte; auch bey dem Bonifacius war ſie ſo zu ſagen Alles in Allem. An niemand hat Rom einen

i) *Antiquitat. Septentrion pag.* 339.

einen größern Eiferer für ſeine Hoheit gehabt, als an ihm. So viele Zuhörer und Schüler mir Gott zuführt, ſchreibt er ſelbſt an den Papſt Zacharias, ſuche ich ohne Aufhören zum Gehorſam des apoſtoliſchen Stuhls zu lenken k). Was ihm nur immer vorkam, berichtete er dem Papſte, und alle Schwierigkeiten ſuchte er durch deſſen Anſehen zu heben. Karlmann wollte ein Concilium gehalten haben; Bonifacius meldete dieſes dem Papſt, und ſchrieb ihm, daß er vor allem die päpſtliche Vollmacht dazu haben müſſe l), als wenn ohne Vorwiſſen und Einwilligung des Papſtes kein Concilium könne gehalten werden. Bonifacius wollte Bisthümer in Deutſchland errichten; auch hierin ſuchte er wieder die päpſtliche Beſtätigung und Einwilligung m). So gar ſein zu Fuld errichtetes Kloſter ließ er ſich beſonders von dem Papſte beſtätigen; welches jedoch nach den damahligen Begriffen noch keineswegs die Gerichtsbarkeit des Biſchofes über das Kloſter aufhob, aber bald den Weg dazu bahnte. Bonifacius traf Biſchöfe, Prieſter und Diacone an, von denen er glaubte, daß er

ſie

k) Quantoscunque audientes vel diſcipulos in iſta legatione mihi Deus donauerit, ad obedientiam apoſtolicae ſedis inuitare et inclinare non ceſſo. Epiſt. 132. pag. 182.

l) Quapropter ſi hoc Deo inſpirante veraciter implere voluerit, conſilium et Praeceptum veſtrae auctoritatis, id eſt, apoſtolicae ſedis habere et ſapere debeo, Epiſt. 132. p. 182.

m) Haec tria loca (Wirzeburg, Buraburg, Erphesfurt) propria carta et auctoritate Apoſtolatus veſtri roborari et confirmari diligenter poſtulamus: vt ſi dominus voluerit, per auctoritatem et praeceptum Sancti Petri iuſſionibus apoſtolicis fundatae et ſtabilitae ſint tres in Germania epiſcopales ſedes. Ibidem.

ſie nicht bey ihren Amtsverrichtungen laſſen dürfe; alsbald ſchrieb er dem Papſte, er ſollte ihm Verhaltungsbefehle in Anſehung derſelben ertheilen n); als wenn alles dieſes von den Biſchöfen in den vorigen Zeiten nicht für ſich ohne Dazwiſchenkunft des Papſtes wäre gethan worden.

Bonifacius war nicht zufrieden, ſelbſt zu Rom einen beſondern Eid dem Papſte abgelegt zu haben, ſondern er beredete auch die auf einer Synode verſammelten Deutſchen Biſchöfe einen Eid ſchriftlich aufzuſetzen und nach Rom zu ſchicken, in welchem einiger Maßen noch mehr enthalten war, als ſelbſt in dem, welchen Bonifacius geſchworen hatte, nähmlich, alle Jahr ein Concilium zu halten, und für die Erzbiſchöfe pallia von Rom zu begehren o). Dieſe pallia machten ihm eine beſondere Angelegenheit, weil er ſie als ein kräftiges Mittel anſah, die Deutſchen und Fränkiſchen Kirchen genau mit dem päpſtlichen Stuhle zu verbinden. Die Zeiten hatten ſich in dieſem Stücke ſehr geändert. Sonſt hatten ſich die Fränkiſchen Biſchöfe viele Mühe gegeben ſie zu erhalten. Der Biſchof Virgilius von Arles bediente ſich ſo gar der Fürſprache des Königs Childebert II., und Siagrius von Autun der Königinn Brunehild, um ſolche von dem Papſte Gregorius zu erhalten. Dieſer ertheilte ſie auch, und zwar mit großen Vorrechten und Privilegien: Virgilius ſollte des Papſtes Stelle in Gallien vertreten; die Biſchöfe ſollten Erlaubniß von ihm verlangen, wenn ſie von einer

n) Si tales inuenero, rogo vt habeam praeceptum et conſcriptum auctoritatis veſtrae, quid de talibus diffiniatis. Ibid. pag. 183.

o) Epiſt. 105. pag. 144. Edit.

einer Diöces in eine andere verreiſen wollten; und wenn Glaubensſtreitigkeiten entſtünden, ſollte Virgilius zwölf andere Biſchöfe rufen, und ſie mit ihnen abthun. Man findet aber nicht, ſagt Pasquier p), daß ſie zu dem wirklichen Beſitze und der Ausübung dieſer Privilegien gelangt ſeyn. Vielleicht waren die daraus erfolgten Zwiſtigkeiten die Urſache, warum die Fränkiſchen Biſchöfe in der Folge keine Pallien mehr begehrt haben. Bonifacius nahm ſich die Sache ſo zu Gemüthe, daß er ſich von den auf ſeinen Betrieb neuerdings in der Fränkiſchen Kirche aufgeſtellten Erzbiſchöfen eidlich verſprechen ließ, daß ſie ſich Pallien von Rom wollten geben laſſen. Er berichtete auch ſo gleich die Sache dem Papſte, der ſich ganz willfährig dazu erzeigte. Allein, die Erzbiſchöfe nahmen deſſen ungeachtet großen Anſtand, ſie von dem Papſte zu verlangen. Die Sache wird bis daher verſchoben, ſchreibt Bonifacius ſelbſt, und herum getrieben (differtur et ventilatur), was ſie damit vorhaben, weiß man nicht, wenn es aber an mir gelegen wäre, würde es ſchon lange geſchehen ſeyn q). Bonifacius brachte es endlich dahin, daß einer von den dreyen erſt ernannten Erzbiſchöfen das Pallium begehrte; der Papſt ſchrieb gleich dem Bonifacius, er habe ihm von dreyen Erzbiſchöfen Meldung gethan, er wundere ſich ſehr, warum die zwey andern es nicht verlangten r). Zuvor hatte er ihm ſchon geſchrieben, wenn ſie (die Fränkiſchen Erzbiſchöfe) es thun werden, das iſt, Pallien verlangen werden

p) Recherches de la France. L. 3. Chap. 9.

q) Epiſt. 141. pag. 211. Edit.

r) Epiſt. 143. pag. 222.

werden, ſo verdienen ſie Lob; thun ſie es nicht, ſo mögen ſie zuſehen. Denn was wir durch die Gnade Gottes umſonſt empfangen haben, geben wir auch wieder umſonſt hin s). Woraus man ſieht, daß es dem Papſte eine eben ſo große Angelegenheit war, ſeine Pallien anzubringen, als dem Bonifacius, ſie bey den Fränkiſchen Biſchöfen einzuführen. Endlich erfolgte, was beyde wünſchten. Die drey neuen Erzbiſchöfe von Rouen, Sens, und Rheims begehrten ſie; und der Papſt ertheilte ſie ſo gleich zur Aufrechthaltung der erzbiſchöflichen Sitze, wie er ſich ausdrückt, und zur Vermehrung der Kirche Gottes t).

Was die Form, mit der das Pallium gegeben ward, betrifft, ſo war die noch im Gebrauche, mit welcher der Papſt Symmachus dem Biſchofe Theodor von Lorch im Jahre 501. es gegeben hatte u), nähmlich zur Zierde des biſchöflichen Amts, und zum Zeichen der Einigkeit, die die ganze chriſtliche Gemeinde mit dem Apoſtel Petrus haben muß. Man brauchte auch jene, mit welcher es Gregorius I. gegeben hatte. Von der Fülle der erzbiſchöflichen Gewalt, die dadurch ſollte gegeben werden, geſchah noch keine Meldung.

Noch

s) Epiſt. 142. pag. 212. Edit.

t) Epiſt. 144. pag. 223. Edit.

u) Liber Diurnus Roman. Pontif. C. IV. de Vſu Pallii Tit. 3. Ad Sacerdotalis officii decorem, et ad oſtendendam Vnanimitatem, quam cum beato Petro Apoſtolo vniverſum gregem dominicarum ouium, quae ei commiſſae ſunt, habere non dubium eſt.

Noch eines, wodurch Bonifacius dem päpſtlichen Anſehen ungemein viel nutzte, war der Titel und das Amt eines Geſandten (Miſſus et Legatus) des heiligen Peter. Da Bonifacius ſo große Dinge vermittelſt deſſelben verrichtet hatte, ſo ſahen die Päpſte erſt, was ſie für Vortheile daraus ziehen könnten, und fingen nun an, häufigen Gebrauch davon zu machen. In der That war dieſes einer der wichtigſten Schritte, den ſie jemahls gethan hatten, zur unmittelbaren Gerichtsbarkeit, auch in denen Provinzen, die nicht zu den Suburbicarien gehörten. Die Römiſchen Kaiſer, als ſie die Kriegsheere unter ihrem unmittelbaren Commando erhalten wollten, und nicht aller Orten zugegen ſeyn konnten, ſtellten ſo genannte Legate auf, die im Nahmen derſelben commandirten, und von niemand als ihnen abhingen. Das nähmliche wendeten jetzt die Päpſte auf die Kirche an.

Bonifacius war auch an einer Staatseinrichtung Urſache, die ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, nähmlich an der jetzigen Geſtalt unſerer Reichstäge. Daß die alten Deutſchen ihre wichtigſten Geſchäfte auf den Verſammlungen des Volkes abgehandelt und entſchieden, haben wir bereits aus dem Tacitus gehört. Bey den Franken finden wir in der Folge ebenfalls Spuren von denſelben; beſonders wenn ſich außerordentliche Umſtände eräugneten, z. B., wenn die Nation gerechte Beſchwerden gegen die Ausübung der königlichen Macht zu haben glaubte x); wenn Geſetze ſchriftlich zu verfaſſen, oder zu ver-

x) Auf ſolche Art iſt das Edict Clotars II. im J. 615. abgefaßt worden. Apud HEINECC. Corp. Jur. Germ. Ant. pag. 479.

verbeſſern waren y); und wenigſtens unter den erſten Regierungen, wenn Krieg zu führen war. Ob aber ordentliche Verſammlungen zu gewiſſen Zeiten gehalten worden, läßt ſich nicht ſo gewiß behaupten, da wir keine ſchriftlichen Denkmahle davon haben, und die Geſchichtſchreiber ebenfalls ſchweigen.

Gregorius von Tours meldet gleichſam nur im Vorbeygehen, daß ſich die Franken unter Klodwigs Regierung alle Jahr verſammelt. Ein Umſtand iſt merkwürdig dabey, daß ſolches im Frühjahre geſchehen. Von ſolchen Verſammlungen im Frühjahre finden ſich auch Spuren unter dem Könige Childebert, indem ſolcher ſein Edict vom Jahre 595. folgender Maßen anfängt: Da wir alle am erſten März mit unſern Großen von verſchiedenen Sachen gehandelt haben z). Nun wiſſen wir zwar nicht, ob dieſe Zuſammenkünfte bis auf den König Childebert alle Jahr im März gehalten worden; allein eine Stelle des Annaliſten von Metz macht es ſehr wahrſcheinlich, indem dieſer von dem Major Domus Pipin, Karls des Großen Urgroßvater, erzählet, er habe nach der alten Gewohnheit der Franken alle Jahre eine allgemeine Verſammlung des Volks am erſten März, die deßwegen das Märzfeld genannt worden, gehalten

Wenn

y) Die Uiberſchrift der berühmten Alemanniſchen Geſetze iſt folgende: Incipit Lex Alamannorum, quae temporibus Chlotaris Regis vna cum principibus ſuis, id ſunt XXXIII Epiſcopis, et XXXIV ducibus et LXXII comitibus vel cetero populo conſtituta eſt.

z) Apud HEINECC. Corp. Jur. Germ. A. pag. 473. Dieſes Edict iſt aus mehrern zuſammen geſetzt, und vermuthlich auf fünf verſchiedenen Märzverſammlungen gemacht worden.

a). Wenn das alte Märzfeld dem neuern gleich geweſen, ſo wurden auf demſelben die gewöhnlichen Geſchenke der Franken dem Könige überreichet, Friede gebothen für die Kirchen, Wittwen und Waiſen, der Weiberraub und Mordbrand unterſaget, und dem Kriegsheere befohlen, ſich zu gewiſſer Zeit zum marſchiren bereit zu halten b). Weil die Witterung im Anfange des März manchmahl noch ſehr rauh war, ſo verlegte der jüngere Pipin, Karls des Großen Vater, die Verſammlung auf den erſten May; daher ſie das Mayenfeld (Campus Majus, auch Madius) genannt wurde. Campus oder Feld ward ſie genannt, weil ſie auf freyem Felde gehalten wurde.

Daß die Biſchöfe bey den außerordentlichen Verſammlungen des Volks zugegen geweſen, iſt außer allem Zweifel. Wenn z. B. die Geſetze zu verbeſſern waren, konnte man ihrer nicht wohl entbehren; weil es hauptſächlich darum zu thun war, ſie mit der chriſtlichen Religion in eine Uibereinſtimmung zu bringen c). Wenn Beſchwerden gegen die Könige geführt wurden, waren ſie ebenfalls nicht die letzten. Wenigſtens finden ſich mehrere Puncte in den berühmten Edicten der Könige Clotars des erſten und zweyten, die die Biſchöfe und Kirchen an-

 gin-

a) Annales Metenſes ad A. 690.

b) Ibidem.

c) Vermöge der Inſchrift der Alemanniſchen Geſetze ſieht man, daß 33 Biſchöfe bey dem Aufſatze derſelben zugegen geweſen. Das nähmliche findet man auch bey andern.

gingen d). Ob ſie aber auch bey dem Märzfeld ſowohl in den alten Zeiten geweſen, als nachdem es von den Pipinen wieder hergeſtellt worden, davon findet man gar nichts.

Als Bonifacius in Deutſchland angekommen, die dortigen Kirchen zu verbeſſern, trug er vor allem auf die Haltung jährlicher Concilien an. Da nun die Nation ſich ohnehin alle Jahr im May verſammelte, der Biſchöfe noch wenig waren, und dazu meiſtens Ausländer, die man nicht gern ſo wichtige Dinge bloß für ſich unternehmen ließ, ſo glaubte Karlmann nicht beſſer thun zu können, als wenn er den Bonifacius mit ſeinen Biſchöfen mit in die jährliche Mayenverſammlung aufnähme e). Bonifacius, der ohnehin überzeugt war, daß er ohne Karlmanns und der übrigen Großen Unterſtützung nichts würde ausrichten können, ließ ſich dieſes gern gefallen; und Karlmann ſcheinet eben dieſe Art gewählt zu haben, um die Verbeſſerung, welche auch auf die Sitten der Weltlichen und die Herausgabe der Kirchengüter ange-

d) Chlotarii Regis Conſtitutio generalis data circa annum 560. apud HEINECC. Corp. J. G. A. *pag.* 466. Item Edictum Chlotarii II. datum Anno 615. apud eundem pag. 479.

e) Deßwegen heißt es gleich im Eingange der erſten Verſammlung: Ego Karolomanus Dux et Princeps Francorum anno ab J. C. DCCXLII. XI. vindelicet Kalendas Majas. — In dem zweyten heißt es: Modo autem in hoc Synodali conuentu, qui congregatus eſt ad Kalendas Martias in loco qui dicitur Liptinas. Es ſcheint demnach, der May ſey noch nicht ſo feſt geſetzt geweſen, daß man nicht auch zu Zeiten den März dazu gewählet.

angeſehen war, ihnen deſto angenehmer zu machen; und zugleich zu zeigen, daß es nicht ſein Werk, ſondern des Papſtes und anderer apoſtoliſchen Männer ſey.

Deßwegen iſt ſich auch gar nicht zu verwundern, daß Karlmann als die Hauptperſon auf dieſen Concilien erſcheint, und in ſeinem Nahmen die Verordnungen verkündigt werden; indem die Biſchöfe auf die Verſammlungen des Volkes, und nicht das Volk oder die Großen auf die Verſammlungen der Biſchöfe ſind aufgenommen worden. Man vergaß aber dabey auch die Staatsgeſchäfte nicht, die ebenfalls in Berathſchlagung gezogen wurden. Die Kirche und der Staat ſollten ſich nach dem Plane des Karlmann wechſelsweiſe mit Rath und That unterſtützen, um deſto beſſer ihren Zweck zu erreichen. Karl der Große und ſeine Nachfolger fanden dieſe Verfaſſung für die Monarchie ſo erſprießlich, daß ſie ſolche ohne Bedenken beybehielten; beſonders da die Biſchöfe von langer Zeit her die Laſten des Staats ſo gut trugen als die Weltlichen, und mehr, als es ſich für ihren Stand geziemte.

Uibrigens kann niemand läugnen, daß Bonifacius der Mann geweſen, der die redlichſten Abſichten bey ſeinen Unternehmungen, und den ſtandhafteſten Muth zur Ausführung derſelben gehabt. Wenn er nicht gelehrter geweſen, als ſeine Zeitgenoſſen und die Päpſte ſelbſt, ſo verdient er gewiß Nachſicht f). Dem Papſte ſelbſt, ob er gleich deſſen

 Anſehen

f) Aus dieſem Geſichtspuncte muß man ſeine Streitigkeiten mit dem Salzburgiſchen Biſchofe Virgilius über die Antipoden betrach=

Anſehen ſo ſehr zu befördern geſucht, ſagte und ſchrieb er mit der Freymüthigkeit eines Engländers alles, was er Unanſtändiges von ihm und der Römiſchen Kirche erfuhr g). Und wenn er für ſich nicht alles gethan hat, was er hätte thun ſollen, ſo waren gewiß mehr die Zeitumſtände, als er, Schuld daran. Deutſchland hat dem heiligen Bonifacius, als einem Manne, der ihm Lehrer der Religion ſo wohl, als anderer Wiſſenſchaften verſchafft, der ſeine Bewohner vom Pferdefleiſch entwöhnet, und den Grund zum Schreiben bey ihnen geleget, der ſich endlich nicht geſcheuet hat ſein Blut für ſie zu vergießen, unendlich viel zu danken.

---

betrachten; ob es ſich ſchon nicht eigentlich aus den noch vorhandenen wenigen dahin einſchlagenden Nachrichten beſtimmen läßt, was Virgilius für ein Syſtem gehabt, und ob er Antipoden, oder nebſt den unſrigen noch mehrere planetariſche Syſteme und Sonnen angenommen habe

g) Man leſe z. B. ſein hundert zwey und dreyßigſtes Schreiben pag. 181. nach der Ausgabe des Serarius.

Vollſtändiges Regiſter.

A.

Aberglaube, daß bey den unterirdiſchen Kohlen Schätze ſeyen, woher er entſtanden. p. 51.

Ackerbau, die alten Deutſchen verlegen ſich wenig auf denſelben. p. 6, 22.

Adel bey den alten Deutſchen p. 43. Vermuthungen über den Urſprung deſſelben. p. 44. War bey den Franken erblich. p. 349, 350.

Admallare aliquem, Bedeutung dieſes Ausdrucks. p. 344.

Aebte fingen ſogleich Streitigkeiten mit den Biſchöfen an. p. 369. Suchten ſich Privilegien zu erwerben. p. 370. Stehn unter der Gerichtsbarkeit der Könige. p. 376.

Aemter (öffentliche), wurden bey den Franken anfangs nur auf eine gewiſſe Zeit verliehen. p. 334.

Agrarium und paſcuarium war bey den Franken eingeführt. p. 349.

Agri dominici vid. Herrengüter.

Aiſtulf der Longobarden König, wird von Pipin zu Paaren getrieben. p. 308.

Alanen bekommen Luſitanien. p. 156.

Alarich dringt in Griechenland ein, wird von Stilicho geſchlagen. p. 149. Rückt vor Rom, muß aber abziehn. p. 150. Rückt neuerdings gegen Italien, und fodert Geld. p. 157. Belagert Rom, welches ſich durch große Schätze loskauft. p. 160 — 62. Geht wieder nach Rom, ſetzt den Honorius ab, und macht den Attalus zum Kaiſer. p. 163. Erobert Rom mit Sturm. p. 165. Geht nach Kampanien, und ſtirbt. p. 166.

Alavius und **Fredigerns** gehen mit den Thervingern nach Thracien. p. 141.

Alemannier. Ihr Urſprung. Muthmaſſungen über ihren Namen. p. 110. Sind in Italien glücklich gegen den Gallienus. p. 114. Verwüſten unter Aurelian die Gegend um Mayland, und ſchlagen die Römer bey Piacenza. 115. Erbitten ſich von Conſtantius Friede, fallen aber gleich darauf in Gallien ein. p. 119. Fodern von Julian das Elſaß, werden aber geſchlagen. p. 121, 122. Machen ſich von den Franken unabhängig. p. 282. Hatten ihre beſondern Herzoge unter den Franken. p. 404. Konnten ſich und das Ihrige den Kirchen ſchenken. p. 409. Verehrten Bäume, Berge ꝛc. p. 410.

Allodien; was ſie waren; Urſprung dieſes Worts. p. 345.

Amalaſuntha, die Gothiſche Königinn; ihr Schickſal und Charakter. p. 238.

Antruſtionen, was ſie waren. p. 341.

Apellation an den Papſt mußte mit Bewilligung des Königs geſchehen. p. 384.

Arbeiten (knechtliche), welche darunter gerechnet wurden. p. 399.

Arcadius bekömmt den Orient. p. 147. Stirbt. 157.

Arimanie, was ſie war. p. 341.

Arioviſt der Sueven König überwindet die Aeduer und nimmt ihr Land ein. p. 58. Wird von Julius Cäſar geſchlagen. p. 60.

Arminius verſchwört ſich gegen den Römiſchen General Varus, und ſchlägt ihn mit ſeinem ganzen Heere todt. p. 75—79. Folgen dieſes Sieges. p. 79. Jagt den König Marbod aus Deutſchland. Wird in einem Aufſtand erſchlagen. p. 87.

Aſylum wird von den Fränkiſchen Biſchöfen eifrig geſucht, und aus welchen Urſachen. p. 362.

Ataulf der Nachfolger des Alarich geht nach Gallien, und verheurathet ſich mit des Honorius Schweſter Placidia. p. 167. Wird von Konſtantius nach Spanien getrieben, und dort ermordet. p. 168.

Attila. Beſchreibung ſeiner körperlichen und moraliſchen Eigenſchaften; ſeiner Hofhaltung, Lebensart ꝛc. p. 173. Sein Vertrag mit dem Orientaliſchen Kaiſer p. 175. Zieht gegen Gallien, und nimmt auf dieſen Zug verſchiedene Deutſche Völker zu ſich. p. 176. Hält bey Chalons ein Treffen mit den Römern und Gothen, und geht über den Rhein zurück p. 177. Erobert einen Theil von Italien, und ſtirbt p. 178.

Avaren. Ihre erſte Erſcheinung. Schlagen die Franken. p. 254.

Auerochſen, ihre Eigenſchaften, Art zu fangen, Gebrauch ihrer Hörner p. 8.

Auguſt theilt die Gegenden am Rhein in das obere und das untere Germanien. p. 63.

Auguſtin der Kirchenvater ſtirbt. p. 171.

Aurelius ſchreibt den Deutſchen Friedensbedingungen vor. 104. Schlägt die Quaden ibid. Verſetzt die Markmänner nach Italien. p. 105.

Ausartung der Deutſchen in den Römiſchen Provinzen p. 197.

Ausſaugung der Römiſchen Provinzen durch die Barbaren, Soldaten, Höflinge und Verſchnittene. p. 124 — 127.

Auſtraſien wird als ein neues Reich errichtet; woraus es beſtand. p. 233. Kommt an Clotar I. p. 253.

Auſtraſier machen Childerich II. zum König. p. 283. Nehmen Dagobert II. zum König. p. 284. Erklären Pipin und Martin zu Herzogen von Auſtraſien. ibid.

B.

Baiern. Ihre erſte Erſcheinung, und ihre Oberherren. p. 218. Machen ſich von den Franken unabhängig. p. 282. Werden von Karl Martel überwunden. p. 291. Hatten unter den Franken beſondere erbliche Herzoge. p. 404. Hatten Freyheit ſich oder das Ihrige den Kirchen zu ſchenken. p. 409.

Barbaren werden Miniſter und Generale, und wachſen ſehr im Römiſchen Reiche an. p. 130, 131.

Barden und ihre Geſänge. p. 30.

Bataver ſtehen den Römern gegen die Deutſchen bey. p. 88.

Bauart (die ſogenannte Gothiſche), ſtammt von den Arabern her. p. 192.

Bauern (die Deutſchen), müſſen harte Frohndienſte thun. p. 401. u. f.

Bäume werden von den alten Deutſchen ſehr verehrt. p. 51. Aus welchen Urſachen. p. 52.

Begräbniß-Cerimonien bey den Deutſchen. p. 51, 52.

Beliſarius erobert Sicilien und Neapel. p. 239, 240. Erobert Rom. p. 241. Wird in Rom belagert. Dringt bis nach Rimini vor. p. 242. Erobert Ravenna, und geht aus Italien. ibid. Kömmt wieder nach Italien. p. 247. Beſetzt Rom. p. 248. Geht wieder nach Konſtantinopel. p. 249.

Benedict (der heilige) und ſeine Regel. p. 369.

Beneficia, was ſie waren. p. 200.

Beneficia Fiſci. vid. **Fiſcalgüter.**

Beredſamkeit und Dichtkunſt werden durch die chriſtliche Religion gerettet. p. 193.

Bergwerke, keine im alten Deutſchland. p. 12.

Bevölkerung des alten Deutſchlands p. 15.

Biber, zu eſſen verboten. p. 7.

Bilderdienſt. Streit darüber. p. 296.

Biſchöfe (die Fränkiſchen) wollen den Königen nicht geſtatten, die Biſthümer zu vergeben. p. 273. Wollen die Wahlfreyheit einführen. p. 274. waren in den perſönlichen und Kriminal-Fällen der weltlichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen p. 275. Ihr großes Anſehen p. 352 — 59. Wurden als Fürſprecher des Volks und als Geſandte gebraucht. p. 353. Wie ſie zur Juſtizverwaltung und zu den Hofgerichten Eingang fanden. p. 354, 355. Waren Hofmeiſter der königlichen Prinzen. p. 355. Brauchten die Exkommunikation. p. 356. Wie ſie ſich ihre groſſen Reichthümer verſchaften. p. 357 — 60. Werden von den Fränkiſchen Königen zu den Concilien berufen. p. 373. Ihre Entſchlüſſe müſſen von den Königen gutgeheiſſen werden. p. 374. Dürfen ſich ohne Einwilligung der Könige nicht verſammeln. p. 375. Stehn unter der Gerichtsbarkeit der Könige. p. 376. Wurden ohne Nachfrage und Beſtättigung des Papſtes ein- und abgeſetzt. p. 383. Wohnen den auſſerordentlichen Verſammlungen des Volkes bey. p. 435.

Biſthü-

Bisthümer werden von den Königen vergeben. p. 375. Die erſtern in Deutſchland. p. 413.

Börnſtein wird von den Alten als ein Deutſches Product angeſehen. p. 12.

Bonifacius, der kaiſerliche Staathalter, ruft die Vandalen nach Afrika. p. 171.

Bonifacius (der heilige) predigt das Chriſtenthum in Friesland und Thüringen; wird vom Papſt zum Biſchof geweiht; erhält das Pallium; wird Erzbiſchof zu Mainz. p. 414. Sein Eid an den Papſt. p. 416. Gewöhnt den Deutſchen die Opfer bey den Bäumen und in den Hainen ab. p. 418. Führt unter Karlmann die Concilien ein. p. 420. Legt Bisthümer zu Wirzburg, Buraburg, Erfurth und Eichſtädt an. p. 424. Verbietet den Geiſtlichen den Krieg und die Jagd. p. 426. Entwöhnt die Deutſchen vom Pferdefleiſch. p. 428. Seine übertriebene Ehrfurcht für den Römiſchen Stuhl. ibid. Verbindet die Deutſchen Biſchöfe dem Papſt einen Eid abzulegen, und die Pallien aus Rom zu holen. p. 430. Nimmt den Titel eines Geſandten des heiligen Peter an. p. 433. War die Urſache unſerer Reichstäge. ibid. Wird mit ſeinen Biſchöfen von Karlmann in die Maienverſammlung aufgenommen. p. 436.

Brod, wird von den Deutſchen geeſſen. p. 395.

Brunehild, Königinn von Auſtraſien. Ihr Bild. p. 253. Ihr Schickſal. p. 260. Läßt Siegeberten zum König von Auſtraſien ausrufen. p. 262. Wird von Clotar gefangen, und auf die grauſamſte Weiſe hingerichtet. p. 263. Ihre Fehler. p. 264, 265.

Bucelin kömmt nach Italien, wird von Narſes geſchlagen. p. 251, 252.

Burgfriede; erſte Spuren davon. p. 408.

Burgunder erhalten von den Römern ein Stück Landes. p. 168. Werden von Klodwig unterjocht. p. 225.

C.

Cäſar (Julius) ſchlägt den Arioviſt. p. 60. Geht zweymahl über den Rhein, und zweymahl wieder zurück. p. 61. Nimmt Deutſche Truppen mit ſich nach Italien, und ſchlägt damit den Pompejus. p. 61, 62.

Camerarii oder Cubicularii (Kämmerer); ihr Amt bey den Franken. p. 328.

Campus Majus oder Madius. vid. Mayenfeld.

Cauſæ minores waren noch unbekannt bey den Franken. p. 383.

Centenarii, ihr Amt. p. 343.

Cereuiſia, ein Getränk der Deutſchen. p. 395.

Charta de Mundeburde Regis et Principis; was ſie war, und was ſie für Wirkung hatte. p. 379.

Charta ſecuritatis. vid. Sicherheitsbrief.

Childebert wird König von Auſtraſien. p. 255. Macht einen merkwürdigen Frieden mit ſeinem Oheim Gunthram. p. 256. Thut verſchiedene fruchtloſe Züge nach Italien. p. 258. Stirbt. p. 259.

Chilperich II. wird von den Neuſtriern zum König gemacht. p. 289. Wird von Karl Martel geſchlagen. ibid. Stirbt. p. 291.

Chriſtenthum wird am Rhein und an der Donau am erſten in Deutſchland eingeführt. p. 411. Zuſtand deſſelben in Deutſchland zu Zeiten des heiligen Bonifacius. p. 417 — 428.

Cimbrer und Teutonen ſuchen mit Gewalt ein anders Land. p. 54. Schlagen drey Römiſche Kriegsheere. p. 55. Werden von Marius bey Aix auf das Haupt geſchlagen. p. 55. Werden wieder von Marius in Venetien geſchlagen. p. 56.

Civilis (Claudius) ein edler Bataver jagt die Römer aus ſeinem Vaterland p. 92. Nimmt ein Korps derſelben bey Xanten gefangen. p. 93 — 96. Wird von den Römern geſchlagen, und macht Friede. p. 96—98.

Clibanarii, ganz geharniſchte Soldaten bey den Römern. p. 121.

Clodomir wird von dem Burgunder Godomar erſchlagen. p. 235.

Clotar I. bekömmt Auſtraſien und die ganze Fränkiſche Monarchie. Sein Tod. Seine Söhne. p. 253.

Clotar II. wird Herr über die ganze Fränkiſche Monarchie. p. 270. Muß das Edikt unterſchreiben. p. 271. Läßt den Longobarden den Tribut nach. 277. Tritt ſeinem Sohn Dagobert Auſtraſien ab. Sein Tod. Sein Charakter. p. 278.

Comes Palatii (Pfalzgraf); ſein Amt bey den Franken. p. 328.

Commarchani. VID. **Markungsgenoſſen.**

Commodus macht mit den Deutſchen Friede, und geht nach Italien zurück. p. 107.

Conſacramentales. VID. **Eidshelfer.**

Cubicularii VID. **Camerarii.**

Curtis. VID. **Hof.**

D.

Dagobert wird Fränkiſcher König. p. 278. Seine Tugenden und Laſter. p. 279. Bekriegt die Slaven. p. 280. Läßt den Sachſen ihren Tribut nach. ibid. Sein Tod, ſeine Söhne. 281.

Deutſche. Urſprung dieſes Namens p. 2. Körperliche Eigenſchaften p. 12. Kriegeriſcher Geiſt derſelben p. 17. Stufenalter derſelben p. 25. Lieben die ſchönen

Farben

Farben p. 30. Leiden keine Städte unter ſich, und aus was Urſache p. 35. Wie ſie ihre wichtigſten Geſchäfte ausmachten p. 36. Wie ſie ſich Recht und Genugthuung verſchafften p. 37. Hatten keine ordentliche Todes- und Leibesſtrafen ibid. Unterhielten keine gedungene Soldaten p. 38. Werden von den Römern wegen ihrer Tapferkeit in Dienſte genommen, und ſelbſt zum Kommando gelaſſen 41. Hatten Knechte oder Leibeigne p. 45. Beten die Sonne, den Mond, das Feuer und die Erde an p. 47. Haben keine Tempel, ſondern ſtatt derſelben heilige Haine oder Wälder 50. Glauben an ein zukünftiges Leben; ihre Begriffe von demſelben p. 51. Blieben bey dem Sittenverfall der Römer noch immer roh, ohne Ackerbau, Künſte, und Luxus p. 136. Behalten ihre Kleidung und Sprache auch als Oberherren der Römer p. 186. Hatten Antheil an der geſetzgebenden Gewalt p. 194. Scheuten den Stand der Knechtſchaft, und aus welcher Urſache p. 195. Arten aus p. 197. Müſſen ihre Einwilligung zur Thronfolge und Ländertheilung ihrer Könige geben p. 232. Treiben auch unter der Herrſchaft der Franken die Jagd noch eifrig, und ſorgen in ihren Geſetzen für ihre Hunde und Habichte p. 393. Halten verſchiedene Arten von Hunden und Habichten p. 394. Treiben den Ackerbau ſchon fleißiger, und haben Landeigenthum p. 395. Trinken Bier und eſſen Brod ibid. Machen ihre Urkunden in einer fremden Sprache p. 396. Pflanzen Gärten und Weinberge ibid. Ehren die Viehzucht noch ibid. Bauen ſich gemächlichere Wohnungen, Scheuern, Kornböden, Keller, Stuben, Säle ꝛc. p. 397, 398. Halten es für ſchimpflich, wenn ſie nicht über ihres Vaters Zaun gekommen p. 398. Bewerben ſich um viele Knechte p. 399. u. f. Halten einen nur ſo lange für einen Mann, als er die Waffen führen, und das Pferd beſteigen kann p. 404. Müſſen mit den Franken in Krieg ziehn p. 405. Bezahlen keinen Tribut p. 406. Lieſſen nicht leicht jemanden zum Schwören ibid.

Deutſchland, Beſchaffenheit deſſelben in den ältern Zeiten p. 2. u. f. Bevölkerung p. 15.

Dieb-

Diebſtahl wird bey den Franken mit Geld geſtraft. p. 340.

Domeſtici; ihr Amt bey den Franken. p. 328.

Donnerſtag hat ſeinen Namen von dem Gott Thorus p. 49.

Druſus geht über den Rhein; baut eine Flotte auf dem Rhein; vereinigt den Rhein mit der Yſſel; ſegelt in das Deutſche Meer, und fällt die Bructerer an p. 65. Er geht wieder zurück, und legt an der Enns ein Kaſtell an p. 66. Er rückt gegen die Weſer, geht wieder zurück, ſchlägt die Deutſchen, und legt an der Biſſe und in Heſſen Kaſtelle an p. 67. Er dringt bis an die Elbe vor, zieht ſich wieder zurück, ſtürzt vom Pferde, und ſtirbt p. 68, 69. Legt Mainz, Caſſel, und Brücken zu Bonn und Mainz an p. 70.

E.

Ebroin, Major Domus von Neuſtrien. p. 283. u. f.

Ehe iſt zwiſchen den Römiſchen Provinzialen und Barbaren bey Lebensſtrafe verboten p. 124.

Ehegeſetze werden bey den Franken ſchlecht beobachtet p. 313.

Eid der Treue bey den Deutſchen unbekannt p. 199.

Eideshelfer (Conſacramentalen), wer ſie waren p. 206 Waren bey den Franken üblich p. 342.

Eidſchwur, wie er von den alten Deutſchen abgelegt wurde p. 206. Wie er bey den Franken abgelegt wurde p. 314. War auch bey den Franken üblich. p. 342.

Einkünfte der Fränkiſchen Könige, worin ſie beſtunden p. 349.

Einſchränkung der königlichen Macht unter Clotar II. p. 271 — 277.

Eintheilung der Güter bey den Franken p. 344. u. f.

Eintheilung des Fränkiſchen Reichs p. 331. u. f.

Elendthier, alces, häufig in Deutſchland p. 9.

Entvölkerung der Römiſchen Provinzen durch die Einfälle der Barbaren p. 123.

Erzcapellan; ſein Amt am Fränkiſchen Hof p. 328.

Eudoxia ruft den Vandalen König Genſerich nach Italien p. 180.

Eutropius wird von Gaines hingerichtet p. 148.

Exarchat (das Griechiſche) an den Papſt verſchenkt. vid. Pipin und Stephan III.

Exemtionen; ihr Urſprung. p. 370.

Exkommunication wurde ſchon von den Fränkiſchen Biſchöfen ausgeübt. p. 356.

F.

Fauſtrecht iſt in den Saliſchen Geſetzen abgeſchaft. p. 338.

Feldzeichen der alten Deutſchen von Raubthieren entlehnet p. 21.

Fiſcal-Güter bey den Franken. p. 344.

Fiſche, verſchiedene Arten derſelben in Deutſchland p. 11.

Fontes Mattiatici vid. Wißbad.

Foſſa Druſiana. p. 71.

Franken.

Franken. Ihre vermuthliche Herkunft; ihre Waffen und Art zu ſtreiten p. 109. Fallen in die Galliſche Provinzen ein p. 114. Plündern Spanien, und ſchiffen nach Afrika ibid. Erobern Gallien, werden aber von Probus zurückgetrieben. Ein Theil von ihnen wird nach Thracien überſetzt, flüchtet durch den Hellespont, erobert Sirakus, und kömmt durch den Ocean in Deutſchland an p. 116. Erobern Cölln; werden von Julian daraus vertrieben p. 120. Schilderung ihrer körperlichen und ſittlichen Eigenſchaften. p. 214. Beteten heidniſche Götter an p. 216. Werden von den Sachſen aus der Bataviſchen Inſel gejagt. ibid. Ihr Charakter p. 310—316. Ihre Treuloſigkeit p. 314. u. f. Ihre Vernachläſſigung der Wiſſenſchaften p. 316. Ihr Aberglaube p. 319. Ihr Luxus und Kleiderpracht 320. u. f. Geben keine Abgaben. p. 384. Hatten Knechte. Wie ſie dieſelben freylieſſen p. 350, 351. Laſſen die Gewohnheiten der Deutſchen Völker ſchriftlich verzeichnen p. 392.

Frauenzimmerraub geht bey den Franken ſehr im Schwang; wird unter Todesſtrafe verboten p. 268.

Fredegund erobert Paris, und ſtirbt p. 259.

Freya, die Göttin der Liebe bey den Deutſchen p. 49.

Freygeborne dürfen ohne königliche Erlaubniß weder Geiſtliche, noch Mönche werden p. 378.

Freyheitsliebe der Deutſchen p. 34.

Freytag hat ſeinen Namen von der Göttin Freya. p. 49.

Fredigern, der Gothen König, ſchlägt die Römer, und macht ſich von den Gegenden an der Donau Meiſter. p. 142.

Friedegelder, vid. **Wehrgelder.**

Friedensſchluß (merkwürdiger) zwiſchen Childebert und Gunthram p. 256. u. f.

Frohn=

Frohndienſte werden in Deutſchland eingeführt; woraus ſie beſtanden p. 401—403.

Fürſten der Deutſchen haben wenig Einkünfte p. 36.

G.

Gäſte (Hoſpites), was ſie nach den Burgundiſchen Geſetzen waren p. 212.

Gaines, ein Gothiſcher General, ermordet den Rufinus und Eutropius; will Conſtantinopel überrumpeln, muß aber über die Donau zurück gehen, wo er von den Hunnen überwunden wird p. 147, 148.

Gaue, (pagi) was ſie waren, und wie ſie verwaltet wurden p. 331. u. f. Woraus ſie beſtanden p. 399.

Geiſtliche werden mit einigen Einſchränkungen von den weltlichen Gerichten losgemacht p. 275—277. Fechten unter den Fränkiſchen Heeren p. 320—333. Stehn unter der Gerichtsbarkeit der Könige p. 376.

Geld-Abgaben unter den Deutſchen eingeführt p. 402.

Genſericus, König der Vandalen, erobert Afrika. p. 171. Erobert und plündert Rom p. 180.

Genugthuung für Beleidigungen bey den Deutſchen, worin ſie beſtand p. 203—205.

Gerichte werden bey den Franken in Gegenwart des ganzen Volks, und auf freyem Felde gehalten p. 344.

Gerichte Gottes in den Saliſchen Geſetzen p. 341.

Gerichtsverfaſſung der Deutſchen unter den Franken. p. 406—409.

Germaner, Urſprung dieſes Namens p. 2.

Germania prima und Germania ſecunda. vid. Auguſt.

Germanicus ſchlägt die Marſen p. 81. Schlägt die Chatten (Heſſen), und verwüſtet ihr Land. Steht dem Cherusker Fürſten Segeſt bey; und nimmt des Arminius Gemahlin gefangen p. 82. Schlägt ſich mit Arminius p. 83 — 85.

Germanien, Gränzen desſelben p. 1.

Gerſte wird von den alten Deutſchen zum Bierbrauen gebraucht p. 5.

Geſandte bekommen bey den Franken zu ihrer Sicherheit geweihte Stäbe p. 269.

Geſetze der Deutſchen waren ſehr genau allen Fällen angepaßt p. 203.

Geſetze (die **Saliſchen**) ſind das älteſte Deutſche Denkmal p. 335. Zeitpunkt ihrer Verfaſſung p. 336. Verfaſſer derſelben ibid. Wer ſie am erſten drucken hat laſſen p. 336, 337. Unterſuchung, ob die Original-Urkunde in Deutſcher Sprache geſchrieben worden p. 337.

Getraidarten, von dieſen waren hauptſächlich der Haber, und die Gerſte den alten Deutſchen bekannt p. 5.

Gewohnheiten der Deutſchen werden ſchriftlich verfaßt p. 202. Werden von den Franken ſchriftlich verzeichnet p. 392.

Glas, **Gleſſum**, VID. **Börnſtein**.

Glas-Inſeln werden diejenigen Inſeln genannt worauf der Börnſtein ſolle gefunden werden p. 12.

Gothen. Ihre Herkunft. Gehen über die Donau. Schlagen den Kaiſer Decius. p. 111. Durchſtreifen Thracien und Illyrien, erobern Trapezunt, Chalcedon und Nicomedien in Aſien p. 112. Werden von Kaiſer Claudius geſchlagen p. 113. Stiften ein Reich in Dacien p. 114. Ziehn ſich vor den Hunnen an den Nieſter zurück, und in die karpathiſchen Gebirge p. 139 Begehren von dem orientaliſchen Kaiſer die Aufnahme in Thracien p. 140. Ein Theil von ihnen wird aufgenommen,

nommen, ein andrer zurückgewiſen p. 141. Stellen bey Marcianopel einen Aufruhr an p. 142. Schlagen den Kaiſer Valens aufs Haupt p. 144. Wollen Conſtantinopel einnehmen, und zerſtreuen ſich p. 145. Erhalten von Theodoſius ein Stück von Thracien p. 146. Werden von Stilicho zur Rache gereitzt, wollen Conſtantinopel einnehmen; müſſen über die Donau zurück kehren, und werden dort von den Hunnen beſiegt p. 147. Unterſtützten Wiſſenſchaften und Künſte p. 191.

Grab des Fränkiſchen Königs Childerich wird entdeckt. p. 216.

Grafen; ihr Amt bey den Franken p. 331—333, 343.

Grafſchaft, was es bey den Franken bedeutete p. 333.

Gratian, der occidentaliſche Kaiſer ſchlägt die Lentienſer ein Alemanniſches Volk p. 144.

Greuthunger, ein Gothiſches Volk, ſtreiten gegen die Hunnen p. 139. Gehn über die Donau p. 142.

Grimoald Major Domus in Auſtraſien p. 281. u. f.

Güter (eigenthümliche) bey den Franken p. 344.

H.

Haber, die alten Deutſchen bereiteten aus demſelben ein Mus zum Eſſen p. 5.

Habichte werden von den Deutſchen gebraucht und ſehr geſchätzt p. 393, 394.

Haine, oder Wälder (geheiligte) der Deutſchen, dienen ihnen ſtatt der Tempel; werden ſehr geehrt p. 50.

Handlung, mit welchen Waaren ſie von den Deutſchen getrieben ward p. 32.

Haſen, zu eſſen verboten p. 8.

Heerden, zahlreiche, der liebſte Reichthum der Deutſchen p. 6.

Heriban; was es war p. 382.

Hermanfried König von Thüringen räumt ſeine beiden Brüder aus dem Wege, und nimmt Beſitz von ihren Ländern p. 233. Wird von dem Franken Theodorich aufs Haupt geſchlagen und ermordet p. 236.

Hermanreich, der Gothen König, entleibt ſich aus Furcht vor den Hunnen p. 130.

Herrengüter (agri dominici) p. 401.

Herzog; ſein Amt bey den Franken p. 331 — 333, 343.

Hof (curtis), was er bey den Deutſchen war p. 398.

Hofämter bey den Franken. p. 327 — 329.

Honoriaci, Deutſche Truppen im Römiſchen Solde p. 155.

Honorius bekömmt den Occident und Stilicho zum Feldherrn und Miniſter p. 147. Hält einen Triumpf über die Gothen p. 151. Läßt den Stilicho hinrichten. p. 159. Wird von Alarich der Kaiſerwürde entſetzt p. 164.

Hörner werden von den alten Deutſchen ſtatt anderer Geſchiere zum trinken gebraucht p. 8. und die Anmerkung (v).

Hornvieh, Deutſches, klein und unanſehnlich p. 6.

Hunde ſind von den Deutſchen ſehr geſchätzt. p. 393, 394.

Hunnen gehen über die Mäotiſche See, auf die Alanen und Gothen los. Ihr Körperliches Ausſehn und Lebensart p. 183. Paſſiren den Nieſter P. 139.

J.

Immunität, was ſie bey den Franken war p. 364. Wie ſie die Kirchen bereicherte p. 366.

Judicia Dei. vid. Ordalien.

Julian kriegt gegen die Alemannier p. 120.

Juſtinian macht dem Vandaliſchen Reich ein Ende. p. 237.

Juſtiz-Verfaſſung bey den Franken p. 338 — 344.

K.

Karl Martel entwiſcht aus ſeiner Mutter Gefangengenſchaft p. 288. Schlägt die Neuſtrier bei Stablo p. 289. Und bei Cambrai p. 290. Uiberwindet die Schwaben und Baiern p. 291. Schlägt die Saracenen zwiſchen Tours und Poitiers; und unterjocht die Frieſen p. 292. Wird von dem Papſt und den Römern um Hilfe gegen die Longobarden angerufen p. 299. Stirbt. Warum er den Zunahmen Martel bekommen p. 302. Giebt ſeinen Hofleuten den Genuß von Kloſtergütern und Biſthümern. p. 326.

Karlmann, Karl Martels Sohn, wird ein Mönch. p. 303.

Kirche (die Gallicaniſche hernach Fränkiſche) hielt ſich in Glaubensſachen an Rom, in Diſciplinar-Sachen aber bloß an ihre Biſchöfe p. 382.

Kirchen werden von dem agrario und paſcuario befreyt p. 349. Auf welche Art ſie ihre Reichthümer erlangten p. 357 — 360. Müſſen ihre Leute in das Feld ſchicken, und darin unterhalten p. 367 — 382. Wurden auch bey den Deutſchen als Zufluchtsſtätten privilegirt p. 409.

Kirchengüter werden von den Franken an die Großen ihres Hofes vertheilt p. 326.

Kirchenverfaſſung bey den Franken p. 351—367.

Kirchenvögte oder Advocaten, wie ſie und ihr Amt entſtanden p. 379, 380.

Kleidertracht bey den Franken p. 321.

Kleidung der Deutſchen zu Zeiten des Tacitus p. 32.

Klodwig ſchlägt den Synagrius, und läßt ihn hinrichten p. 218. Seine erſten Staatsgeſchäfte; ſeine Vermählung mit Clotild p. 219. Schlägt die Alemanier p. 220. Wird ein Chriſt, und läßt ſich taufen p. 222. Uiberwindet Alarich den König der Viſigothen, und erlegt ihn im Treffen p. 226—228. Seine Ehrfurcht vor dem heiligen Martin p. 227. Räumt alle ſeine Verwandte durch Liſt und Gewalt aus der Welt p. 229. Stirbt zu Paris p. 230. Seine Aehnlichkeie mit Konſtantin dem Großen p. 231. Seine Söhne p. 232.

Knechte oder Leibeigene, wie ſie bey den Deutſchen behandelt wurden p. 45. Wie bey den Römern ibid.

Knechte waren bey den Franken gewöhnlich p. 350.

Köche ſtanden bey den Deutſchen in einerley Rang mit den Schweinhirten p. 396.

Könige (die Fränkiſchen) hielten ſich meiſt auf ihren Maierhöfen auf, und zogen von einem zum andern. p. 329. Werden bey ihrer Thronbeſteigung auf einem Schild herumgetragen p. 331. Saſſen bey ihnen ſelbſt zu Gericht p. 342, Ihre Beyſitzer p. 343. Vergeben die Biſthümer p. 375. Haben die Gerichtsbarkeit über Biſchöfe, Aebte und Geiſtliche p. 376. Sagten Buß- und Bettage an p. 377. Waren Schützer und Vormünder der Kirchen p. 379.

Könige (die Viſigothiſchen) beſchauten zu beſtimmten Stunden ihre Schätze p. 325.

Krähen zu eſſen verboten p. 7.

Kriegsgeſchrey der Deutſchen p. 40.

Kriegszucht der Römer, aus welchen Urſachen ſie ſo ſehr in Verfall gerieth p. 127 — 130.

Kunkel und **Weibsbild** ſind von einerley Bedeutung. Woher dieſe Bedeutung gekommen p. 402.

L.

Lanze und **Mann** ſind bey den Deutſchen gleich bedeutende Worte p. 393.

Leben (häusliches) der alten Deutſchen; Müßiggang, Spiel, Trunk p. 26, 27. Zukünftiges, wird von den Deutſchen geglaubt p. 51.

Legio fulminatrix, woher ſie dieſen Namen bekommen haben ſoll p. 105.

Lehn-Syſtem, erſte Spuren, und erſter Grund deſſelben p. 42. u. f. Verfolg der erſtern Spuren vom Lehn-Syſtem unter den Deutſchen p. 199. u. f. Großer Fehler dieſes Syſtems p. 201. Weitere Mängel dieſes Syſtems p. 257.

Leibeigne; ihre Arbeit und Lebensart bey den Deutſchen p. 400. Vermehren ſich ſehr ſtark p. 401.

Lentienſer vid. Gratian.

Longobarden erobern einen Theil von Italien, und ſtiften ein Reich daſelbſt p. 258.

Luitprand, König der Longobarden, erobert einen Theil von Italien p. 297. Bekriegt die Römer p. 298. Giebt dem Papſt die abgenommenen Städte wieder zurück. p. 301.

Luſoriæ, Schiffe der Römer zum Kreutzen p. 71.

M.

Märzfeld, was es war p. 286, 434.

Mahl= oder Mallberg, auch Mallſtatt, was es war p. 344.

Mainz von Druſus angelegt. p. 70.

Majores Domus. Uible Folgen ihrer allzu großen Gewalt p. 282. u. f. Wie ſie und ihre große Macht entſtanden p. 324. u. f.

Mall; Bedeutuug dieſes Worts p. 344.

Marbod, König der Markmänner, erobert Böhmen, errichtet eine Armee, und trotzt die Römer p. 72. Wird von Arminius aus Deutſchland vertrieben p. 87.

Markmänner werden vom Kaiſer M. Aurelius nach Italien verſetzt, und aus welchen Abſichten p. 105.

Markung (marcha), woraus ſie beſtand p. 398.

Markungsgenoſſen (commarchani), wer ſie waren p. 399.

Marſchalli; ihr Amt bey den Franken p. 329.

Mayenfeld (Campus Majus oder Madius), worin es beſtanden p. 435.

Menſchenhandel wurde unter den Deutſchen ſehr gemein p. 400.

Menſchenraub reißt unter den Deutſchen ein; Geſetz dagegen p. 400.

Metropoliten oder Erzbiſchöfe; ihr Amt bey den Franken p. 351, 352.

Mönche retten die Schriften der Alten p. 318. Ihre Verfaſſung zu den Zeiten Klodwigs. Hatten noch keine Gelübde p. 368. Werden mehr geſchätzt als die übrigen Geiſtlichen, auch mehr beſchenkt p. 370.

Mönchsſtand; ſein Urſprung p. 367.

Mordthaten werden bey den Franken ſtatt der ehemaligen Geldſtrafe mit dem Tode beſtraft p. 267.

N.

Narſes ſchlägt den Totilas p. 251. Schlägt den Bucelin p. 252.

Nationalſtolz der alten Deutſchen p. 209.

Neuſtrier. Ihre Feindſchaft gegen die Auſtraſier p. 383. Schlagen Theudebald, und machen Raginfried zum Major Domus p. 288.

O.

Obſtbäume, wenige im alten Deutſchland p. 4.

Odoacer, General der Heruler, macht ſich zum Herrn von Italien, und ſetzt den letzten Occidentaliſchen Kaiſer Romulus gefangen p. 181. Nennt ſich König von Italien, regiert gelinde, wird von Theodorich überwunden und ermordet p. 182.

Opus ſervile. VID. **Knechtiſche Arbeit.**

Ordalien (Judicia Dei), was ſie waren, wenn ſie gebraucht wurden, und worin ſie beſtanden p. 207.

Orgel (die erſte) kömmt nach Frankreich p. 309.

Othin, oder **Wodan**, der Gott des Krieges bey den Deutſchen p. 50.

P.

Päpſte miſchten ſich unter den Merovingiſchen Königen nichts in die Fränkiſchen Kirchenangelegenheiten p. 384. Durch welche Umſtände ſie ihr Anſehn ſo hoch gebracht p. 385. u. f. Waren Metropoliten über die Suburbicariſchen Provinzen p. 415. Vergrößerten ſich ſehr durch die Anſtellung ihrer Legaten p. 433.

Pagi. vid. **Gaue.**

Pallium; mit welcher Form es gegeben ward, und was es bedeuten ſollte p. 432.

Paſtinacken, eine beſondere Art derſelben p. 5.

Patritius bey den Franken, ſein Amt p. 331—333.

Pferde, die Deutſchen halten ungemein viel auf dieſelben p. 6. Dienen den Deutſchen zur Nahrung ibid. Pferdefleiſch zu eſſen verboten ibid. Dienen den alten Deutſchen zum wahrſagen p. 7. Die Deutſchen Pferde ſind weder gut geſtaltet, noch geſchwind ibid. Die Thüringiſchen werden wegen ihrer Dauerhaftigkeit gerühmt p. 8. Wilde Pferde in Deutſchland ibid.

Pipin, Major Domus von Auſtraſien p. 284. Wird von Ebroin geſchlagen. Uiberwindet die Neuſtrier, erobert Paris, und nimmt den König gefangen p. 285. Stellt das Märzfeld wieder her. p. 286. Bekriegt die Friſen, Baiern und Schwaben. Stirbt ibid. Seine Gemahlin und Söhne p. 287.

Pipin, Karl Martels Sohn, läßt ſich vom Papſt Zacharias zum König erklären p. 303. Wird vom Papſt um Beyſtand gegen die Longobarden angerufen p. 307. Belagert den Aiſtulf. Schenkt dem Papſt das Exarchat p. 308. Uiberwindet die Sachſen, die Saracenen, und ſtirbt p. 309, 310.

Polizey wird in Deutſchland durch Gewohnheiten erhalten p. 202.

Praeceptiones oder praecepta, was ſie waren p. 272.

Praecariae; was es für Urkunden waren p. 359. Werden auch bey den Deutſchen eingeführt p. 409.

Probe des ſiedenden Waſſers (aenei), wie ſie vorgenommen wurde. p. 341.

Proben der alten Deutſchen p. 206, 406.

Provincial-Concilien wurden ohne Erlaubniß und Beſtättigung des Papſtes gehalten p. 382.

Provinzen (die Suburbicarien) welche ſie waren. p. 415.

Q.

Quaden werden vom M. Aurelius geſchlagen. Sonderbarer Umſtand bey dieſem Sieg. p. 104.

R.

Racimburgi. vid. Scabini.

Radagais führt eine groſſe Armee von verſchiednen Deutſchen Völkern nach Italien; wird bey Florenz mit ſeinem ganzen Heere aufgerieben p. 152.

Radulf Herzog von Thüringen p. 281. Schlägt ſeinen König Sigebert p. 282.

Referendarius, was es bey den Franken war p. 327.

Reich (Viſigothiſches), wenn es den Anfang nahm, und woraus es beſtand p. 169.

Reichstäge entſtanden durch den heiligen Bonifacius p. 433. u. f.

Religion der Deutſchen p. 46—52.

Reſpendial, ein Alaniſcher Heerführer ſchlägt die Franken in Gallien p. 154.

Rettiche, beſonders große p. 5.

Ripuarien. Bedeutung dieſes Namens p. 335.

Römer müſſen von den Deutſchen den Frieden mit Geld erkaufen p. 100.

Rom. In welcher Verfaſſung die Stadt zur Zeit der Franken war. p. 295.

Romulus, der letzte Occidentaliſche Kaiſer wird eingeſperrt. vid. Odoacer.

Rufinus wird von Gaines ermordet p. 148.

S.

Sachſen, jagen die Franken aus der Bataviſchen Inſel; ſind See- und Landräuber; ſetzen ſich in Brittannien feſt p. 216, 217.

Salier. Muthmaſſungen über den Urſprung dieſes Namens p. 335.

Saliſche Güter (terra Salica), worin ſie ſich von andern Gütern unterſchieden p. 345. Ausſchließung der Töchter von dieſen Gütern. Muthmaſſungen über die Urſachen dieſer Ausſchlieſſung p. 345 — 347.

Salz, Art es zu bereiten p. 12.

Salzquellen, wenige im alten Deutſchland p. 12.

Saracenen. Ihre Lebensart p. 292. Ihre Eroberungen. p. 293. Werden von Karl Martel geſchlagen. 293, 294.

Scabini bey den Franken, wer ſie waren p. 343.

Schatzkammern waren den Deutſchen unbekannt p. 325.

Schau-

Schauſpiele der alten Deutſchen, worin ſie beſtanden. p. 31.

Schiffe der Deutſchen, woraus ſie beſtanden p. 33.

Schreibkunſt, iſt den Deutſchen nicht ganz unbekannt. p. 29.

Sclaven und Freygelaſſene regieren die Römiſchen Kaiſer p. 132.

Seeräubereyen der Deutſchen im dritten und vierten Jahrhundert p. 33.

Seneſchalci; ihr Amt bey den Franken p. 329.

Sicambrer (die) und die Uſipeter und Teucterer ſchlagen den Römiſchen General Vollius, müſſen aber vom Auguſt Friede erbitten. p. 63.

Sicherheitsbrief, wenn er gegeben wurde, und was er war p. 339.

Sigebert wird König von Auſtraſien p. 253. Schlägt die Avaren p. 254. Wird ermordet p. 255.

Sigismund, König von Burgund wird von den Fränkiſchen Königen überwunden und ermordet p. 235.

Slaven. Ihre erſte Erſcheinung. Die verſchiedenen Nationen unter dieſem Namen. p. 217.

Spargel, wilder p. 5.

Sprache (die Deutſche), warum ſie die Oberhand über die lateiniſche nicht erhalten konnte p. 187.

Staatsſyſtem der Deutſchen nach Eroberung der Römiſchen Provinzen p. 193. u. f.

Stephan III. Römiſche Papſt geht nach Frankreich p. 307. Bekömmt von Pipin das Exarchat geſchenkt. p. 308.

Stili-

Stilicho ſchlägt den Alarich p. 149. Vertreibt den Alarich von Rom p. 151. Schlägt den Radagais p. 153. Ladet den Verdacht der Verrätherey auf ſich p. 157. Wird in Ravenna gefangen genommen und hingerichtet. p. 158, 159.

Störche zu eſſen verboten p. 7.

Strafgelder für das Ausbleiben vor Gericht, nach den Saliſchen Geſetzen p. 338. Für geſtohlene Hunde Kühe, Pferde und Habichte p. 393.

Strandrecht wird von den alten Deutſchen ausgeübt p. 21.

Streitigkeiten über Landeigenthum, wie ſie bey den Deutſchen entſchieden wurden p. 407.

T.

Tapferkeit der Deutſchen wird von allen Nationen geſtanden, von den Römern geſchätzt und gefürchtet. p. 40, 41.

Tejas wird zum Gothen-König gewählt, geſchlagen und getödtet p. 251.

Terra Salica. VID. **Saliſche Güter.**

Teutobach, der Deutſchen König, wird von Marius gefangen, und im Triumph aufgeführt p. 56.

Theilung der Güter, wie ſie bey den Deutſchen gewöhnlich war p. 232.

Theodat der Oſtgothen König will Italien an Juſtinian abtretten p. 239. Wird des Thrones entſetzt und ermordet p. 240.

Theodebald, Theodeberts Sohn, ſchickt den Leuthar und Bucelin nach Italien p. 252.

Theodebert wird König von Auſtraſien p. 237. Zieht nach Italien; muß wegen Hunger und Krankheiten wieder zurück ziehn p. 243. Stirbt p. 252.

Theodorich, der Oſtgothen König geht nach Italien, überwindet den Odoacer und tödtet ihn p. 182. Nimmt Römiſche Kleidung, und befiehlt ſie auch ſeinem Volk p. 186. Verbietet den Gothen, ihre Kinder in die Schule zu ſchicken p. 196. Macht Projekte zu einer allgemeinen Republik p. 224. Stirbt p. 236.

Theodorich, Klodwigs Sohn, bekömmt nach ſeines Vaters Tode Auſtraſien; befolgt das Syſtem ſeines Vaters p. 233. Vereinigt das Thüringiſche Reich mit dem Fränkiſchen p. 233, 236. Bekriegt die Burgunder p. 235. Greift die Viſigothen an, und ſtirbt p. 237.

Theodoſius giebt den Gothen ein Stück von Thracien, und macht ſie zu Bundsgenoſſen p. 146.

Therwinger, eine Gothiſche Nation p. 139. Verlaſſen ihr Vaterland p. 140.

Theudebert, König von Auſtraſien p. 259. Nimmt ſeinem Bruder einige Provinzen p. 260. Wird geſchlagen und verliert das Leben p. 261.

Theuderich, König von Burgund, erhält einen Theil von Auſtraſien p. 259. Muß ihn wieder zurück geben p. 260. Schlägt ſeinen Bruder Theudebert p. 261. Stirbt p. 262.

Thierarten, warum ſich viele aus Deutſchland verloren p. 9.

Thorus, der Gott des Donners bey den Deutſchen. p. 49.

Thronfolge war bey den Franken erblich p. 331.

Thüringer. Ihr Reich p. 217.

Thungini; ihr Amt p. 343.

Tiber bringt verſchiedene Deutſche Völker unter der Römer Gewalt; auch die Sicambrer p. 71. Rüſtet ſich zum Kriege gegen Marbot p. 73. Dämpft die Empörung der Pannonier und Dalmatier p. 74. Geht nach des Varus Niederlage nach Deutſchland p. 80.

Titelſucht der alten Deutſchen p. 207.

Todesſtrafe wird von den Fränkiſchen Königen gegen Diebe und Räuber verordnet p. 268.

Todtſchlag, mit wie vielem Gelde er bey den Franken beſtraft wurde p. 340. Wird bey den Burgundern mit dem Tode geſtraft ibid.

Totilas wird zum Gothen-König gewählt p. 245. Uiberwindet die Kaiſerlichen, erobert das untere Italien, belagert Rom p. 246. Erobert und plündert es p. 247. Reißt die Mauern von Rom nieder und führt die Inwohner mit ſich fort p. 248. Belagert wieder vergeblich Rom ibid. Schlägt den kaiſerlichen General Johannes in Kampanien; erobert Rom und hilft es wieder herſtellen p. 249. Wird bey Ankona zu See geſchlagen p. 250. Wird von Narſes in Thuſcien geſchlagen, und ſtirbt. p. 251.

Treue (eheliche) der Deutſchen; Strafe des Ehebruches p. 28.

V.

Valens, der orientaliſche Kaiſer nimmt die Gothen in Thracien auf p. 141. Greift die Gothen an, wird geſchlagen, und geht in dem Treffen ſelbſt verloren. p. 144.

Vandalen gehen nach Gallien, werden von den Franken geſchlagen. Schlagen mit Hilfe der Alanen die Franken, und dringen durch ganz Gallien p. 153. Gehen nach Spanien und verwüſten es p. 156. Bekommen mit den Sueven die Landſchaft Gallácien. p. 156. Gehen nach Afrika und erobern es p. 170.

Vandalen mit dem Zunahmen Silingi, bekommen Bäticam p. 156.

Varus will die Römiſche Gerichtsordnung und Geſetze in Deutſchland einführen, und bringt dadurch die Deutſchen in Wuth p. 74. Arminius verſchwört ſich mit einigen Deutſchen Fürſten gegen ihn p. 75. Varus wird angegriffen und gänzlich geſchlagen p. 75 bis 79. Folgen dieſer Niederlage 79, 80.

Verbrechen wurden bey den Franken mit Geld gebüßt p. 340. Wie ſie bey den Deutſchen beſtraft wurden p. 408.

Verfall der Wiſſenſchaften und Künſte bey den Römern p. 188 — 191. Verfall des königlichen Anſehens bey den Franken p. 266. Verfall der Sitten p. 267, bis 269.

Verfaſſung (politiſche) der Deutſchen unter der Fränkiſchen Oberherrſchaft p. 404 — 406.

Verſchnittene beherrſchten die Kaiſer p. 134.

Viehzucht, warum ſie bey den alten Deutſchen die gewöhnliche Wirkung nicht haben konnte p. 22.

Viſigothen erobern Languedoc p. 229.

Vithimer wird von den Hunnen erſchlagen p. 139.

Vitiges wird zum Gothen-König gewählt p. 240. Giebt den Franken Land und Geld um ſie zu ſeinen Freunden zu machen p. 241. Geht nach Rom, und belagert es; muß aus Hunger abziehn p. 242. Wird nach Konſtantinopel geführt p. 245.

Ulphilas, ein vornehmer Gothe, wird ein arianiſcher Chriſt, überſetzt die Bibel in ſeine Sprache, und macht ſeine Landsleute zu Chriſten.

Unbilden wurden bey den Franken mit Geld gebüßt p. 340.

Vögel, verſchiedene Arten derſelben in Deutſchland p. 10.

Völkervereinigungen der Deutſchen p. 102.

Völkerverpflanzungen der Römer p. 71.

Urkunden, wie ſie bey den Merovingiſchen Königen ausgefertiget wurden p. 330. Wie bey den Franken ibid.

W.

Wälder, ungeheure in Deutſchland p. 4.

Waffen. Feyerlichkeit bei Uiberreichung derſelben p. 16. Werden aller Orten von den Deutſchen mit ſich geführt p. 17. Werden für etwas göttliches gehalten ibid. Verſchiedene Arten derſelben bey den Deutſchen p. 39.

Wahrſagerinnen der Deutſchen, werden als etwas göttliches geehrt p. 46.

Wallia der Gothen König führt ſein Volk nach Gallien p. 168.

Wariner, was ſie für ein Volk waren p. 393.

Wehr= oder Friedegelder bey den Franken p. 340.

Weiler (Villa), woraus er beſtand p. 398.

Wildheit der Sitten bey den Fränkiſchen Königen und Königinnen p. 269.

Winfried. vid. **Bonifacius.**

Wißbad, unter den warmen Bädern der Deutſchen, den Römern bekannt p. 12.

Wiſſenſchaften werden im fünften Jahrhundert von den Römern gänzlich vernachläſſiget p. 188.

Wodan vid. **Othin.**

Wohnungen der Deutſchen werden beſſer gebaut, und ſogar verziert. p. 397, 398.

Z.

Zeugen werden bey den Deutſchen an den Ohren gezupft p. 369.

Zinsgebühren bey den Franken p. 322.

Zuſammenkunft der ganzen Fränkiſchen Nation zu Paris. p. 271.

Zuſtand der Städte unter der Herrſchaft der Deutſchen. p. 212.

Zweykampf wird bey den Franken eingeführt p. 342.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmidt, Michael Ignaz, 1736-1794 / Hickel, Joseph, / Mansfeld, Johann Ernst,

Michael Ignaz Schmidts Kais. Königl. wirklichen Hofraths, ... Geschichte der Deutschen

Bd.: 1

Wien 1783

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 8632 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249996-5
VD18 15448177-001